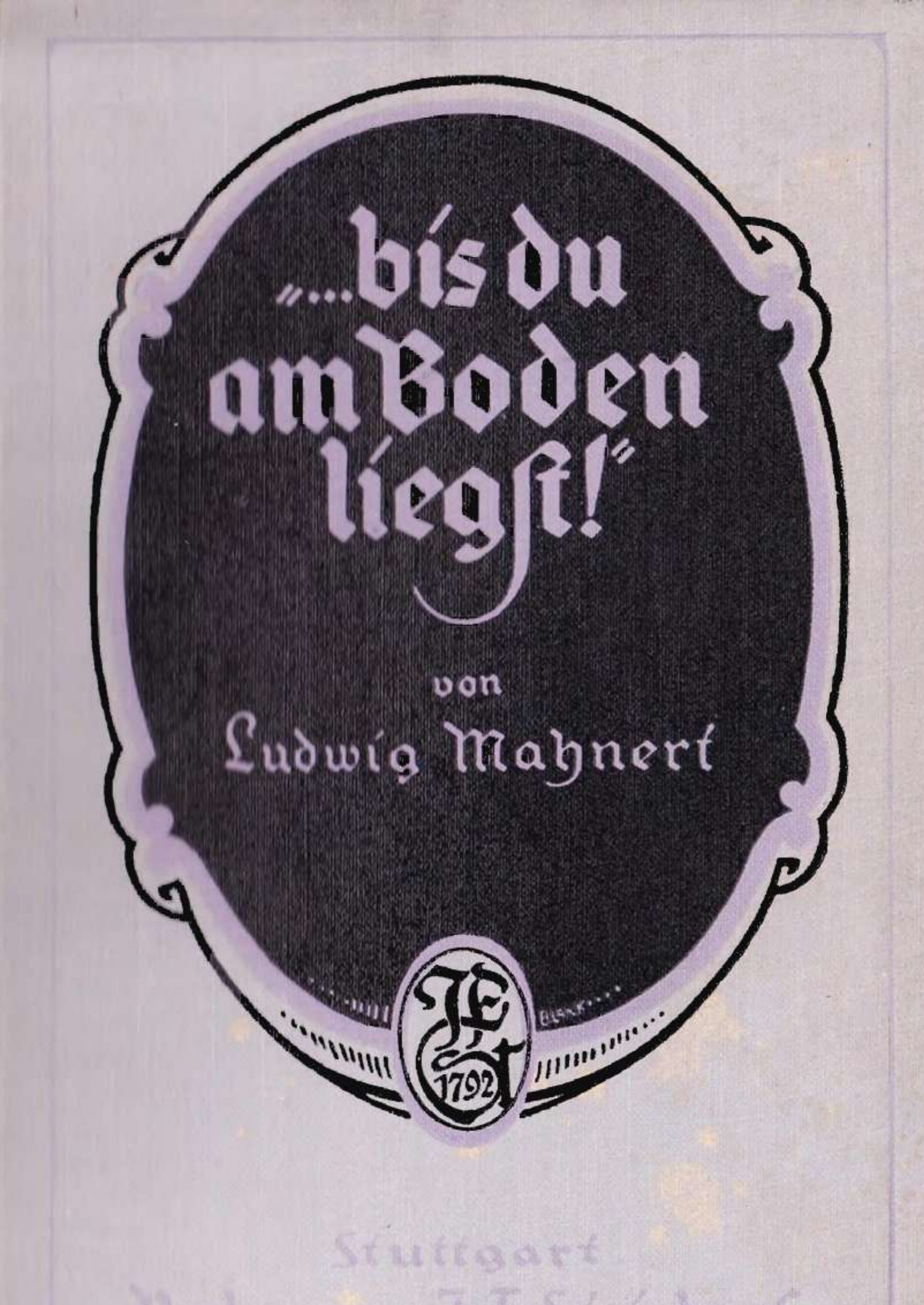
L. Mahnert „....bis du am Boden liegst!"



Stuttgart
Verlag von J. F. Steinkopf


FRANZ PECHEL
BUCH-MUSIKALIEN-&
ANTIQUARIATSHANDLUNG
GRAZ, HERRENGASSE 3

„... bis du am Boden liegst!"

von

Ludwig Mahnert



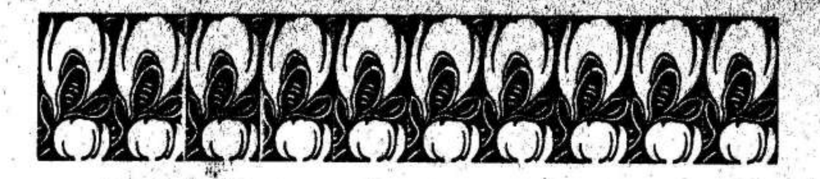
1919

Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart



Gedruckt in Stuttgart
bei J. F. Steinkopf

Meiner lieben Frau
und dem Andenken
an meinen Bruder Emil
gefallen am
20. August 1917 vor Verdun



1.

Zur Linken der Drauwalder Heerstraße, die zwischen den Höhenzügen des Pachern und des Posrucks längs der Drau von der Stadt Marchburg aus durch die untere Steiermark gen Kärnten führt, zu Fleißing unter Wildhaus, stand ein armseliges, niedriges Häuslein. Wie ein alter, müder, blinder Bettelmann, der sich in stumpfer Ergebung in sein freudloses Geschick am Wegrand niederhockt, starrte es unter dem tiefverschneiten Schindeldach mit seinen festgefrorenen, nur zwei Faust großen Fensterscheiben auf die einsame Straße, auf der sonst allerhand fahrendes Volk, Schausteller und Spielleute, Zigeuner, Heckenreuter und entlassene Landsknechte lärmend vorüberzogen.

„Habt Ihr wieder den Wolf gehört?" fragte drinnen der Predikant Sigmund Lierzer sein blondes Weib, das soeben aufgestanden war und eine Wachskerze anzündete, die er vom letzten Begräbnisse mit nach Hause gebracht hatte.

„Unheimlich hört sich dies Heulen an in der stillen Nacht," antwortete sie leise, um ihre beiden Knaben nicht zu wecken, und machte Feuer in dem alten Ofen, den der Hafnermeister aus der Stadt mit neuen, grünglasierten Kacheln versehen hatte.

„Es ist ein furchtbarer Winter. Der Brunnen ist zugefroren, die Eisblumen tauen nicht mehr auf, die Wälder starren von Frost, und um die Wohnstätten schleichen die hungrigen Tiere."

Er ging durch die schmale hintere Tür hinaus ins Freie und holte mit blaufrostigen, verkrümmten Fingern harten,

dünnkörnigen Schnee herein: der gab das Wasser zu ihrer gewohnten, dünnen Morgensuppe.

Sie beteten den Segen, wie ihn Doktor Martin Luther in seinem Katechismus niedergelegt hat: „Das walte Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist. Amen." Dann tauchten sie die weißen Holzlöffel in die irdene Schüssel.

Ein beißender Rauch erfüllte den Raum, der in einem Küche, Kammer, Schlafgemach und Studierstube war, und reizte sie zum Husten. Von den schwarzen, schwitzenden Wänden, von der niedrigen Decke tropfte es langsam auf den unebenen und löcherichten Lehmboden und verschonte auch des Predikanten wenige Bücher nicht, die auf einem rohen, ungehobelten Brett in der Ecke standen, eine Postille, das Büchlein Urbani Rhegii und der Predikantenspiegel.

„Ein schönes Heim!" sagte Lierzer bitter.

„Es ist doch ein Dach über uns," antwortete sie sanft.

„Wenn ich schon in der Stadt nicht hausen darf, warum nimmt uns der religionsverwandte Adel nicht auf, die Herbersteiner und die Stubenberger, die Tachy und die Kollonitsch?"

„Dürfen sie es denn?" fragte sie.

„Sie haben das gleiche Recht, einen Predikanten auf ihren Burgen und Herrschaften zu halten, wie die vier Städte, denen der Erzherzog auf dem Brucker Landtage es zugestanden hat. Aber ich denke, sie sind zu bequem oder fürchten die Regierung und katzenbuckeln vor ihr."

„Der Herr Clement Weltzer auch? Vielleicht will er wegen einer neuen Heimstatt mit Euch reden, weil er Euch für heute zu sich gefordert hat," begütigte sie.

„Ich hoffe, er gibt mir endlich meine Bestallung und meine Bezahlung."

Er zog den ledernen Geldbeutel aus dem Wams und begann zu zählen: „Drei Gulden rheinisch sind unser letztes Gut."

„Der alte Jörg stundet uns weiter die Milch und das Unterstandsgeld für Euer Roß."

„Ihr seid immer voll Zuversicht."

„Nur wenn Ihr fort seid, bin ich in Angst."

„Sorgt Euch nicht," sagte er. „Ich stehe in des allmächtigen Gottes Schutz und in der Landschaft Dienst, und der Arm der Herren und Landleute ist stark."

„Aber der Erzherzog und die friedhässigen papistischen Widersacher?"

„Kann der Erzherzog sein fürstliches Wort brechen, das er zweimal feierlich vor versammeltem Landtag gegeben hat? Und die Meßpfaffen fürchte ich nicht!"

„Aber sie werden Euch fürchten und Euch nachstellen und Euch noch zu Falle bringen."

„Sie fürchten das heilige Evangelium, und Ihr wißt, wie Sankt Matthäi am Vierundzwanzigsten geschrieben steht: ‚Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen'!"

Das letzte rief er so laut, als stände er auf der Kanzel, und Klein-Dietrich erwachte. Er richtete sich in seiner Wiege auf, hielt sich mit seinen dicken Fäustchen, an denen an der Stelle der Knöchelchen nur winzige Löcher zu sehen waren, am Rande fest und lachte die Eltern an. Als sie ihn trotz seiner Freundlichkeit nicht aufnahmen, ließ er sich langsam wieder hintenüber fallen, steckte das rechte Däumchen in den kleinen, roten Mund und begann zufrieden mit sich und der Welt in seiner Kindersprache zu plappern.

Maria Lierzer hatte den Löffel hingelegt und lächelte stillselig zu ihrem Kinde hinüber. Eine Röte überflammte ihr edles, feingeschnittenes Gesicht, und der Predikant wußte nicht, ob das des Herdfeuers Widerschein war oder die Glut des heiligen Mutterglückes.

Er stand vom Tische auf, und mit einem Blick auf sein Weib, als wollte er sich vor ihr ob seiner väterlichen Schwäche entschuldigen, trat er an des Knaben Wiege heran und nahm ihn auf den Arm. Er hielt ihn hoch über sich, daß des Kleinen blondes Seidenhaar fast die Decke berührte, er schmiegte

sein Gesicht an die weichen, runden Wangen des Kindes, er sah ihm tief in die unschuldsreinen, blauen Augen, er trug ihn, leise singend, durch die Kammer und setzte ihn endlich auf der Mutter Schoß: „Da habt Ihr das kleine Männlein!"

„Wir müssen den Wulf wecken," sagte sie. „Er kann mit Euch mitgehen, wenn er die Milch holt."

„Der arme Schelm! Das ist bei der Kälte immer ein Martergang, und mich dünkt, so kalt wie heute war es noch nie. Aber es macht nichts. Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage, und jetzt ist eisenharte Zeit!"

„Und er ist so tapfer! Die Füße und die Hände sind ihm aufgesprungen vor Frost, und er läßt sich nichts merken."

„Weil ich ihm von den Spartanerbuben erzählt habe, die ihre Hände übers Feuer hielten, und sie zeigten nicht, wie weh' es ihnen tat."

„Wenn's unsern Kindern doch einmal recht gut ergehen möchte, besser als uns!"

„Redet doch nicht so, Maria. Ich bin auch oft unzufrieden. Ich war es noch vorhin. Aber dann schaue ich auf Euch und die Kinder, dann denke ich an mein heiliges Amt, und mein Sinn wird allemal wieder fröhlich. Ich kann doch immer nur Sonne sehen, und den letzten Schatten wird mir Herr Clement Weltzer hoffentlich heute verjagen!"

Da lächelte sie: „Ja, so seid Ihr! Ihr lasset mitten im kalten Winter die Vöglein singen und die Blümlein blühen und jeden Dreck vermögt Ihr Euch zu vergolden."

„Aber, Maria, da sprudelt liebliches Wort und häßliche Rede aus einem Quell!"

„Seid still, Liebster! Manchmal steckt Ihr mich an, dann rede ich zierlich und fein, wie ein Poet; und manchmal steckt Ihr mich an, dann rede ich ungeschlacht und grob, wie ein Predikant!"

„Ja, Poet und Predikant, Ihr habt recht, das bin ich, und das — ist mein Fluch!"

Sie erschrak über seinem heftigen Wort und über seiner finsteren Miene und antwortete nichts: sie wußte ja, wie schnell seine Stimmungen wechselten. Sie drückte den Kleinen fest an sich und ging, ihren Ältesten zu wecken.

Sigmund Lierzer aber schritt, die Hände auf dem Rücken und das Haupt gesenkt, in der Hütte auf und ab, und als seine Frau ihn so sah, dachte sie: „Es ist schade um diesen Mann. Er ist wie ein gefangener Löwe."

Wulfhinrich rieb sich den Schlaf aus den Augen und sprang schnell auf die Füße. Die Mutter legte ihren Jüngsten wieder hin; er verlangte in hungriger Ungeduld nach seiner Milch. Sie half dem fünfjährigen Knaben in die Kleider, wusch ihm vorsichtig die frostroten Hände und das verschlafene Gesicht mit erwärmtem Schneewasser und setzte ihm die Morgensuppe vor.

„Werdet Ihr in die Stadt reiten?" fragte sie ihren Mann.

„Bei der Kälte gehe ich lieber, und zu Fuß komme ich leichter ohne Gefahr durch die Straßen der verbotenen Stadt."

Er vertauschte die Haustracht, die Herzkappe, mit dem geistlichen Summar und zog an Stelle der Schnabelschuhe schwere, eisenbeschlagene Stiefel an. Aus der grauen Wollmütze schauten nur noch des Mannes spitze Nase und seine kleinen, dunklen Augen heraus. Er reichte seinem Weibe wortlos die Hand, und auch sie winkte stumm und unterdrückte die Warnung vor dem Weinhause, die sie auf der Zunge hatte. Nur dem Jungen, der für die Kälte viel zu leicht gekleidet war, sagte sie mütterlich: „Komm' schnell heim, Wulf!"

Dann standen sie draußen in der Dämmerung.

Von der Gäukirche zu Lembach trug der Ostwind Glockengeläute herüber. Sonst war es still. Nur der Schnee knirschte unter ihren Füßen.

Der Predikant blickte auf: das Posruckgebirge zu seiner Linken war eine einzige weiße Wand, deren totes Einerlei

hier und da schlanke, dunkle Fichtenstämme unterbrachen. In der Ferne zu seiner Rechten sah er die lange, sanfte Rückenlinie des Pachern sich durch den schwachen Morgennebel ziehen, bis sie sich im Westen im Dämmer und Dunkel verlor.

Vater und Sohn sprachen kein Wort. Der scharfe Wind, dem sie entgegengingen, nahm ihnen fast den Atem. Unverdrossen stapfte der Bub hinterdrein.

Die Straße führte allmählich zur Drau hinüber. Schon hörte Lierzer die Eisschollen auf den blaßgraugrünen, von leichten, weißen Schleiern überwallten Wassern leise ihr Wanderlied singen: sie kamen von weither, aus Kärnten und Tirol, und wollten noch weit, nach Ungarn, zur Mutter Donau und ins große, tiefe Schwarze Meer.

Die beiden standen vor der Heimstatt des Nachbarn, die eine behauste Hube war, die der Hintersasse nicht bloß bewirtschaftete, sondern auch bewohnte; der alte Jörg war ein Erbhold der Weltzerischen, hatte in den mehr als neunzig Jahren seines Lebens nur dreimal den Herrn gewechselt und aß jetzt bei dem letzten das Gnadenbrot.

Der Predikant trat in den Stall. Er streichelte seine Stute, und sie rieb dankbar ihren Kopf an seiner weißbereiften Brust. Wie oft hatte ihn das Tier, das er schon als Feldprediger geritten hatte, durch Gefahren getragen, seit die Jesuiten von Gratz aus ihr Wesen trieben und allenthalben mit Macht und List versuchten, die katholische Religion wieder herzustellen und des Erzherzogs Länder zu reformieren!

„Kann dich heute nicht brauchen," sagte er. „Oder hast du Lust, unter das Messer eines Marchburgerischen Fleischers oder gar des Schinders zu kommen? Die Papisten drinnen haben's höllisch scharf auf mich."

Und als verstände ihn der Rappe, begann er mit dem rechten Vorderfuß unruhig zu scharren, warf das stolze Haupt in die Höhe, blies die Nüstern auf und wieherte laut.

„Ja, du und ich, wir gehören zusammen; du trägst mich, und ich trage Gottes heiliges Evangelium. Wollen uns nicht

fürchten, wir zwei! Es sind nur Menschen, und die können uns nichts tun!"

Er gedachte seines Vaters, der zu Friedberg in Hessen vertrieben worden war, weil er das Interim nicht hatte annehmen wollen, und in gleichem Trotz reckte er sich hoch auf, und seine Augen blickten hell wie die eines Helden, den das Horn in die Feldschlacht gerufen.

Wieder fuhr er dem treuen Tier streichelnd über den Kopf und klatschte ihm den Hals. Dann ging er hinaus.

Draußen traf er seinen Sohn, der in den zitternden Händen den gefüllten Milchkrug hielt.

„Wo ist der alte Jörg?" fragte er ihn.

„Er ist krank," antwortete Wulf.

„So werde ich ihn beim Rückweg besuchen. Geh' jetzt heim und fall' nicht mit der Milch."

Er legte ihm die Hand auf den kleinen, pausbackigen Kinderkopf und sagte weich und freundlich: „Du bist mein lieber, tapferer Bub'!"

Da leuchteten des Knaben Augen auf. Er schluckte die Tränen herunter, die ihm die Kälte erpressen wollte, und sagte mit zuckendem Munde: „Lebt wohl, Vater!"

So trennten sie sich.

Inzwischen war es heller Tag geworden. Im Osten färbte sich der Himmel rot. Krähen flogen von der Straße auf. Vor dem wandernden Predikanten wehte der Wind den Schnee, daß es aussah, als dampfte die Erde. Die verschneiten Fichten neigten ihre schweren Zweige hernieder, nur die Wipfel trugen sie stolz und aufrecht.

Vor einer Hütte zu Tresternitz blieb er stehen. Die steifen, ungelenken Finger eines jungen Weibes schrieben mit Kreide auf den Stock der Haustüre: † C † M † B 1597.

„Was macht Ihr da?" fragte er.

„Das wißt Ihr nicht? Und seid doch ein geistlicher Herr? Heute ist ja Dreikönigstag!"

„In eurem Kalender kenn' ich mich noch nicht aus," ant-

wortete er und ging weiter. Der alte Predikantengroll tobte wieder in ihm, weil er und seine Amtsbrüder auf des Erzherzogs Geheiß den neuen Kalender hatten annehmen müssen, so sehr sie sich auch dagegen gewehrt hatten, weil er vom Papste kam.

Als er in das Dorf Gambs einbog, hörte er fröhliches Schellengeläute, das immer näher und näher kam. Er trat zur Seite, um einen leicht und schlank gebauten, reich mit Gold bemalten Schlitten an sich vorbeizulassen.

Zwei feurige Schimmel zogen mit nickenden Helmbüschen und schwersilbernem Zaumzeug das Gefährt und warfen mit den blanken Hufen hartgefrorene Schneestücke hinter sich, oft genug der jungen Lenkerin in das frische Gesicht mit den goldbraunen, lebensprühenden Augen unter dem roten, mit weißem Pelz besetzten Barett. Als sie des Predikanten ansichtig wurde, zeigte sie lachend ihre blitzenden Zähne, senkte grüßend vor ihm die Peitsche und sauste vorüber.

„Ursula Weltzer!" sagte Sigmund Lierzer betroffen, als hätte er eine Erscheinung gesehen. „Die tolle Ursel! Unsereinem friert es das Blut aus den Adern und das Mark aus den Knochen und sie jagt ihres Vaters Schimmel über den Schnee. Und wie die Hexe lachen kann!"

Nun war er nicht mehr der Predikant, der Poet in ihm hatte die Oberhand. Die Sonne war aus ihrem purpurnen Himmelbett aufgestanden und lugte mit breitem, noch etwas bleichem Angesicht über die verschneiten Rebenhügel von St. Peter, bald huschten ihre ersten Strahlen über die Schneedecke und ließen vor des Wanderers Augen tausend und abertausend winzigkleine Sterne blitzen.

Über diese Sterne schritt er dahin und vergaß seiner ärmlichen Hütte, der unruhigen und unsicheren Zeit und der Kälte, die durch sein abgeschabtes, schwarzes Predigerwams mit eisigen Fingern nach seinen Rippen griff und ihm über den Rücken fuhr, daß es ihn schüttelte und seine Zähne klapperten, und dünkte sich mit einem Male ein reicher Mann.

Die Kirchtürme und Basteien von Marchburg drohten ihm entgegen.

Er kam zum Galgenfeld: schreiend flogen Dutzende von Krähen von dem zerfetzten Leichnam eines Gehenkten auf, der im scharfen Ostwinde schaukelte; vor der westlichen Stadtmauer und dem Stadtgraben, bis zum runden, zweistöckigen Reckturm an der Drau, dem schönsten von den vier Ecktürmen der Stadt, lag der alte Judenfriedhof. Der Predikant warf einen flüchtigen Blick auf die zerfallenen und verwitterten Steine auf den Gräbern: das vor hundert Jahren aus der Steiermark vertriebene Volk Israel konnte sie nicht mehr pflegen.

Er stand vor dem Frauentor. Im Herbst, als die Drau noch schiffbar war, hatten ihn zumeist kärntnerische Schiffer und Holzknechte auf ihren Flößen und Plätten mitgenommen, und er war unbehelligt auf dem Lendplatz der Stadt ans Land gesprungen, oder er war zu Wildhaus mit der Fähre über den Strom gesetzt und über die Draubrücke nach Marchburg hereingekommen; denn der Wächter, der dort die Zugbrücke aufzog und niederließ, war ein treuer Anhänger der Augsburgischen Konfession. Der Torhüter am Frauentor aber gehörte zu den Päpstlichen, kannte ihn gut und wollte ihn auch jetzt nicht hereinlassen.

Da brauste Sigmund Lierzer auf: „Habt Ihr nicht gestern des Herrn Clementen Weltzers reitenden Buben aus der Stadt gelassen? Der war bei mir und bestellte mich hieher. Ich rate Euch gut: nehmt es nicht auf mit dem Zorn dieses Herrn!"

„Ihr dürft nicht in die Stadt! Die fürstliche Durchlaucht ist mehr denn ihr Pfleger!"

„Ich bin des Pflegers Predikant, er ist vom Adel, er darf einen Predikanten haben!"

„Aber nicht in der Stadt."

„Ich werde mich beschweren bei Richter und Rat."

„Über Richter und Rat steht der Erzherzog."

„Aber über dem Erzherzog steht doch wohl das?" fragte Lierzer lauernd und hielt dem hartnäckigen Feind einen Wiener Pfennig unter die Nase.

Der Wächter grinste verlegen und sagte: „Es sind schlechte Zeiten für unsereinen, man weiß schier nimmer, wie man's recht macht und wem man gehorchen soll." Er nahm schnell das Geld und zog das Fallgitter auf.

So kam Sigmund Lierzer in die ihm verbotene Stadt. Es war zehn Uhr und Zeit zum Mittagessen. Durch die Freihaus- und die Windischgasse schlich er sich ungefährdet — die Kälte hielt die Menschen in den Häusern fest — zu dem ihm wohlbekannten, durch einen Strohwisch über der Haustür gekennzeichneten Gasthaus „Zur Mehlgruben" in der Allerheiligengasse, dessen Wirt weniger aus Überzeugung, denn aus Geschäftsgeist es mit den Protestanten hielt, die in der Bürgerschaft und namentlich im Rat eine starke Mehrheit hatten und fast den gesamten Adel der Umgebung zu ihren Bekennern zählten.

Der Predikant atmete erleichtert auf, als ihn die behagliche Wärme der holzgetäfelten Trinkstube umfing; er ließ sich mit steifen Beinen an dem schweren, runden Eichentisch gleich in der Ecke neben dem mächtigen, braunen Kachelofen nieder.

Er bestellte einen glühendheißen Wurzwein und aß gekochte Eier, blau abgesottenen Drauhuchen und Hohlhippen dazu. Dem neugierigen Wirt antwortete er ausweichend, so daß er sich verzog.

Lierzer war allein; er war wieder ganz und gar Poet: des Weines Feuertrunk jagte durch seine Adern, erwärmte die durchfrorenen Glieder und, da es so früh am Tage war, umnebelte er seinen Sinn.

Einen Augenblick dachte er daran, daß sein Weib und sein Wulfhinrich daheim jetzt die gewohnten Linsen oder Wicken auf ihren Holztellern vor sich hätten, während er hier schlemmte und praßte. Aber der Poet jagte im Zauberbanne des süßen Giftes schnell diese unangenehme, störende Vorstellung wieder von sich und überließ sich selbst- und weltvergessen ganz dem Genuß der Stunde, unbekümmert darum, daß er Clementen Weltzer warten ließ.

Dann nahm er das Trinkbuch vom nächsten Tisch und schrieb in Übermut und Leichtsinn mit zierlichen Schnörkeln die kecken Worte hinein:

„Leben und lustig zechen,
Das mag dem Teufel in der Hölle den Nacken abbrechen!
Sigmund Lierzer, Ecclesiastes."

Endlich bezahlte er Essen und Trinken mit acht Wiener Pfennigen, trank stehend schnell noch einen Becher des geliebten Weines aus und machte sich mit glänzenden Augen und mit blaurotem Gesicht zu Clement Weltzer auf den Weg.

Vom Stadtturm schlug es die elfte Stunde.

2.

Vor der Hube des alten Jörg hielt Ursula Weltzer den Schlitten an, knallte mit der Peitsche und rief: „Heraus aus eurem Bau, ihr Faulpelze, oder schlaft ihr den Winterschlaf?"

Jörgs einziger Sohn, ein Mann von fünfzig Jahren, dessen kurzgeschorenes Haupthaar so schmutzigweiß wie der Schnee auf dem Strohdache seiner Hütte war, trat eilends aus der Türe, zog die Mütze und wollte der Tochter seines Herrn die Hand küssen.

Sie aber hielt schnell die Rechte hinter sich: „Weißt du's noch immer nicht? Ich mag eure ungewaschenen Bauernmäuler nicht auf meiner Mädchenhand," warf ihm die Zügel zu, stieg langsam aus, reckte die schlanken Glieder und befahl dem Manne, die dampfenden Pferde ein wenig auf und ab zu führen, ihnen alsdann die warmen Kotzen aufzulegen und bei ihnen zu verbleiben, bis sie wiederkäme.

Sie gab dem einen Schimmel mit der flachen Hand einen

kräftigen Schlag auf das runde Hinterteil, daß das edle Tier erschrocken ausbrechen wollte; mit Mühe hielt es der Bauer am Zügel zurück.

Da lachte die tolle Ursel hell auf, und das klang fröhlich wie eine Mittagsglocke, die zum Essen ruft: „Hallo, Schimmel, verträgst du denn meine Liebkosungen nicht mehr?“

Sie ging ins Haus. Im linken Stüblein lag im Winkel auf seiner schlichten Bettstatt der alte Jörg. Er war ihr Freund. Alle, die sie kannten, gingen für sie durchs Feuer, obgleich sie selten anders mit ihnen sprach und mit ihnen umsprang, als in der bubenhaften Art, die ihr im ganzen Draufelde den Beinamen der tollen Ursel eingetragen hatte. Das Befehlen war ihre Lust und das Herrschen der ganze Inhalt ihres jungen Lebens.

Aber der alte Jörg war ihr Freund seit jenem Tage, da der fast Neunzigjährige, der noch immer freiwillig im Weingarten ihres Vaters im Gambser Graben leichte Arbeiten verrichtete, Zeuge gewesen war, wie ihr Vetter Hanns von Trübenegg ihren Bruder Ernreich beim Scheibenschießen fahrlässig mit dem Propfen erschoß; da hatte der weißhaarige Alte seinem Herrn die schmerzliche Kunde überbringen müssen, daß sein einziger Sohn und Erbe bleich und stumm mit gebrochenem Blick zwischen den Reben läge, und er hatte es in Ursulas und ihrer Mutter Gegenwart mit solchem menschlichen Zartgefühl getan, daß das erschütterte Mädchen verwundert erkannte: dieser ehemalige Landsknecht, der sich im Dienste ihres Geschlechtes Narben und Schwielen und einen krummen Rücken geholt hatte, dieser Urbarsmann ihres Vaters, der lieber hungerte, als daß er Zins und Ehrung schuldig geblieben wäre, ist ja auch ein Mensch, ja, vielleicht mehr Mensch als sie selber, die bisher über den Dienstleuten und Untertanen der Weltzer wie über ihren Pferden die Peitsche geschwungen und mit dem Vorurteil ihres Standes vermeint hatte, Herz und Geist wären nur beim Adel zu finden.

Seit jenem Tage — das war jetzt etwa zwei Jahre her — waren der alte Hofstätter und das junge adelige Fräulein Freunde. Sie versorgte ihn mit Schuhen und Kleidern, schickte ihm Fleisch, Schmalz, Käse und Wein, Honig und Leinwand, sie besuchte ihn öfter auf seiner Hube in Wildhaus, und die tolle Ursel wurde ganz zahm und still, wenn der ehrwürdige Greis mit einem wunderbar frischen Gedächtnis und mit einer urwüchsigen, natürlichen Erzählergabe aus den Stürmen und Abenteuern seines reichen Lebens berichtete.

Sie riß die Türe auf, stürmte ins Zimmer und polterte gleich drauf los:

„Aber, Jörg, ist das eine Luft für dich? Da bleibst du ja dein Lebenlang krank, da muß ja ein Gesunder ersticken! Zieh' die Decke bis an den Hals, Alter!“

Sie stieß ein Fenster auf und steckte den Kopf hinaus. Da wehte die Kälte den Atem des Mädchens in feinen Schleiern links und rechts von dem offenen, weißen Hals in die Kammer. Von draußen hörte man das Schnauben der Pferde und das langsame Läuten ihrer silbernen Glocken.

In den blauen Augen Jörgs, unter den buschigen, schneeweißen Brauen flammte ein Leuchten auf, wie wenn um die Abendzeit in einer dämmerigen Hütte Licht gemacht wird, und auf seinen faltigen, verwitterten Zügen lag die verklärende Schönheit eines Menschenlebens, das bis zuletzt nichts anderes als Treue und Ehre gewesen war.

Er wollte sich aufrichten in den groben, roten Kissen, aber schon war Ursula bei ihm, ergriff seine welke Hand und sagte:

„Nichts da! Liegen bleiben! Wo fehlt's denn, Jörg?“

„Überall und nirgends, Fräule Ursula. Ich bin so schwach! Ich glaube, ich tu' nicht mehr lange mit. Und Ihr kommt noch einmal zu mir!“

„Du darfst noch nicht sterben, hörst du? Ich will's nicht haben, ich schlag' dem Tod meine Peitsche über den kahlen Schädel, daß ihm Hören und Sehen vergeht und er ohne dich abfährt.“

Er lächelte.

Sie ging erregt mit schnellen Schritten durch die Stube. Er war sehr hinfällig geworden, seit sie ihn zuletzt gesehen, und um ihn von seinem gebrechlichen Zustand abzulenken, sagte sie, indem sie auf eine schwere, rotbunte, eisenbeschlagene Truhe wies: „Wo hast du die her, Jörg?"

„Von Eurem Herrn Großvater."

„Er hat sie dir geschenkt? Wie kam das?"

„Weil ich im Bauernkrieg an seiner und seines Bruders Seite war."

„Erzähle mir davon, Jörg!"

Er schüttelte den Kopf, aber mit der Rücksichtslosigkeit der Jugend, die nur an sich denkt, und um ihm zugleich die Todesgedanken zu vertreiben, nötigte sie ihn freundlich und bestimmt, ihr trotz seiner Leibesschwachheit den gewünschten Gefallen zu tun.

Sie setzte sich auf die Truhe, stützte ihr Kinn mit der rechten Hand und er erzählte aus einer wilden, blutigen und grausamen Zeit.

Sonderbare Vorzeichen waren da zu sehen gewesen, Krähen und Raben hatten so heftig in der Luft gestritten, daß ihrer eine Menge tot zu Boden fiel. Auf den Schlössern und Burgen stolzer Edelsitze blähte sich im Abendwinde der rote Hahn, den Mönchen und Nonnen in den Klöstern schlotterten die Knie vor Angst, der Bauer trieb adelige Herren, paarweise rücklings zusammengebunden, unter großem Spott und Gelächter wie Kälber vor sich her durch die Straßen der Dörfer.

Dazumal war der alte, gichtkranke Landeshauptmann Sigmund von Dietrichstein, der zuvor im Pettauer Felde die Bauern aufs Haupt geschlagen und mehr denn hundert Gefangene zu Gratz aufs Rad hatte flechten lassen, zu Schladming in Obersteiermark gegen den salzburgischen Rebellenführer Michl Gruber gezogen. An einem heißen Julisonntag in der Mittagsstunde überfielen die aufrührerischen Bauern die landesfürstlichen Truppen in der Stadt, einige hundert Husaren, deutsche und böhmische Soldaten zu Roß und zu Fuß, auch etliches Geschütz. Sie nahmen einige vom Adel in ritterliches Gefängnis. Darunter war außer dem Dietrichsteiner auch Ursulas Großvater, Christoph Weltzer, dem sie mit einem Spieß in den Schenkel stachen, so daß er vom Sattel hing. Sein Bruder Rupprecht, der vergebens seine treulosen, feigen Knechte in Ordnung bringen wollte, erhielt mit einer Hellebarde einen Schlag auf den Kopf, daß er betäubt hintenüber sank, und als Jörg, der Fußknecht, der nicht von seiner Seite gewichen war, ihm wiederum aufhalf, schoß einer den adeligen Herrn, daß er tot vom Rosse fiel.

„Die Hunde!" knirschte die tolle Ursel und ballte die Faust. „Weiter, Jörg, weiter!"

„Laßt mich ein wenig aussetzen," bat er. „Es geht nicht mehr wie sonst, auch bitt' ich euch: macht das Fenster zu, mir wird kalt."

„Trink Lindenblüten und Hollertee, daß dir warm wird," sagte das Mädchen und gehorchte. Die Erzählung des Alten, in der ihre Ahnen eine so unrühmliche Rolle spielten, hatte sie mächtig erregt.

Ihr waren alle Erhebungen der Bauern, die zu wiederholten Malen im Laufe des letzten Jahrhunderts die Gemüter in Schrecken versetzt hatten, eitel Aufruhr und Empörung. Sie sah, wie ihr Vater seine Hintersassen behandelte, und meinte, alle vom Adel gingen so mit den ihrigen um wie er, der bei Kuchel- und Pfennigdienst, bei Robot und Zehent sich auf die notwendigsten Forderungen beschränkte, ihnen mehr ein Vater, denn ein Herr war und niemals von ihrer einem den Sterbochsen nahm, wozu er nach dem Mortuar doch das Recht gehabt hätte. „Haltet einmal eure armen Leute gut," pflegte er seinen beiden Kindern zu sagen. „Was sie euch schuldig sind, das nehmt und hütet sie vor Steuer, darum bitte ich euch!"

Und nun diese Greueltaten, diese Mißhandlungen und Blutbäder, diese Brandschatzungen und Plünderungen, die

unter dem Panier des Pflugrades, angeblich im Namen der Gerechtigkeit, verübt worden waren!

Ursula ahnte, daß diese Unseligen, Wahnwitzigen viele Jahre und Jahrzehnte von ihren Herren bis aufs Blut gepeinigt worden sein mußten, bis sie in toller Wut, in wildem Hasse zur blutigen Rache aufstanden und als Herren ihrer Herren die langen Qualen ihres Lebens mit kurzen, aber darum um so furchtbareren Qualen einiger weniger Tage und Nächte vergalten.

Sie war aber doch zu sehr eine stolze Welzerin, und der Adel ihres alten Geschlechtes sprach zu mächtig in ihr, als daß sie den Bauern hätte Recht geben oder auch nur sie hätte verstehen können.

Noch einmal schossen ihre großen Augen zornige Blitze, noch einmal grollte sie in maßlosem Grimm: „Die Hunde! Die Hunde!"

Dann setzte sie sich wieder auf die Truhe und befahl dem alten, schwachen Mann: „Erzähl' mir weiter, Jörg!"

3.

Nachdem der Predikant und sein Bub' die Lierzerin verlassen hatten, trat sie leise spähend an Dietrichs Wiege heran und fand, daß er eingeschlafen war. In ruhigen Atemzügen hob und senkte sich die kleine Brust. Auf dem Herde summte leise ein Kessel.

Sie blies die Wachskerze aus und setzte sich an den Tisch. Im Rauch und in der gespenstischen, grauen Dämmerung, die das Stüblein erfüllten, durch die Türe, die sie verriegelt hatte, und die dichtgefrorenen Fensterscheiben, die keinen Blick ins Freie gestatteten, von aller Welt so gut wie abgeschnitten, kam sie sich so einsam und verlassen vor wie noch nie.

Wohl war sie auch sonst mitunter allein, wenn der Predikant im Dienste des Kirchenwesens auswärts in seinem Viertel zwischen Drau und Mur zu tun hatte. Aber der Gram und die Unrast ihres Lebens, das bisher fast nur ein beständiger Wechsel von Wanderfahrten und Religionskämpfen gewesen war, ihre jetzige erbärmliche Lage, in der sie von den Herren und Landleuten des draufelderischen Bezirkes keinerlei Zubußen erhielten, das Ringen ums Dasein, um Brot und Arbeit, das sie hinter sich und das sie noch vor sich hatten — und das Draufeld und insbesondere die Stadt Marchburg schien ein besonders heißer Boden zu sein — die Ungewißheit ihrer Zukunft, die Reizbarkeit ihres Mannes, hervorgerufen durch die ständige Gefahr, die ihn umgab, und mehr noch durch seine ungenügende seelsorgerische Beschäftigung, und durch seine verderbliche Neigung zum Weine stets aufs neue aufgestachelt, die Angst um ihn, wenn er verbotenerweise in den Häusern der Marchburgerischen Bürger oder des Adels hin und her Gottesdienst hielt, und die Angst vor etwas, was sie nicht nennen und greifen konnte, und was doch immer hinter ihr her war, wie ein böser Geist, das alles machte die sonst so Tapfere heute traurig und mutlos.

Sie hatte es nicht leicht an der Seite ihres Mannes. Er war schwer zu behandeln. Er war veränderlich, wie das Wetter im Ostermond; in einer und derselben Stunde sah sie ihn himmelstürmende Pläne schmieden und mit gebrochenen Flügeln am Boden liegen; in einer und derselben Stunde hörte sie ihn jauchzen und schluchzen.

In den sieben Jahren ihrer Ehe, die einem nur kurzen Brautstand gefolgt war, hatte die dreißigjährige Frau ihren Mann fleißiger studiert, als er seine Bibel, und als eine eigentümliche Mischung von heiligem Ernst und goldenem Leichtsinn, von herber Männlichkeit und harmloser Kindlichkeit kennen gelernt.

Poet und Predikant: mit dem treffsicheren Instinkt des liebenden Weibes hatte sie mit dieser Bezeichnung die richtige Formel für sein Wesen gefunden, und mit der jedem echten Weibe angeborenen prophetischen Gabe witterte sie das Un-

heil, das über ihn und die Seinen kommen mußte, wenn nicht der Predikant den Poeten besiegte und zu Boden warf.

Und diesen Kampf mußte Sigmund Lierzer allein auskämpfen. Sie konnte ihm nicht helfen. Sie konnte nur hoffen und beten.

In dieser Morgenstunde war ihre ganze Seele ein einziges Gebet und ihre Gedanken umschwirrten des fernen Mannes Haupt wie aufgescheuchte Dohlen das Kirchturmdach, das ihre Nester birgt.

Von ihm wandte sie sich seinen Kindern zu: da lag das eine und schlief. Es sah ihr ähnlich, hatte blaue Augen und blondes Haar. Auch Wulfhinrich hatte äußerlich nichts von seinem Vater — nun mußte er ja wohl bald zurückkommen mit der Milch.

An sich selber dachte sie nicht. Ihren Mann aus der Not seiner Zwiespältigkeit und von seiner gefährlichen Leidenschaft zu befreien, darauf ging all ihr Hoffen und Sehnen. Sie faltete die Hände, preßte sie an den Hals, drückte das Kinn auf die spitzen Knöchel und biß sich auf die Lippen, daß es sie heftig schmerzte; sie meinte, laut aufschreien zu müssen, wenn jetzt nicht ein körperlicher Schmerz zu ihrem Herzleid hinzukäme und es ausgliche.

So saß sie lange. Tränen verschleierten ihren Blick und rannen ihr über die Wangen. Sie wehrte den heißen, lindernden Tropfen nicht. Müde ließ sie die Hände sinken und hielt dem Beben still, das durch ihren Körper ging, willenlos, unfähig, sich zu erheben, unfähig, weiter zu denken.

Der Wind heulte um die einsame Hütte. Aus dem Halse des Kessels auf dem Herde fuhr zischend der Dampf und lüftete fort und fort den kleinen, schmalen Deckel. Klein-Dietrich erwachte und begann laut zu schreien.

Maria Lierzer sprang auf und griff sich an den Kopf: wo war sie und was hatte sie gemacht?

Das Kind war hungrig und wollte seine Milch.

Wo war seine Milch?

Wulfhinrich hatte sie doch gebracht? — — —

Wo war Wulfhinrich?

Ihre Knie zitterten. Er hätte doch längst zurück sein müssen! Sie öffnete die Tür. Auf dem Schnee ringsumher lag des Morgens erste silberne Sonne.

Sie schrie dem rauhen Ostwind ins mitleidlose Angesicht: „Wulf! Wulf!"

Ihr antwortete nichts als das Weinen ihres hungrigen Kindes in der Kammer und das Pfeifen des Windes, der um die Hütte und über die Schindeln des Daches raste.

Da schlug sie die Türe zu und ging, ihren Knaben zu suchen.

Und ihre Seele ging ihrem Leibe weit voraus und begehrte Schutz und Trost und Hilfe bei ihrem Mann und fand sie nicht.

Und ihre Seele ging ihrem Leibe weit voraus und sah ihr Kind von Wölfen zerrissen, von Zigeunern geraubt, im Draufluß versunken, frierend verirrt in einem Meere von Schnee.

Ihre Seele ging ihrem Leibe weit voraus, kaum konnte der Leib der Seele folgen.

Und wenn sie den Knaben nicht fand?

Der Wind wühlte in ihrem Haar, zerbiß ihr mit spitzigem Zahn Gesicht, Hals und Hände, sprang immer wieder gegen sie an, stemmte sich gegen sie, schlug sie mit rohen Fäusten gegen die keuchende Brust, bauschte ihr den Rock und wollte nicht, daß ihr Leib ihrer Seele folgte.

Aber sie schleppte sich weiter. Ihr Gesicht glühte. Einen Augenblick blieb sie stehen und wandte sich um. Sie rang nach Atem. Sie rieb sich die steifen Hände. Sie rieb sich die Ohren.

Dann ging sie weiter und kam an die Stelle, wo die Straße der Drau sich näherte. Sie sah die tanzenden Wasser und hörte das Rauschen des Stromes und das feine Singen der Schollen.

Und da — da holte ihr Leib ihre Seele ein, und Leib und Seele waren bei ihrem Kinde! — — —

Wie eine Wahnsinnige schrie sie wild auf und prallte entsetzt zurück vor dem, was sie sah: unter grünweißen Scherben, auf hellrotem Schnee, erdwärts das Gesicht gerichtet und fest auf die verkrampften Fäustchen gedrückt, als wollte er nichts mehr sehen von der feindlichen Welt, so lag ihr Bub' da, und die Mutter ahnte sofort, wie alles gekommen war:

Den kleinen, steifen, frostzerrissenen Fingern wollte der kalte, vorsichtig getragene Milchkrug entsinken. Sie griffen darnach in jähem Erschrecken. Die Füße glitten nach hinten aus. Das Kinn schlug auf den scharfen Rand auf und riß sich blutig. Wulfhinrich fühlte die Wunde und spürte das rinnende Blut und sah den Krug zerbrochen und die Milch für das Brüderchen verschüttet — da weinte er, vor Schrecken und Schmerz, und wagte nicht aufzustehen und heimzugehen. Und dann wurde er auf einmal so müde, so schläfrig, so wonnesam müde. Der Riß im Kinn und der Frost in den Händen und Füßen taten gar nicht mehr weh. Er hatte gar keine Hände und Füße mehr. Nur Augen hatte er noch. Die machte er langsam zu, und sonderbar: auch mit geschlossenen Augen konnte er sehen. Und er sah den Himmel, von dem ihm der Vater noch gestern erzählt, und sah die Engel, die auf der grünen Wiese spielen, und sie winkten ihm. Und er wollte rufen, daß er käme, und die Mutter und Klein-Dietrich sollten auch mitkommen. Aber er konnte nicht. Er hatte ja keinen Mund mehr. Nur Augen hatte er noch. Nein, Augen hatte er jetzt auch nicht mehr. Der Himmel war fort, und die Engel waren fort, und um ihn war nichts als tiefschwarzes, schweigendes Dunkel.

Maria Lierzer sank neben dem Knaben nieder: „Mein Bub'! Mein lieber, lieber Bub'!" Sie schlug die Hände vors Gesicht, als wollte auch sie nichts mehr sehen von der feindlichen Welt.

Sie weinte nicht um ihr Kind, sie beneidete ihr Kind. Das war von allem Jammer los, und sie mußte allen Jammer tragen. Und wenn sie nicht noch ein Kind in ihrer Hütte gehabt hätte, das ihrer bedurfte und nach ihr schrie, wer weiß, ob sie sich nicht an ihres Buben Seite gelegt hätte, zu sterben, wie er gestorben war, im Schnee.

Eine ruhige Entschlossenheit kam über sie. Sie drehte den Knaben langsam um, sie blickte ihm ins liebe Angesicht, das aussah, als schliefe er, hob ihn stöhnend auf, schlang beide Arme um den steifen, leblosen Körper, drückte ihn fest an sich und barg das blasse Gesichtchen an ihrer warmen Brust: so ging das Weib des Predikanten heim.

Vor der Hütte legte sie Wulfhinrich hin, das Haupt gelehnt an das braune, rissige Holz, ging hinein, und als sie sah, daß Klein-Dietrich sich müde geschrien hatte, kehrte sie zurück, kniete vor dem toten Buben nieder und begann, ihm Gesicht, Hals, Hände, die entblößte Brust mit Schnee zu reiben. Dann und wann horchte sie in maßloser Angst, ob das kleine Herz nicht doch noch einmal schlüge, und wollte die Hoffnung nicht aufgeben, daß er lebte, um ihres Friedens willen.

Mit fröhlichem Geklingel schoß ein Schlitten herbei. Ursula Weltzer hatte sich vom alten Jörg verabschiedet und wollte auf des Vaters, des Kircheninspektors, Geheiß die Frau des Predikanten in ihrer armseligen, weltabgeschiedenen Einsamkeit aufsuchen.

Als sie nahe herangekommen war und den Schlitten halten lassen wollte, sah sie vor der Hütte, die ihr Jörg als die Behausung Sigmund Lierzers bezeichnet hatte, ein feines, blasses Weib das bleiche, blutige Gesicht eines toten Kindes mit Schnee reiben.

Da wendete sie stracks ihre Schimmel um und schlug mit der Peitsche auf sie ein, daß sie wie toll mit dem leichten Gefährt davonrasten, und schrie immer wieder in das wilde Schellengeläute: „Du armes Weib! Du armes Weib!"

4.

Pünktlichkeit scheint nicht die Haupttugend des Herrn Sigmund Lierzer zu sein," sagte Clement Weltzer zu seiner Gemahlin, die, eine geborene Sigersdorff, wohl zwanzig Jahre jünger war als ihr Mann und seit dem plötzlichen Tode ihres einzigen Sohnes das dunkelrote Sammetkleid, das sie mit Vorliebe getragen, mit einem schwarzen Trauergewande vertauscht hatte.

Er saß in seinem Arbeitszimmer an dem langen Schreibtisch, der mit Schriftstücken bedeckt war, und sie leistete ihm auf seinen Wunsch und nach ihrer Gepflogenheit Gesellschaft, wenn er nach dem Mittagsimbiß sich wieder seinen Rechnungen und Berichten hingab.

Er trat ans Fenster und schaute nach dem Burgplatz aus, über den der Predikant voraussichtlich kommen würde.

Sein Haus, das er seit fünfzehn Jahren bewohnte, von dem Tage an, da er als erzherzoglicher Pfleger in Marchburg eingezogen war, lag der Burg gegenüber. Wenn es auch unter den zum Teil arg verwahrlosten Schindel- und Strohdächern der Bürgershäuser wie ein Junker unter einer Horde von Landsknechten aussah, so litt es doch unter der Wucht und Masse dieses gewaltigen Baues, der mit seinen vier Ecktürmen, seinen Mauern und Basteien die ganze Stadt beherrscht haben würde, wenn ihn nicht der Pfarrkirchturm noch übertroffen hätte, von dem jetzt der letzte von elf lauten Glockenschlägen verhallt war.

„Er sollte doch schon hier sein!" fuhr er unwillig fort. Seine breite, hohe Gestalt mit dem etwas gebeugten Rücken füllte das ganze Fenster aus. Er ließ nie jemand warten und war nicht gewohnt, daß man ihn warten ließ.

Er wandte sich um und fuhr mit den feinen, weißen Fingern durch seinen langen, grauen Bart, wie er nur zu tun pflegte, wenn er schlecht gelaunt war; es war, als wollte er seine Hände beschäftigen, damit sie nicht dreinschlügen.

Seine Frau hatte in der angeborenen Sanftmut ihres Wesens und in ihrer stillen Mütterlichkeit, mit der sie oft heimlich wieder gut machte, was ihr Gatte oder ihr Kind in blind zufahrendem Drang gefehlt hatten, für alles eine Entschuldigung.

„Bedenket doch, Trauter, den weiten Weg, er wird sich in der Entfernung geirrt haben."

„Er ist doch nicht das erstemal in Marchburg."

„Es wird ihm etwas zugestoßen sein, vielleicht haben sie ihn gegriffen."

„Das hätte man mir schon gemeldet. Er ist eben unpünktlich. Er ist ein Predikant, und die richten allenthalben Ärgernis an und tragen die Hauptschuld, daß die Augsburgische Konfession so hart in unseren Landen bedrängt wird."

„Aber, Clement, als ob Ihr nicht wüßtet, daß der Erzherzog und die Jesuiten ihr so feind sind!"

„Um der Predikanten willen, wegen ihrer Streitlust, ihrer Unduldsamkeit, ihres herrischen Wesens! Der Herr Lierzer zumal ist ein hitzig Zankeisen, ein geistlicher Landsknecht. Denket an den letzten Gottesdienst in unserem Hause! Da hat er über das Sakrament des Altars gepredigt. Wie hat er über die Messe gehadert, gänzlich im Ton und mit den Gebärden eines papistischen Eiferers: ‚Glaubet den Gäupfaffen nicht, den lausigen Mönchen, den Satansjüngern, die euch betrügen, die mit ihrer faulen Apotheken und ihrem gemischten Teufelsdreck die Leute verführen, wie man den Bären am Ring herumführt. Mit dem Affenspiel gehen sie um die Kirche herum. Mein Sakrament ist im Himmel, das da ist nichts. Mich wundert, daß die Leute das Sakrament nehmen und meinen, daß sich Gott im Ofen backen lasse.' Das sind so ein paar Sätze, die ich behalten habe. Gefällt euch das, Liebste?"

„Ist's nicht die Wahrheit?"

„Aber kann sie nicht würdiger, mit etwas mehr schonender Liebe gepredigt werden?"

„Das saget Ihr, der Mann der rücksichtslosen Tat?"

„Sehet, Annamaria," sagte er, „das ganze Leben ist eine einzige wilde Feldschlacht; das will ich vergessen, wenn ich Gottes Wort, das liebliche, heilige Evangelium zu vernehmen als ein armer Sünder still und andächtig zum Seelhirten aufschaue! Und da ist es mir jedesmal eine bittere Enttäuschung, wenn die Predikanten so ungeschlacht, so bäuerisch-derb das teure Gotteswort den Leuten verkündigen! Sie haben doch nicht Gänse und Kühe zu hüten, sondern die Gemeinen, und der Herr Sigmund Lierzer ist doch kein unvergorener Timotheus mehr, er sollte mehr auf Gottes Ehre und der Zuhörer Erbauung bedacht sein; er sollte schlecht und gerecht vom Herrn Christo und seinen Sachen reden!"

„Er redet also," verteidigte die Frau, „wie es dem einfältigen Verstand des gemeinen Mannes zukommt. Er kann auch gar tröstlich und lieblich predigen, denket nur an das Christfest, Clement, wo er in des Herrn Kollonitsch Burg zu Schleinitz Gottesdienst gehalten hat! Und was mir vor allem an ihm gar wohlgefällt, das ist das, daß er kein Geizpfaffe mit unersättlich weiten Ärmeln ist."

In diesem Augenblick wurde unten an der Haustür der Klopfer geschlagen, und bald darauf meldete die Dienerin, der ehrwürdige Herr Predikant Sigmund Lierzer wäre gekommen.

„Führe ihn herein!"

Die kalte, frische Luft, die Aufmerksamkeit, mit der er sich durch die Straßen zu Weltzers Haus hatte schleichen müssen, hatten Lierzer wieder ernüchtert, den Poeten in ihm allmählich zum Schweigen gebracht und ihn angesichts der Unterredung, die er mit seinem gestrengen Kircheninspektor pflegen würde, wieder zum Predikanten gemacht. Dieser Mann war ihm von den Verordneten als sein unmittelbarer Vorgesetzter bestellt worden, dem er Gehorsam und Ehrerbietung schuldig war. Aber er hatte eine so hohe Meinung von der Würde und Herrlichkeit des geistlichen Amtes, von dem er zu sagen pflegte: „Das Predigtamt ist das höchste Amt, soviel besser denn das weltliche Amt, als die Seele besser ist denn der Leib," und er war sich seiner eigenen Fähigkeiten so sehr bewußt, daß er trotz seiner abgerissenen, wenn auch sauberen Kleidung, trotz seiner von körperlicher Hantierung schwarz und schwielig gewordenen Hände dem Herrn vom Adel wie ein Gleichberechtigter gegenübertrat, mit männlichem Stolze, dem man's nicht anmerkte, daß er aus einer ärmlichen Hütte kam.

Er begrüßte die Hausfrau und küßte ihr die Hand, nicht bloß aus Höflichkeit und ritterlicher Gesinnung, sondern in aufrichtiger Verehrung vor der edlen und frommen Frau, und verneigte sich vor Weltzer. Sie fragte ihn freundlich nach dem Ergehen von Weib und Kind, und Lierzer berichtete kurz von ihrem Leben und Treiben und von der Kinder fröhlichem Gedeihen. Dann ließ die Weltzerin die beiden Männer allein.

Des Pflegers Unwille war so schnell verraucht, wie er gekommen war, nur wunderte er sich, daß der Predikant nicht seine Verspätung zu entschuldigen bat, und er dachte: Ein Herr und Landmann ist auch nicht stolzer als so ein Predikant!

Sie setzten sich, und Clement Weltzer begann: „Ich habe Euch zu mir befohlen, Herr Predikant, um Euch in Sachen des Kirchenwesens, insbesondere der Abhaltung des Gottesdienstes, eine Anordnung zu geben. Ihr wißt, wie der neue römische Pfaff in Marchburg gegen uns arbeitet?"

Lierzer antwortete: „Er ist ein Welscher, der Antonius Manincor, und die hassen uns doppelt!"

„Er ist in der Tat ein sehr streitbarer Mann, schier noch streitbarer als — ihr Predikanten!"

Lierzer lachte: „Herr Clement Weltzer, wir müssen, wir sind in der Notwehr, wir können keine stummen Hunde sein, besser ein Streitprediger denn ein stumpfsinniger, gleichgültiger Zuseher, auch eifern wir nicht um uns selbst, wir eifern um Gottes heiliges Evangelium!"

Der Pfleger hob abwehrend die Hand: „Ich weiß, ich weiß! Also seit Antonius Manincor hier ist, weht in Marchburg ein schärferer Wind. Bisher ist es uns allhier nicht schlecht ergangen. Während aus anderen Städten und Märkten des Herzogtums Steyr beständig Klagen über ungerechte Unterdrückung der Augsburgischen Konfession laut wurden, lebten bei uns Lutherische und Papstische friedlich neben einander. Ja, wir hatten beide einen Pfarrer, den römischen Stadtpfarrer Herrn Georg Sichel, der leider im letzten Herbst mit Tod abging. Er war ein friedfertiger Mann, er zeigte sich keineswegs verfolgerisch, unter ihm wurde sein Kooperator vom windischen Gesellpriester vor der Pfarrkirchtüre getraut, er las die Messe und predigte von der Gerechtigkeit aus dem Glauben allein, er reichte jedem, der es wollte, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, ich selbst habe den Leib des Herrn mehrmals aus seiner Hand empfangen."

Lierzer erwiderte nichts. Er dachte anders und war froh, daß solche Priester selten und daß dieser Priester tot war. Er war für eine offene, scharfe Scheidung, es gab für ihn keine Gemeinschaft zwischen Belial und dem Christentum, die Wahrheit vertrug keine Zugeständnisse, keine Mischung mit Irrtum und Lüge.

„Das ist vielleicht nicht nach Eurem und der anderen Predikanten Sinn," fuhr Clement Weltzer fort, des anderen Schweigen richtig deutend, „aber bei Georg Sichel stand eben die Liebe obenan, und dafür sind wir ihm über das Grab hinaus dankbar. Antonius Manincor ist aus anderem Holze geschnitzt: er könnte ein Jesuiter sein. In seiner Heimat, im Nonstale, und in Metnitz in Kärnten singen seine Schäflein ein Tedeum nach dem andern, in dankbarer Freude, daß Gott diesen Hirten von ihnen genommen hat. Er ist ein gefährlicher Feind, man rühmt ihn als einen verschlagenen, hartnäckigen Mann."

„Es scheint überhaupt," sagte der Predikant, „daß neuerdings bei der Besetzung der Pfarrstellen in gefährdeten Städten und Märkten listige und dabei rücksichtslose Männer bevorzugt werden."

„Die Papisten haben sich aufgerafft, sie heben im vollen Sonnenglanz erzherzoglicher Gnade wieder das Haupt, sie erobern viel verlorenes Land und viele verlorene Herzen zurück. Des Erzherzogs fürstliche Durchlaucht, die beim Antritt der Regierung nur Reliquien der alten katholischen Religion vorgefunden hat, tanzt — Gott sei's geklagt! — wie man ihm von Rom aus pfeift, die Augsburgische Konfession ist ihm eine angemaßte Religion, von der wir abgezogen werden müßten. Ihr wißt, wie klug er es zuwege gebracht hat, in Religionssachen die Städte von den beiden anderen Ständen zu sondern, so daß er auf dem Rumplandtag zu Gratz nur den Herren und Landleuten für sich, ihre Sippen und Untertanen volle Gewissensfreiheit gewährt hat."

Der Predikant wunderte sich, daß der Inspektor diese wohlbekannten Dinge ihm auseinandersetzte, er wußte noch nicht, daß Clement Weltzer es liebte, sich selbst und anderen auf diese Art wichtige Fragen des kirchlichen und politischen Lebens klar zu machen. Aber er freute sich höchlich, daß der treue Mann eine so warme, innige Teilnahme an der Religion an den Tag legte.

Der Kircheninspektor stand, immer lebhafter werdend, auf, und auch Lierzer erhob sich.

„Indessen fürchte ich doch nicht," fuhr der Pfleger fort, „daß des Erzherzogs Gehorsam gegen Rom ihn dazu verleiten könnte, in den Städten und Märkten, die er anjetzt nur mit Befehlen bearbeitet und beeinflußt, mit Gewaltmaßregeln die Augsburgische Konfession zu unterdrücken; ich zweifle nicht an seiner fürstlichen Zusage, am allerwenigsten an der, die er im achtundsiebenziger Jahre zu Bruck gegeben hat, ich möchte, daß sie, mit rotem Zinnober gedruckt, in Prunkhaus und Hütte an den Wänden hinge, jedes Protestantenkind im Herzogtume Steyr kennt sie auswendig, der Jubel hallt mir noch in den Ohren, der bei ihrer Verkündi-

gung durch unsere Berge und Täler brauste von dem festen Schladming bis tief hinab ins Cillier Viertel, diese herrlichen, wahrhaft fürstlichen Worte: ‚So will ich auch die Bürger in ihrem Gewissen nicht beschweren. Wie ich ihnen schon zuvor der Religion wegen nicht ein Härlein gekrümmt, so will ich's ihnen auch hinfüran nicht tun. Aber daß sie nach ihrem Gefallen in ihren Städten und Märkten Predikanten aufnehmen, das will ich auch nicht leiden. Sie aber will ich in ihrem Gewissen unbekümmert lassen, sie können sich wohl darauf verlassen'!"

Mit erhobener Stimme, feierlich, wie er wohl den Predikanten zum Schluß der Gottesdienste das Vaterunser hatte beten hören, hatte Weltzer diese Worte gesprochen, und in seinen Augen stand ein heiliges Leuchten.

Obgleich Lierzer die Verfolgungswut der Römischen oft am eigenen Leibe erfahren hatte, so teilte er doch den fröhlichen Glauben des Inspektors an des Erzherzogs Fürstenwort, und als er die vertrauten Worte hörte, die sein kleiner Wulfhinrich schon aufsagen konnte, da war auch er ergriffen, sein Geist war in diesem Augenblick hoch hinausgehoben über alle Sorgen und Gefahren der Zeit, wie glühende, sprühende Funken, das Dunkel erhellend, sprang es aus dem Manneswort ihres Fürsten, dem auch er treu ergeben war, und er fühlte, wie diese Stunde einer ersten gründlichen Aussprache ihn mit Clement Weltzer zusammenband, und sich mit festem Blicke jeder einbohrend in das Auge des anderen, reichten sie sich wortlos die Hände.

Weltzer ging ein paarmal durch das geräumige Zimmer, um seiner Bewegung Herr zu werden. Dann blieb er vor dem Predikanten stehen und sagte: „Ich erwähnte schon, es sind Befehle des Erzherzogs an etliche Städte und Märkte in den Religionssachen ergangen, wie an Leoben, aber wer weiß, ob die dortigen Bürger nicht entgegen der Religionspazifikation einem Predikanten in ihren Mauern Wohnung gegeben haben? Ihr Predikanten dürft eben nicht in den

Städten wohnen, das ist das einzige, was wir auf dem Landtag zu Bruck nicht haben durchsetzen können, und das ist wohl ein Mangel, aber er ist zu ertragen."

Lierzer dachte an seine armselige Herberge, er roch ihren Rauch noch in seinen Kleidern und seufzte.

Weltzer erriet seine Gedanken und lächelte: „Gewiß, Ihr seid schlimm daran mit Eurer Behausung. Lukas Hofer hat mir vermeldet, sein Häuslein zu Fleißing sei lange nicht bewohnt gewesen und arg vernachlässigt worden. Das tut mir leid, zumal um Eures Weibes und um Eurer Kinder willen, und ich werde auf Abhilfe schauen. Ich bedaure, daß keiner der Herren und Landleute Euch bei sich hat beherbergen können."

„Oder wollen," warf der Predikant ein.

„Ich denke anders vom Adel als Ihr," verteidigte der von Eberstein seine Standesgenossen. „Von all den Herren und Landleuten im draufelderischen Bezirk kenne ich kaum einen, der noch zu den Römischen zu rechnen wäre. Wer ist heute die Hauptstütze für unsere Religion? Wer hat die Verhandlungen mit dem Erzherzog geführt, wer hat die Zugeständnisse erreicht, bei denen uns beiden vorhin das Herz höher geschlagen hat? Wer hat dem Landesfürsten gegenüber die Türkennot und seine Geldverlegenheit für das Evangelium ausgeschlachtet in einer Art, die fast an Hochverrat grenzt? Ihr werdet begreifen, daß ich auf die Herren und Landleute nichts kommen lasse, auch nicht in unserm Viertel zwischen Drau und Mur, die werden uns treu zur Seite stehen, sie konnten Euch mit Weib und Kind nicht aufnehmen."

Lierzer wollte fragen, warum es in anderen Vierteln möglich gewesen wäre, aber er unterdrückte die Bemerkung, er wußte, wie empfindsam und ungehalten der Adelige ein abfälliges Urteil über Standesgenossen aus dem Munde eines nach seiner Meinung unter ihm Stehenden aufnehmen mußte. „Jedenfalls habe ich zu ihnen," fuhr Weltzer fort, „mehr Zutrauen denn zu der Bürgerschaft. Ihr kennt sie noch

zu wenig, ich komme in meinen Berufsgeschäften oft mit ihr in Berührung."

Er nannte sie Söhne und Enkel, die ihrer Väter nicht mehr wert wären. Die hatten ihren Mann in dem Bauernkriege und in der Türkennot gestanden und sich so redlich und wohl erzeigt, daß ihnen die Regierung einen bedeutenden Steuernachlaß bewilligt hatte.

Sein Großvater hatte ihm oft erzählt, wie's damals heiß und hart zugegangen war, als im Herbstmond des zweiunddreißiger Jahres die kleine Besatzung und die Bürger unter der Führung des tapferen Richters Wildenrainer die Stürme des großen Sultans Soliman mit seinen Rennern und Brennern siegreich abgeschlagen und ihn gezwungen hatten, oberhalb Marchburgs zwischen Wildhaus und Lembach eine Brücke zu schlagen und dort den Draustrom zu überschreiten.

Damals, als im weiten Draufeld und an den Lehnen des Posrucks und des Pachern die Feuersäulen der gebrandschatzten und geplünderten Dörfer wie glutrote Riesenfackeln durch das Dunkel der unheimlichen Nächte leuchteten, als die Drau stundenlang blutige Wellen an der Stadt vorüberführte, als das Wehklagen verstümmelter Männer und geschändeter Weiber im Tale widerhallte, und schier alle mit Glocken und Kreuzen geschmückten Kirchen und Klöster in Schutt und Asche sanken, da stand auf Marchburgs Wällen bei den schwarzroten Kartaunen und Schlangen ein trotziges und wetterhartes Geschlecht, das feurige Todesgrüße ohne Zahl in die Reihen der Janitscharen und Martolosen sandte und im Kampf für die geliebte Heimat und für den teuren christlichen Glauben Heldentaten verrichtete, wie sie glorreicher auch der Adel nicht in seinen Büchern verzeichnet hat. Und heute?

Weltzer erzählte dem Predikanten, daß er zwei Jahre nach seiner Ankunft in Marchburg die Kreidfeuerstation besichtigt hätte. Da fand er die Holzstöße verfault, die zur Zeit der

Gefahr angezündet werden sollten, und die Geschütze bestanden zum Teil aus veralteten eisernen Falkonets auf vermorschten Lafetten.

„Und die Bürgerschaft ist auch faul geworden," sagte er, „faul, sicher und hinlässig zu Gottes Wort, geht auf in Fraß und Völlerei, treibt sträflichen Luxus im Gewand, hat keine feste Überzeugung, ist heute päpstlich und morgen lutherisch gesinnt, man weiß nicht, auf wen man sich verlassen kann, wenn ich durch die Straßen gehe, ist's mir oft, als wandle ich auf Moorboden, und wenn ich Männer zu finden hoffe, treffe ich blutleere Schatten. Was ist den Bürgern die Augsburgische Konfession? Ein Fetzen Papier, der ihnen nichts einbringt, nicht die Weinfässer füllt und die Prassertafel deckt und Wanst und Gurgel labt! Wenn, was Gott verhüten möge, die Jesuiten von Gratz auch allhier ihr Wesen beginnen, dann fallen sie alle um und laufen wiederum den Papisten nach."

Der Pfleger berichtete, wie am ersten Adventsonntage vor etlichen Jahren nach vollendeter Predigt der Organist mit seinen Schülern vor den Stufen des Chores in der Stadtpfarrkirche das lutherische Lied angestimmt hätte: „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir," da hätten sich zu Weltzers höchlichem Verdruß die Bürger einer nach dem andern aus der Kirche fortgeschlichen, und das geschah vor den Augen des freundlichen und friedfertigen Herrn Georg Sichel, wie würden sie da erst gegenüber dem feindlichen welschen Pfaffen zusammensinken!

„Und die Frauen?" fragte der Predikant, der sich im Geiste nur noch als Adelsprediger sah, als Wanderprediger, der von einer Herrschaft zur andern zog, talauf, talab, und die eigentliche Gemeine, die Gemeinschaft, der Zusammenhang war nicht da.

„Die Bürgersfrauen sind schier noch schlechter als ihre Männer," erwiderte Weltzer. „Habt Ihr schon einmal die große Glocke gehört im Turm der Stadtpfarrkirche? Sie hat

ein wunderbares Geläute. Ich bin jedesmal ergriffen, wenn ich es höre. Vor Zeiten haben die Marchburger Frauen und Mädchen all ihre silbernes Geschmeide hingegeben und es umschmelzen lassen, damit dies Silber dem Erz der Glocke sich mische und ihren Ton klingender und herrlicher mache. Heute ist ihnen ein armseliger Wiener Pfennig zu viel, den sie für anderes ausgeben sollen als für den Sammet- und Seidenkram, den sie um ihren Hals hängen. Im Türkenkrieg, als Wildenrainers stolzes, herrisches Auge die Männer auf den Mauern und Türmen zu furchtloser Abwehr befeuerte, standen neben ihnen ihre Frauen und schütteten siedendes Wasser und glühendes Pech durch Nasen und Scharten den stürmenden Türkenhunden ins gelbe Gesicht. Heute liegen sie in den Betten bis kurz vor dem Mittagsmahl, und wenn sie gespeist, gehen sie schwatzen zur Nachbarin, und ihre Kinder haben keine Mutter. Nein, von den Bürgern und ihren Frauen halte ich nichts!"

„Und die Bauern?"

„Die richten sich als Hintersassen gewöhnlich nach ihren Herren, wie Ihr an Eurem Nachbar, dem alten Jörg, sehen könnt, der ist damals sofort meinem Großvater gefolgt, als er sich der lutherischen Lehre anschloß. Und darum wird die Bauernschaft Gottes heiligem Evangelium treu verbleiben, solange sich auch die Herren und Landleute also verhalten. So ist die Lage, Herr Predikant. Ihr sehet, es stehet nicht zum besten, aber es ist auch nicht zum Verzweifeln. Wir müssen nur auf dem Platze sein, und wir beide wollen sorgen und wachen, daß die Augsburgische Konfession im Draufeld allezeit obenauf bleibe!"

Und nun entwickelte er ihm, wie er sich als Kircheninspektor die Aufgabe der nächsten Zeit dächte:

„Es ist ein unhaltbarer Zustand, daß Ihr heute hier, morgen dort prediget. Die Augsburgische Konfession ist keine Bundeslade, so das Volk Israels auf seinen Wanderzügen von Ort zu Ort mit sich führte. Die Augsburgische Konfession, das heilige Evangelium unseres Gottes muß zu allererst eine Heimat haben, eine feste Stätte, die das ganze draufelderische Viertel kennt und allwo alle Religionsverwandten zu den Gottesdiensten sich versammeln. Schaffen wir dem Evangelio eine Heimstatt, dann schafft sich das Evangelium schon selbst eine Gemeine. In Marchburg ist es nicht angängig; es muß das Schloß eines Herrn und Landmannes sein. So hab' ich denn gestern an Herrn Wolf Wilhelm Freiherrn von Herberstein zu Windenau ein freundliches Schreiben geschickt und ihn gar höflich gebeten, die in seinem Schlosse daselbst befindliche unbenützte Marienkapelle für unsere Gottesdienste uns einzuräumen, und Ihr sollt von hier aus zu ihm hingehen, mit ihm den Fall besprechen, die Kapelle besichtigen und ihm sagen, was zu ihrer Ausschmückung noch vonnöten ist. Seid Ihr dessen zufrieden?"

Lierzer war hocherfreut, wie tatkräftig und umsichtig sein erst vor einem Monat ernannter Kircheninspektor zu Werke ging.

Nun hatte er keine Sorge um die Zukunft mehr, auch sein und der Seinen eigenes Los ruhten bei diesem Mann in den besten Händen, konnte er da etwas von Bestallung und Bezahlung sagen?

Und Weltzer freute sich an seines Predikanten Freude und entließ ihn mit kräftigem Händedruck.

Lierzer ging mit singender Seele, unvorsichtiger als sonst durch die schneetiefen Gassen über die Draubrücke und durch die am rechten Drauufer gelegene befestigte Vorstadt Rann am Tabor gen Windenau, wo er nach schwach einstündigem Marsch eintraf. Der Herbersteiner, ein freundlicher, etwa dreißigjähriger Mann, war mit allem einverstanden, was der Predikant ihm vorschlug. So ging dieser fröhlich von dannen.

Inzwischen war Ursula Weltzer heimgekehrt, bleich, noch immer in großer Aufregung. Mit fliegendem Atem erzählte sie der Mutter vom alten Jörg und von dem Unglück, das

sie vor des Predikanten Hütte gesehen. Die Weltzerin wollte sofort Sigmund Lierzer einen reitenden Boten nachschicken und ihn zurückholen lassen. Aber Clement Weltzer widersprach und ließ es nicht zu.

„Eine Stunde früher oder später macht nichts aus! Eine schlechte Zeitung erfährt man noch immer zu früh. Weinet nicht, Annamaria, wir müssen alle leiden!"

In der Erinnerung an seinen Sohn Ernreich wandte er sich um, sein zuckendes Antlitz und seine nassen Augen zu verbergen.

Ursula aber trat ans Fenster und drückte die heiße Stirn an die eiskalten Scheiben; sie grollte dem Leben und dem Tode.

So kam es, daß der Predikant Sigmund Lierzer am Spätnachmittag, nachdem er in seiner Freude vergessen hatte, beim alten Jörg noch einmal zuzusprechen, mit einem Jubelruf in seine Hütte stürzte und dann entsetzt zurücktaumelte, als er auf dem Tische bei der brennenden Wachskerze seinen ältesten Knaben liegen sah, im weißen Totenhemde, mit gefalteten Händen, mit bleichem Gesicht, und seine Mutter hielt ihm tränenlos, blaß wie ihr Bub', die Totenwacht und hatte den plappernden Klein-Dietrich auf dem Schoß.

5.

Am Morgen des nächsten Tages setzte sich Antonius Manincor, römisch-katholischer Stadtpfarrer zu Marchburg, mit seinem Kooperator Mathias Ernberger und dem windischen Gesellpriester Peter Vogrinetz nach der Messe in heiterster Laune im Speisegemache des Pfarrhofs zum Frühmahle nieder. Seine feinen, blassen, wohlgepflegten Hände steckten ein blendendweißes Mundtuch am Kollar seines noch neuen schwarzen Chorrockes fest, und indessen seine dunklen Augen fröhlich die reichlich gedeckte Tafel mit ihren Schüsseln und Kannen überblickten, legte er sich behaglich in den schweren geschnitzten Eichensessel zurück, sah mit einem pfiffigen Lächeln den beiden Amts- und Tafelgenossen in die noch etwas übernächtigen, blassen, ernsten Gesichter und sagte mit einem an die Kanzel gemahnenden Pathos, in einer tadellosen Aussprache des Deutschen, die nur wenig einen fremden Akzent anklingen ließ:

„Leben und lustig zechen,
Das mag dem Teufel in der Hölle den Nacken abbrechen!"

Er freute sich der Wirkung, die diese ungewohnte Einleitung ihrer Morgenunterhaltung bei den beiden Priestern hervorbrachte; sie waren nicht wenig erstaunt, ihren Vorgesetzten, den sie als streng nüchternen Mann kannten, der nur hier und da in Gesellschaft ein schwaches Bier oder den leichten Rotwein seiner welschen Heimat zu sich zu nehmen pflegte, ein Loblied auf das Zechen singen zu hören, und das Erstaunen machte ihre Gesichter nicht geistreicher.

Ernberger erholte sich zuerst und fragte: „Seit wann seid Ihr denn unter die Poeten gegangen?"

„O," antwortete der Stadtpfarrer lachend, „ich pflügte mit einem fremden Kalbe, das zierliche Reimlein ist nicht auf meinem Boden gewachsen. Aber greifet zu, carissimi confratres, lasset es euch wohlschmecken nach der anstrengenden Morgenarbeit! Mein Hunger ist auch nicht gering!"

Und während sie aßen und tranken, spannte Antonius Manincor die Neugier der beiden andern noch länger auf die Folter: „Ratet einmal, woher ich das erbauliche Sprüchlein habe!"

Und er zog einen kleinen Zettel hervor und las:

„Leben und lustig zechen,
Das mag dem Teufel in der Hölle den Nacken abbrechen!"

„Das hat kein Welscher und kein Windischer gedichtet," sagte Vogrinetz, „das stammt aus teutschem Hirn und Herzen." Und er schielte boshaft nach dem Kooperator, mit dem er auf schlechtem Fuße stand.

Der fing den Blick auf und sagte ruhig: „Ihr trefft mich

nicht, ich kenne nur noch ein Volk Gottes, und das ist aus allen Nationen vereinigt in unserer heiligen Kirche."

Der Pfarrer machte dem Streite ein Ende, indem er wiederholte: „Ratet, confratres, ratet!"

„Habt ihr's vielleicht unter den Minneliedern Ulrichs von Liechtenstein aufgefunden, der niemals nüchtern war?" fragte Ernberger, „oder ein neu Liedlein von der Wittenberger Nachtigall ausgegraben, so bisher unbekannt geblieben ist? Es schaut ganz so aus, als stamme es aus der Feder des trunkfesten, meineidigen, ehebrecherischen Mönches, der soviel Unheil über unsere teuere Kirche gebracht hat!"

„Ihr seid nahe beim Ziel," antwortete Manincor. „Stammt das Wörtlein auch nicht vom Luther, so doch von einem lutherischen Predikanten, und zwar von dem unsrigen."

Und er erzählte, wie ihm heute früh sein Balbierer diesen Zettel überbracht und ihm berichtet hatte, das Sprüchlein stände also wortgetreu und von Sigmund Lierzer, Ecclesiastes, unterschrieben im Trinkbuche des Gasthauses „Zur Mehlgruben" in der Allerheiligengasse, er hätte es sich gestern Abend selbst abgeschrieben, und der Wirt hätte schmunzelnd verraten, daß der Predikant gegen Mittag dort weidlich gegessen und getrunken hätte.

Der Stadtpfarrer rieb sich die Hände: „Das ist eine gar treffliche Entdeckung: zum ersten, daß der Predikant wider des Erzherzogs Gebot heimlich und verbotener Weise wiederum in der Stadt gewesen, zum anderen, daß er seine Anwesenheit allhier durch sein Sprüchlein im Gasthaus und durch die Zeugenschaft des Gastwirtes ausdrücklich bestätiget, zum dritten, daß er mir nunmehr eine Waffe gegen ihn leichtfertig und unbesonnen in die Hand gegeben hat. Uns wird es nun ein leichtes sein, ihn allenthalben, in Marchburg, im Draufeld, zu Gratz bei den Verordneten, bei seinem Ministerium, beim Erzherzog als Aquaviter, als einen vom Teufel Suff besessenen Weinknecht zu verdächtigen und ihn so zu beseitigen. Und so es wahr sein sollte, daß er das

Zechen liebt, daß er besagtes Reimlein nicht bloß in übermütiger Weinandacht und in des Herzens fröhlicher Laune geschrieben hat, dann gnade dir Gott, Augsburgische Konfession im Viertel zwischen Drau und Mur, dann gnade dir Gott, du sektischer Predikant, dann seid ihr beide nicht mehr zu fürchten, und ich habe ein gewonnenes Spiel; es wird bald dahin kommen, daß ihr beide an dieser eurer Schwäche am Boden liegt, der Predikant als ein Tagdieb und Trunkenbold und die Augsburgische Konfession als ein Bekenntnis von Fressern und Säufern, und unsere teuere, heilige, alleinseligmachende Kirche ist wieder groß und stark und frei wie vor Zeiten, ehe die Buchführer und Schulmeister, die Predikanten und Präzeptoren das vermaledeite Gift der ketzerischen Lehre in das gesunde Blut des Adels und des gemeinen Mannes einspritzten und es dadurch also verseuchten, daß schier keine Arznei und keine Salbe und kein Heiltränklein mehr verfangen will!"

Die schwarzen Augen des Priesters funkelten in unheimlicher, wilder Glut, die Flügel seiner kühnen, starken Adlernase zitterten, er erschien seinen Amtsbrüdern wie ein Raubtier, das sich mit schnellem Sprung auf sein Opfer stürzen will, und beide wußten: Antonius Manincor wird das fälschlich so genannte Evangelium im draufelderischen Bezirk zerreißen.

„Ich werde," fuhr er etwas ruhiger fort, „diesen Zettel zu den übrigen legen, die ich wider den Predikanten gesammelt habe. Ihr wißt, daß ich jede seiner Predigten beobachten lasse. Ich hab' schon eine Menge von schweren Antastungen unseres alleinseligmachenden Glaubens beisammen. Den heiligen Vater hat er einen grausamen Behemoth und weitäugigen Leviathan genannt, von der allerheiligsten Jungfrau hat er gesagt, die Mutter Gottes sei ein Weib wie ein anderes, der heilige Petrus wäre nie lebendig in Rom gewesen, die Gottsleichnamsprozession sei purlautere Abgötterei und ein Greuel vor Gott, die heilige Messe sei ein

Affenspiel, die Jesuiten in Gratz hätten die Brunnen allda vergiftet, man sollte die Jesuiten gegen die Türken schicken, der Türke, so er zwar ein tyrannischer Erz- und Erbfeind des christlichen Namens wäre, so wäre er doch der Lutherischen Glück, sonst würde man anders mit ihnen umgehen, kurz, auf solche höchlich gefährliche und ganz unausstehliche Art läßt er mit seinem bösen lästerlichen Maul und mit seiner gar grimmigen und wolfsmäßigen Natur seinen Schwarm und Gift zur Verderbung der Seelen unter das gemeine, einfältige Volk und reizt es auf wider uns rechtsinnige Priester als gegen des Papstes geweichten Haufen, als gegen Abgötterer, als Schelme, Bösewichter, Vollsaufer und Bluthunde. Und das wagt so ein friedhässiges Männlein, auf dessen Schultern die Schaube zum Narrenmantel und auf dessen Hundekopf das Barett zur Schelmenkappe wird, ein Männlein, das seine üppigen Gelage und Prassereien mit dem selbstverfertigten Dankgebet beschließt:

‚Leben und lustig zechen,

Das mag dem Teufel in der Hölle den Nacken abbrechen.'

Aber hüte dich, Männlein, ich, ich werde dir den Nacken abbrechen und nicht eher ruhen, als bis du am Boden liegst!"

Und zornig ergriff er mit hochrotem Gesicht das weiße Kännlein, daraus er seine Milch getrunken, und schleuderte es wuchtig zur Erde, daß es klirrend zerbrach.

Erschrocken blickten die beiden Kapläne ihren Pfarrer an, der finster zu Boden sah, aber ihr Erschrecken wandelte sich in maßloses Erstaunen, als plötzlich die Türe sich auftat und der ihnen wohlbekannte Herr Clement Weltzer zu Eberstein, der zweimal vergebens in dem Lärm geklopft hatte, mit ernsten Zügen zu ihnen ins Zimmer trat.

Der Pfarrer faßte sich schnell, schritt über die Scherben ihm entgegen und bat höflich, in sein im oberen Stock gelegenes Studierzimmer mitzukommen.

Dort bot er ihm einen Sessel an, der andere aber lehnte ab, sah ihm fest in die Augen und sagte: „Ihr wundert Euch vielleicht, Herr Stadtpfarrer, daß ich zu Euch gekommen bin, zumal Ihr es nicht für nötig erachtet habt, mir, des Erzherzogs eingesetztem Pfleger, den schuldigen Besuch zu machen."

„Ich wußte, daß Ihr der Augsburgischen Konfession zugetan seid, und fürchtete, Ihr würdet meinen Besuch übel aufnehmen. Im übrigen" — und er lächelte höflich — „halte ich es für besser, einen Fehler spät als gar nicht wieder gut zu machen, und Ihr müßt mir gestatten, Herr Clement Weltzer, daß ich doch noch zu Euch komme."

„Das möget Ihr halten, wie Ihr wollet. Ich bin nicht meinetwegen zu Euch gekommen, es handelt sich um eine ernste Sache. Daheim bei meinem Ehegemahl ist zur Stunde Herr Sigmund Lierzer, einer ehrsamen Landschaft Predikant, wie Ihr vielleicht wißt. Er meldete mir soeben, daß gestern früh sein Weib, das seitdem fiebernd zu Bette liegt, seinen ältesten fünfjährigen Knaben erfroren im Schnee gefunden hat, und fragte mich, wo er morgen das Kind begraben dürfte. Ich gebe diese Frage eines unglücklichen Vaters an Euch weiter, Herr Stadtpfarrer!"

„Eine Bitte, wolltet Ihr wohl sagen, Herr Pfleger, denn es steht ganz in meiner Macht und meinem Willen, dem Predikantenkind auf einem unserer Friedhöfe das Erdreich zu gestatten oder zu verwehren."

„Ich weiß das wohl. Ich weiß auch, daß wir vor etlichen Wochen von Marchburg Hans Augustin von Sigersdorff, einen Blutsverwandten meines Weibes, und die Gattin von Jörg Adam Regall mit beschwerlichen Unkosten mußten gen Wurmberg überführen, daß die Tochter der Frau Walpurg Posch gar von Marchburg ins Sanntal zur Beerdigung mußte gebracht werden, und das, Herr Stadtpfarrer, weil Ihr trotz aller Bitten diesen Abgeschiedenen ein Grab verweigertet. Ich hoffe, Ihr seid heute milder gestimmt, zumal Ihr den Unwillen gesehen habt, den Eure Lieb — Eure — Maßregel erzeugt hat."

Manincors Miene verfinsterte sich. Dieser Mann, der Führer der Sektischen im Draufeld, wie er wohl wußte, mußte doch als ein Bittender zu ihm kommen, und er kam mit Vorwürfen, beinahe mit Befehlen und Drohungen. Er wich daher der Frage des Pflegers aus und sagte: „Übrigens darf der Predikant nicht in die Stadt, wie Euch gar wohl bekannt sein wird."

Weltzer unterdrückte den Unwillen, der in ihm aufsteigen wollte, und erwiderte ruhig: „Darüber steht nichts geschrieben, in keinem Befehl des Erzherzogs. Er darf nur nicht in einer Stadt wohnen, die Stadt zu betreten, ist ihm dagegen unverboten. Ich denke, das ist in diesem Falle auch ganz Nebensache, und Ihr werdet Euch selber sagen, daß diesmal der Predikant, der sein Weib ohne Pflege schwerkrank daheim hat liegen lassen, zu mir in die Stadt hat kommen müssen. Ich denke, auch Ihr werdet Erbarmen haben mit den beiden unglücklichen Leuten, die so schwer von Gottes Hand geschlagen worden sind, Ihr seid ja doch ein Priester!"

„Nicht immer sehen und erkennen die Lutherischen uns also an," warf der Stadtpfarrer ein.

Clement Weltzer runzelte die Stirn: „Beurteilt doch die lutherische Religion nicht nach Einzelnen, so ihr keine Ehre machen, ich halte es mit der katholischen auch also, und antwortet mir auf meine Frage!"

Antonius Manincor schwieg und überlegte. Er hatte alsbald nach Übernahme der hiesigen Pfarrstelle bei sich beschlossen, es allmählich dahin zu bringen, daß keinem Protestanten ein Platz auf seinen Friedhöfen vergönnt würde. Der Zorn der Lutherischen darüber war groß, und sie hatten unter seinen Schäflein viele Freunde und vorderhand wenigstens noch bei Richter und Rat das Heft in den Händen. Sollte er nachgeben? Nachgiebigkeit hieß Niederlage. Und das, nachdem er erst etliche Monate hier gearbeitet hatte! Mußte das nicht seine weitere Wirksamkeit bedenklich erschweren? Und ausgerechnet, das Kind eines Predikanten mußte es sein, über

dessen Grab er jetzt entscheiden sollte — würde der tote Bankert nicht die heilige Erde eines katholischen Friedhofs entweihen? Immer dunkler wurde seine Miene, Weltzer wartete noch immer auf eine Antwort.

Endlich sagte der Pfleger: „Ihr scheint wiederum so vorgehen zu wollen, wie in den Fällen, so ich angeführt habe. Ich bitte nicht, Herr Stadtpfarrer, ich rede ganz offen mit Euch. Was meinet Ihr, was wird geschehen, wenn Ihr halsstarrig und lieblos dem armen Kindlein das Erdreich verweigert, wenn der Vater, gefolgt von allen seinen Religionsverwandten im draufelderischen Bezirk, von den Herren und Landleuten, den Bürgern und Handwerkszünften und Bruderschaften — und ich lasse ihnen allen durch einen reitenden Boten die Kunde zugehen — morgen, nein übermorgen in traurigem Zuge die kleine Leiche durch die Stadt hindurch nach Wurmberg begleitet? Ganz Marchburg, ob lutherisch oder papistisch, merket wohl auf, das ganze teutsche Marchburg wird aufschreien und aufstehen wider Euch und Euch, den Welschen, von hier verjagen, denn der Herr Georg Sichel war ein anderer Mann, und die Marchburger vergleichen Euch schon jetzt mit ihm und Ihr werdet Euch selber sagen, daß dieser Vergleich nicht zu Euren Gunsten ausfällt."

„Ihr beliebt zu drohen," antwortete der Stadtpfarrer, und seine Stimme zitterte vor Wut.

„Ich drohe ebensowenig, als ich bitte," entgegnete der Pfleger, „ich rede die lautere Wahrheit."

Manincor sah, er würde nachgeben müssen, Gewalttätigkeiten gegen mißliebige Priester waren nichts Seltenes, auch in Kärnten war er mitunter bedroht worden, er war noch nicht lange genug hier, um es auf eine Kraftprobe ankommen zu lassen, so sagte er denn: „Ich will Euch den Gefallen tun, Herr Pfleger; das Kind soll ein Grab erhalten, aber nicht um die Stadtpfarrkirche, sondern auf dem Friedhof hinter dem St. Ulrichstor."

„Dessen sind wir wohl zufrieden," erwiderte Weltzer, ver-

neigte sich ein wenig und verließ den Pfarrhof, um Sigmund Lierzer, den inzwischen Annamaria und Ursula Weltzer mit leiblicher Atzung und seelischem Trost erquickt und gestärkt hatten, die Kunde zu bringen, daß sein armer Bub' im Schutz der Mauern von Marchburg ein Grab erhalten würde.

Als er fort war, ballte Antonius Manincor die Faust, trat heftig mit dem Fuße auf, und in maßlosem, entfesseltem Grimm und Haß schrie er: „Halt deinem Balg die Leichenpredigt über deinen feinen Text:

‚Leben und lustig zechen,
Das mag dem Teufel in der Hölle den Nacken abbrechen.'"

6.

In der folgenden Nacht schlug plötzlich der Wind um; in warmen Wellen wehte der Süd über die schneestarren Felder des Drautales, umschmeichelte die Fichten des Pachernwalds, daß sich ihre lastschweren Glieder langsam reckten, und begann, die weiße Winterdecke auf den Lehnen und Hängen des Posrucks zu lecken.

Als dann noch am nächsten Morgen die Sonne schien, da atmete die winterbange Erde auf, und ihre Freudentränen rannen in unzählbaren Bächlein zur Drau, deren Wasser immer höher gingen und deren Schollen immer kleiner und seltener wurden, bis im Abenddunkel die letzten an der Stadt Marchburg vorüber waren.

Die Fensterscheiben am Predikantenhaus zu Fleißing, die sechs Wochen gefroren waren, zeigten zuerst in der Mitte einen feuchten Fleck, wie wenn der warme Hauch eines Kindes sie angeweht hätte, dieser Fleck wurde immer größer, bald schimmerte die ganze Scheibe naß, einzelne Tropfen rannen, und dann floß das Wasser in vielen kleinen Rinnen nieder, um auf dem hartgefrorenen Lehmboden unbeachtet stehen zu bleiben.

Maria Lierzer lag schwerkrank zu Bett.

Der Predikant stand an ihrer Seite und hatte Klein-Dietrich auf dem Arm, der besonders unruhig war, weil ihm die kommenden Zähne zu schaffen machten.

Der Atem der Fiebernden ging kurz, ihre entzündeten Lungen schmerzten sie so, als stieße ihr immer wieder eine feindliche Faust ein scharfes Messer in die Brust. Ihr Geist war nicht mehr klar; sie wähnte sich noch immer in Sturm und Kälte auf der menschenleeren Straße und suchte ihr Kind, und ihr Mann fuhr jedesmal wie unter einem Peitschenhieb zusammen, wenn in das leise Weinen des Kleinen gellend der laute Schrei seines Weibes fuhr: „Wulf! Wulf!"

Der lag in dem schlichten Sarge aus Fichtenholz, den der Vater gestern nach seinem Weggang von den Weltzerischen in der Stadt gekauft und unter seinem Arm nach Hause getragen hatte.

Der Blick Sigmund Lierzers ging abwechselnd von seinem kranken Weibe zu seinem toten Buben.

Draußen tropfte es vom Dache, erst langsam, Tropfen um Tropfen, dann immer stärker, in dünnen, aber ununterbrochenen Linien.

Durch die offenen, nach Süden gelegenen Fenster strömte eine so warme Luft herein, daß der das rauhe Klima des Nordens gewohnte Mann erstaunt sich schon im Frühling zu befinden meinte.

Er legte das Kind in die Wiege, schaukelte sie mit dem Fuß und summte mit zerrissenem Herzen leise ein Lied dazu, bis der Kleine endlich einschlief.

Er trat ans Fenster und sog die Luft ein, blickte auf die braunen Felder, auf denen nur hier und da noch zwischen den Furchen ein kleiner Rest schmutzigen Schnees auftauchte, und lauschte dem zornigen Liede der aufgeregten Drau.

Er hing seinen Gedanken nach. Wie der Wind war auch seine Stimmung umgeschlagen; er war aus der Freude in tiefes Leid gestürzt. Und wann und wie würde es enden?

Er wandte sich um und blickte auf sein stöhnendes Weib. Er sah schon im Geist den Todesengel ihr zu Häupten stehen,

bereit, ihre reine, tapfere Seele zu Gott zurückzutragen, in die Heimat. Jetzt, wo er in Gefahr war, sie zu verlieren und an der Seite ihres Kindes auf dem St. Ulrichsfriedhof in der Erde betten zu müssen, jetzt erkannte er erst, was ihm sein Weib war, und ihm graute davor, ohne sie das Leben ertragen und durchs Leben wandern zu müssen.

Seine Lippen zuckten, Tränen traten ihm in die Augen. Er rang die Hände: „Allmächtiger Gott, laß es genug sein mit dem einen Opfer, nimm mir nicht auch mein Weib! Ich liege zerbrochen am Boden, hilf mir wieder auf und laß mich stark sein!"

Da ward er langsam ruhig. Er, der kleinen Schlägen gegenüber, wie sie das tägliche Leben, wie sie die Arbeit und Aufregung des Amtes genugsam mit sich brachten, sich oft klein und schwach erwies, er zeigte in diesem großen Leid sich groß, er verzweifelte nicht, er jammerte nicht, er dämmerte nicht vor sich hin, er blickte klar und tapfer dem Schmerz ins harte, kalte Angesicht und rührte die Hände.

Er pflegte Weib und Kind, er säuberte die Hütte und kochte die Milch.

Gegen Mittag nagelte er den Sarg Wulfhinrichs zu, und als fühlte sein Weib, daß ihr Kind nun von ihr ginge und für immer Abschied von ihr nähme, schrie sie in ihres Geistes Dämmerung wieder ihres Buben Namen so wild, so laut, daß Dietrich erwachte.

Der Predikant mußte ihn weinen lassen, er mußte seine Frau schreien lassen, er lud den Sarg auf seine Schulter und schritt tief gebückt durch die Tür auf die Straße und trug so keuchend und erhitzt seinen Sohn die anderthalb Meilen bis zum Frauentor der Stadt.

Beim Torhüter, dem er wiederum einen Pfennig gab, setzte er den Sarg nieder, wischte sich den Schweiß von der Stirn und ging zu Clement Weltzer.

Der ließ durch einen Diener die kleine Leiche holen und begleitete den Predikanten zum Friedhof. Dort fanden sie schon eine große Menschenmenge versammelt. Aus den schwarzen und braunen Kleidern der Bürger leuchteten nur zwei rote Gewänder heraus; von den Herren und Landleuten war nur der Herbersteiner und Herr Adam von Kollonitsch auf Burg Schleinitz erschienen, dem toten Kinde ihres Predikanten die letzte Ehre zu erweisen.

In einem Winkel war das Grab aufgeworfen, das Wulfhinrich aufnehmen sollte zum letzten, langen Schlaf.

Das Glöcklein des St. Ulrichskirchleins hatte keinen Ton in seinem Erz für das abgeschiedene Ketzerkind. Aber die Sonne spielte in hellen Strahlen um seinen Sarg und um den Rand des dunklen Grabes.

Manch ein schadenfrohes Gesicht blickte frech dem unglücklichen Vater ins bleiche, ernste Antlitz, doch die Mehrzahl hatte das Haupt entblößt und ehrte im feierlichen Schweigen des Predikanten männlichen, würdevollen Schmerz.

Mit fester Stimme sprach er die Gebete und verlas Gottes Wort und hielt die Leichenpredigt über das Wort, das ihm in diesen drei unseligen Tagen wunderbaren Trost und Kraft, Frieden und Mut gegeben hatte, und stand doch in der Heiligen Schrift nur unter den apokryphischen Büchern und war doch ein echtes und heiliges Gotteswort: „Weil du Gott lieb warst, so mußte es also sein!"

„Das gilt von dir, du mein herzlieber, trauter Knabe, den der himmlische Gärtnersmann nun in einem schöneren Garten eingepflanzt, wo kein kalter Sturm mehr weht und keines Winters eisiger Frost die zarten, schwachen Frühlingsblüten tötet; du warst Gott lieb, so blühe unter einer wärmeren Sonne dem Tage der Ernte fröhlich entgegen!

Und gilt es auch von uns, dem fieberkranken Weibe daheim, und von mir, dem schwergeprüften Vater? Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Uns hat er gezüchtigt, daß wir mit blutendem Herzen am Boden liegen, aber aufhelfen soll uns wieder die Gewißheit, daß Gott uns lieb hat und daß er ein Gott ist, der verwundet, aber er heilt auch wieder!

Euch aber, die ihr mit mir trauert, ob mir religionsverwandt oder der papistischen Lehre zugetan, euch bewahre in Gnaden der allmächtige Gott vor dem größten Schmerz, der ein Vater- und Mutterherz durchzucken kann!"

Da ward das Gesicht des Leichtsinnigsten ernst, manches Männerauge schimmerte feucht, und Weltzer dachte der Worte seiner Frau, daß der Predikant auch holdselig und freundlich predigen könnte, und bat ihm im Geiste sein hartes Urteil ab.

Dann senkten sie den kleinen Sarg hinab und des Vaterunsers wundersames Glockenerz, das von des Kindes Lippen oft so lieblich getönt hatte, dröhnte noch einmal aus des Vaters Munde und Herzen seinen Gottesgruß über die offene Gruft, dumpf fielen die schweren, nassen Schollen auf den Sarg, Weltzer drückte stumm dem Predikanten die Hand, desgleichen der von Herberstein und von Kollonitsch, auch viele aus der Bürgerschaft.

Franz Lang, ein treuer Anhänger der Augsburgischen Konfession, Zeugskommissarius im Cillier Viertel, legte ihm die Rechte auf die Schulter und sagte zu ihm: „Ehrwürdiger Herr Predikant, dies Grab, darein wir Euren kleinen Sohn gelegt, möge Euch und Euer Weib Zeit Eures Lebens an das Draufeld und an die Religionsverwandten hierselbst binden!"

Der alte Doktor Johannes Homelius, einer ehrsamen Landschaft bestellter Physikus, versprach ihm, gleich morgen nach seinem Weibe zu sehen und ihr mit Arznei zu helfen.

So fand Sigmund Lierzer aufrichtige Teilnahme; er war den Seinen in den wenigen Monaten seines hiesigen Aufenthaltes schon etwas geworden, ob er gleich noch nicht nach Wunsch hatte in Predigt und Seelsorge arbeiten können, das erfüllte ihn mit Hoffnung und Mut.

Weltzer lud ihn ein, mit ihm und den beiden anderen Herren und Landleuten das Nachtmahl in seinem Hause einzunehmen. Der Predikant dankte jedoch, es zog ihn heim zu seinem kranken Weibe.

Am nächsten Morgen kam Doktor Homelius, wie er versprochen hatte. Er untersuchte die Lierzerin, deren Zustand unverändert war, und schüttelte ernst das graue Haupt: „Ihr seid ein Mann, Herr Predikant, ich muß Euch sagen, die Gefahr ist groß, eine pneumonia pulmonum auf beiden Seiten, wenn es das Herz Eures armen Weibes aushält, ist sie zu retten. Am neunten Tage wird die Krisis sein! Wir wollen hoffen!"

Er gab ihm die nötigen Verhaltungsmaßregeln und fuhr in seinem leichten Wagen wieder davon.

Tage voll Bangens und Nächte voll Unruhe und schier ohne Schlaf folgten, mit Mühe hielt sich Sigmund Lierzer aufrecht.

Der Physikus kam wieder, setzte sich ans Bett der Kranken und ließ den Predikanten ein paar Stunden schlafen.

Am vierten Tage fuhr auch Ursula Weltzer vor und schickte Lierzer zum alten Jörg, den sie soeben besucht und sehr schwach gefunden hatte, es könnte höchstens noch ein paar Tage dauern: „Vor drei, vier Stunden braucht Ihr nicht wieder zu kommen, Ihr könnt mir Weib und Kind derweil schon anvertrauen. Haltet Euch beim alten Jörg nicht allzulange auf, er schläft zumeist vor Schwäche, geht an die frische Luft, geht an die Sonne. Euer Antlitz ist eingefallen und bleich und Euer Auge ist trübe."

Der Predikant gehorchte wie ein folgsames Kind.

Das adelige Fräulein war nun für ein paar Stunden in der armseligen Hütte Krankenpflegerin und Mutter zugleich. Die Frau bedurfte nicht vieler Pflege, sie lag zumeist stöhnend auf dem Rücken, sprach und schrie in wirrem Fieberwahn und konnte sich vor Schmerzen nicht rühren. Das Kind aber war wach und wollte beschäftigt sein, vom Vater in den letzten Tagen verwöhnt. So nahm Ursula denn den Kleinen auf den Arm, er war zuerst etwas scheu und verzog sein Mäulchen zum Weinen, da ließ sie ihn mit ihrer güldenen Halskette spielen und sang ihm leise ein fröhliches Lied, und dann plauderte sie wieder mit dem hübschen Schelm: „Laß

sehen, wie viel Zähnlein hast du denn schon, du kleiner Predikant? Was, erst zwei, und bist doch schon so groß! Du bist faul gewesen, kleiner Mann, so schäme dich doch! Kannst ja nicht reden und predigen, wenn du keine Zähne kriegst, und mußt es doch lernen, daß du es einmal kannst, so gut wie dein Vater!"

Sie bewunderte die kleinen Nägel an den rosigen Fingern, an den lieblichen Zehen, leise, ganz leise küßte sie ihn auf die weiße Stirn, sie sah ihm in die tiefen, blauen Augen und war ganz selig, als sie darin ihr eigenes Bild erblickte.

Und einmal ertappte sich die tolle Ursel bei dem Gedanken, wie wunderbar es sein müßte, wenn so ein kleines liebes Wesen ihr eigen wäre, und ward über und über rot dabei. Ihre Eltern aber wunderten sich hernach höchlich, daß ihr sonst so redseliges und übermütiges Kind heute so still und versonnen war.

Am neunten Tage, dem der Predikant voll Furcht und doch voll Hoffnung entgegengesehen hatte, denn er konnte die quälende Ungewißheit kaum noch länger ertragen, kam Ursula Weltzer am Spätnachmittage wieder ins Predikantenhaus, erklärte kurz und bündig, sie würde diese Nacht bei der Lierzerin wachen, er müßte sich einmal ausschlafen, er sollte wieder zum alten Jörg gehen, sie hätte soeben von ihm einen schmerzreichen Abschied für immer genommen, aber leider wäre er schon bewußtlos — und die Stimme der tollen Ursel zitterte leise, — und sollte sich dort von Jörgs Sohne eine Bettstatt geben lassen.

„Und wenn mein Weib in dieser Nacht stirbt?" fragte er.

„Dann hole ich Euch!"

„Ihr allein auf der unsicheren Straße?"

„Ich fürchte mich nicht, ich nehme die Peitsche mit, wehe dem, der mir zu nahe tritt!"

„Nein, ich bleib' hier," erklärte er fest.

Da sah sie ihn zornig an und sagte: „Gut, dann kann ich nicht hierbleiben, das werdet Ihr einsehen, mit Euch allein eine ganze Nacht in der Hütte, das geht nicht an. Mein

Wagen ist fort, so werde ich zu Fuß zurückgehen in die Stadt. Lebt wohl, Herr Predikant!"

Und schon war sie an der Tür, in der Linken das Barett, in der Rechten die Peitsche.

Da sprang er herzu, ergriff ihre Hand und bat: „So bleibet, ich will tun, was Ihr wollt. Aber wenn es zum Äußersten kommen sollte, so rufet mich!"

Und Lierzer ging.

Noch diese eine Nacht, dann konnte er Gewißheit haben, ob er sein Weib behalten oder verlieren sollte.

Er blickte zu den Sternen auf: „Was wißt ihr dort oben von meiner Angst? Aber hinter euch schlägt ein Herz, das mit mir fühlt! Hab' Erbarmen, allmächtiger Gott, und gehe mit deinem Knechte nicht allzustrenge ins Gericht; schone meiner und laß mein armes Weib nicht sterben in dieser Nacht."

Sterben! Er ging zu einem Sterbenden; kam er auch von einer Sterbenden?

Die Stunden werden schleichen im Schneckengang, bis das Frührot über St. Peter glänzt, und er möchte am liebsten sie hinter sich haben mit der Schnelligkeit, mit der sein Rappe über die Felder schießt, wenn er in der Gefahr ihm die Sporen in die Weichen gestoßen!

Als er zum alten Jörg kam, sah er gleich: das dauert keine Stunde mehr.

Die schwache Flamme eines Talglichtes verbreitete im Sterbezimmer des treuen Alten eine milde Dämmerung, wie sie in katholischen Kirchen zu herrschen pflegt.

Die schwarze Nacht stand wie eine Riesenwand vor dem geöffneten Fenster und schien das Stüblein, darinnen ein stiller, tapferer Lebenskämpfer den letzten Kampf kämpfte, gegen die Außenwelt gänzlich absperren zu wollen. Aber es gelang ihr nicht, durch die unheimliche Stille, in der Lierzer nur hier und da das Röcheln aus der Brust des Sterbenden hörte, klang mehrmals der Schrei eines Käuzchens, und der Predikant erschrak: der Totenvogel!

Würde er sich mit diesem einen da begnügen? Und hörte ihn Ursula Weltzer auch?

Jörgs Sohn saß auf der Truhe, stumm und gleichgültig; der Alte da hat lange genug gelebt, nun ward die Hube sein!

Der Predikant trat leise ans Fenster, er mußte noch einmal die Sterne sehen. Da wunderte er sich; als er hieher gegangen war, standen doch etliche am Himmel, und nun war keiner mehr zu sehen, nur ein großes, schwarzes Leichentuch!

Als er wieder ans Bett des Alten trat, sah er: auch dort waren die Sterne erloschen, auch dort war Nacht, und auf der bleichen Stirne lag der Kuß des Todes.

Bewegten Herzens, mit leisem Schauer drückte der Predikant dem Greise die gebrochenen Augen zu und betete still für sich, dann sprach er dem Sohne Jörgs seine Teilnahme aus, des Trostes schien er ihm nicht zu bedürfen, und ging hinaus in den Stall zu seinem treuen Roß.

Er zündete das Talglicht in der Mauerwand an, trat an den Rappen heran, der schnuppernd den edlen Kopf ihm zuwandte, legte beide Arme um des Tieres Hals, drückte sein Gesicht an des Pferdes Wange und weinte bitterlich.

Dann als alle Spannung der letzten Tage in dem wohltuenden Tränenstrom sich gelöst hatte, warf er sich todmüde auf ein Bündel Heu im Winkel nieder und schlief alsbald ein.

Es war schon spät am Morgen, als eine freundliche Stimme ihn weckte. Er riß verwundert die Augen auf und sah Ursula Weltzer vor sich stehen. Er schrie laut auf: „Sie ist tot!"

„Sie lebt," antwortete die tolle Ursel, und Tränen des Glückes schossen ihr aus den Augen. „Sie lebt und sie verlangt nach Euch!"

7.

Wie ein Träumender ging der Predikant heim zu seinem geretteten Weibe, und es wetterleuchtete immer wieder auf seinem Gesicht, und stürmischer Jubel riß an seinem Herzen, wie ein Glöckner im Augenblick großer Gefahr am Strang der Sturmglocke, und immer wieder floß es ihm über die zuckenden Lippen: „Dank! Dank!" Unterdes stand Ursula Weltzer noch einmal an der Leiche des alten Jörg.

Die Freude über die Genesung der Lierzerin, die, gegen Morgen aus langem Fieberwahn erwachend, verwundert um sich geschaut, in der Erinnerung an das grausige Erlebnis des Dreikönigstages leise geweint und dann das schöne, fremde, von mitfühlendem Glück verklärte Mädchen nach ihrem Manne gefragt und gebeten hatte, ihr den kleinen, schlafenden Dietrich ins Bett zu geben, die Freude an diesem Siege des Lebens über den Tod milderte ein wenig den Schmerz, den sie um den Verlust ihres treuen Freundes empfand.

Sie faßte seine hagere, wachsbleiche Hand und ließ sie, erschrocken über ihre eisige Kälte, schnell wieder los.

Diese unheimliche, beklemmende Stille! Kein Laut ringsumher; sie hörte ihr Herz schlagen und ihren Atem gehen. Der tollen Ursel wurde bange zumute!

Sie ging ihrem Wagen entgegen, der sie abholen sollte.

Zum Mittagsmahle kam sie gerade noch zurecht. Sie sprach mit den Eltern vom Tode des alten Jörg. Kaum verharschte Narben sprangen wieder auf. Oft stockte das Gespräch, und alle drei aßen wenig. Der bleiche, blutige Schatten eines Jünglings schlich um ihre Sessel, und das schneeweiße, ehrwürdige Haupt eines Unglücksboten tauchte im Rahmen der Türe auf.

Ursula war die erste, die sich von diesen peinvollen Erinnerungen losriß. Sie schilderte den Eltern, was sie bei der Nachtwache erlebt, und bat den Vater, doch Sorge zu tragen, daß die Predikantenleute aus der elenden Hütte, in der es ihnen an jedweder Bequemlichkeit mangelte, in eine menschenwürdigere Wohnung einziehen könnten. Ob denn wirklich keiner der Herren und Landleute ein paar Kammern in seinen Wirtschaftsgebäuden übrig hätte?

„Der Predikant hat dich wohl gebeten, sein Fürsprecher bei mir zu sein? Du singst schier seine Melodei!"

„Nicht ein Wort hat er zu mir gesagt, Vater! Aber mich dauern die zwei und das traute Kindlein, zu allermeist aber die arme, feine Frau."

„Ich werde Nachschau halten und Nachfrage tun," antwortete der Vater. „Ich habe es Herrn Sigmund Lierzer auch schon zugesagt."

Ursula aber dachte: ich werde nicht darauf warten, ich werde selber handeln und ich weiß schon, was ich tue.

Diesmal ging Weltzer nicht selbst zum Stadtpfarrer Manincor, sondern sandte ihm ein Schreiben mit der Mitteilung vom Tode eines seiner Erbholden, der ihm und seinen Vätern bis in das neunzigste Jahr seines Lebens in größter Treue und Hingebung gedient hätte, und mit der Frage, daß auch seinem ehrlichen Begräbnis auf dem Friedhof von St. Ulrich wohl nichts im Wege stände.

Der Stadtpfarrer ärgerte sich zwar, daß er infolge seiner erstmaligen Nachgiebigkeit auch diesmal wieder dem sektischen Pfleger mußte zu Willen sein, aber die von ihm damals angeführten Gründe waren auch heute noch aufrecht, und so gab er denn in einem höflichen Antwortbrief „gar dienstwillig" die Erlaubnis.

Ein leichter Frost hatte das warme Wetter der letzten Woche abgelöst, die Straßen und Wege waren unter den milden Strahlen der Sonne und dem sanften Hauch des Südwinds langsam getrocknet.

Des Predikanten Rappe zog den Wagen, der den von Ursula besorgten, schweren Eichensarg mit der Leiche des alten Mannes trug. Sein Sohn führte das stolze, unruhige Tier, das lange gestanden hatte, am Zügel. Lierzer ging schweigend voraus und gedachte der Leichenpredigt, die er dem Greise hernach zu halten hatte.

Es war nur ein Knecht, ein armer Mann, den er zu begraben hatte, und doch hatte er ein reiches und schönes Leben gelebt, reich und schön durch Treue, durch Mühe und Arbeit, und ganz von selbst klangen im Herzen des Predigers die uralten, wuchtigen Worte des Sängers wieder, die, aus den Tiefen der Ewigkeit geboren, in Ewigkeit nicht untergehen und an Grabhügeln werden gesprochen werden, solange Menschenkinder zu friedlichem Schlummer in die Erde gesenkt werden: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. Und unser Leben währet siebenzig Jahre und wenn's hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen!"

In Marchburg angekommen, fand in den stillen Straßen der Stadt der kleine, traurige Zug kaum Beachtung. Es war ein Montag, die Leute waren zumeist bei ihrer Hantierung.

Vor Weltzers Hause ließ Lierzer halten. Der Pfleger schloß sich ihm mit einigen von seinen Dienstleuten und Untertanen an. Sein Weib und sein Kind sahen vom Fenster aus dem Wanderer auf seinem letzten Wege nach.

Als Weltzer und Lierzer durch das Friedhofstor eingetreten waren, fiel ihnen auf, daß außer dem Totengräber, der höhnisch lächelte, nicht eine Menschenseele zum Begräbnis sich eingefunden hatte. Sie wußten nicht, daß etliche Bürger und Anhänger der Augsburgischen Konfession hier gewesen waren, aber in Wut und Entsetzen sich alsbald wieder schleunigst und kopflos entfernt hatten.

Als sie zur Ecke des Friedhofs kamen, da schrie der Predikant mit einem Male laut auf und drohte umzusinken, so daß Weltzer ihn auffangen und halten mußte.

Auch der Pfleger starrte in maßlosem Zorn und grausigem Schrecken auf die Stelle, wo sie vor einer Woche das tote Predikantenkind begraben hatten.

Wulfhinrichs Grab war um und um aufgewühlt, der Sarg war gewaltsam geöffnet und zerschlagen und seine einzelnen Bretter verstreut, die kleine Leiche lag, von Erde über und über beschmutzt, im braunen Sande.

„Faßt Euch, Herr Predikant," suchte der Pfleger Lierzer zu beruhigen. „Ich werd's den Leichenschändern heimzahlen!"

„O diese verfluchten Papisten, diese Teufelsdiener! Mein

armer, armer Bub'!" raste und jammerte der Vater durcheinander und starrte wie wahnsinnig auf die besudelte, entehrte Leiche seines Kindes.

„Wer hat das getan?" fragte Weltzer den Totengräber, der nur schwer seine Schadenfreude auf seinem branntweinroten Gesichte verbarg.

„Ich weiß es nicht."

„Aber du bist verantwortlich, ich werde dich zur Rechenschaft ziehen. Warum hast du die Leiche nicht wieder eingegraben?"

„Ich hab' keine Zeit, und wer hätte mich für die Arbeit bezahlt?"

Voll Ekels wandte sich der Pfleger ab: „Herr Sigmund Lierzer, wenn es Euch möglich ist, lasset uns den alten Jörg begraben, ich bitte Euch, beschränket Euch auf ein Gebet und auf das heilige Vaterunser."

Der Predikant trat taumelnd an des Alten offenes Grab und stellte sich so, daß er seines Sohnes Leichnam nicht sehen konnte. Diener Weltzers ließen an Stricken den Sarg hinab, und totenblaß, mit leiser Stimme und oft jäh aufschluchzend verlas Lierzer sein Gebet.

Darauf befahl Weltzer dem Totengräber: „In einer Stunde ist das Kind wieder in einem Sarg, den du auf deine Kosten anschaffen wirst, und du erwartest mich dann allhier, daß wir es wieder in Ehren bestatten."

Auf dem Heimweg sagte er zu Lierzer: „Geht jetzt mit zu mir und meinen Frauen und erholet Euch. Und ich sage Euch, Herr Predikant, Euer armer Bub' wird uns zu einem eigenen Friedhof verhelfen, dessen lasset nur mich sorgen!"

„Und ich," sagte der Predikant und hob zum ersten Male wieder das Haupt empor und das Leben kehrte in seinen Leib zurück, „und ich werde meinen geschändeten Buben rächen!"

8.

Dem Stadtpfarrer Antonius Manincor war die Grab- und Leichenschändung auf dem Friedhof zu St. Ulrich äußerst peinlich.

Er mißbilligte die Tat, wenn er sie auch nicht verabscheute. Die Glaubenswut war auf seiten der Ketzer kaum geringer; bei der Vertreibung der Minoriten aus Bruck und der Franziskaner aus Lankowitz waren sie auch nicht glimpflich mit ihren Gegnern umgesprungen. Aber er fürchtete die möglichen Folgen.

Auf dem unglückseligen Brucker Landtag hatte unbegreiflicherweise der Erzherzog, der doch sonst ein so treuer Sohn seiner katholischen Kirche war, sich zu schmählichen Versprechungen an die Sektischen herbeigelassen. Sie hatten sich anscheinend noch immer nicht von ihrem damaligen marktschreierischen Jubel erholt, und jeder einzelne trüge wohl am liebsten die Erinnerungsmünze mit der Inschrift „gaudet patientia duris" immer um den Hals. Da hatte die Kirche ihm gezeigt, wohin er steuerte, ihn mit Hilfe der erzherzoglichen Gemahlin, der frommen Maria von Bayern, davon überzeugt, daß seine Zugeständnisse durch die machthungrigen, unbotmäßigen und vaterlandsverräterischen Stände erpreßt worden wären, und es durchgesetzt, daß er diese Zugeständnisse noch vom Herbste desselben Jahres an, da sie feierlich gegeben worden waren, durch allerhand kleinliche Verordnungen und Maßregeln, die oft tief in die Freiheiten und Gerechtsame der Städte und Märkte einschnitten, widerrief und außer Kraft setzte.

Marchburg hatte er bis jetzt noch verschont. Um so schärfer und treuer wachte das Auge der Kirche über die Stadt, die wegen ihrer Lage an der windischen Grenze und am größten Strome des Herzogtumes Steyr von großer Bedeutung war. Dem unter Manincors schwachem und unentschiedenem Vorgänger eingerissenen Zustand der Religionsmengerei,

durch die Marchburg schier eine augsburgisch-katholische Stadt geworden war, hatte seine Berufung zum Stadtpfarrer ein Ende gemacht.

Er war ein ausgesprochener Feind des Ketzertums, das er nebenbei auch als eine Ausgeburt des ihm widerwärtigen deutschen Geistes haßte, wie des Kompromißkatholizismus, der ohne die Nachgiebigkeit und Nachsicht der Kirche in Sachen des Kelches beim Abendmahl nicht so üppig hätte ins Kraut schießen können. Darum, als er nach Marchburg gekommen war, zufällig fast gleichzeitig mit dem sektischen Predikanten, von der Bürgerschaft als Stammesfremder mit Mißtrauen und von den Frauen als ein Mann in der Blüte der besten Kraft mit unverhohlener Freundlichkeit begrüßt, ging er nach aufmerksamer Beobachtung der Lage planmäßig darauf aus, die Geister zu scheiden und alle um das päpstliche Banner zu scharen, die Rom noch treu geblieben waren, und das war doch noch eine erkleckliche Anzahl.

Das geschah ganz im stillen, wie von selber. Er zeigte sich freundlich gegen jedermann, verkehrte viel in den Häusern der Bürger, die ihre anfängliche Zurückhaltung bald aufgaben, und glänzte dort mit seinem Wissen, das er auf den hohen Schulen zu Pavia, Padua und Bologna sich angeeignet hatte.

Alsbald glaubte er schon so fest im Sattel zu sitzen, daß er es wagen könnte, ketzerischen Leichen seine beiden Friedhöfe zu verschließen. Aber die Entrüstung der von Georg Sichel verwöhnten, duldsamen Bürgerschaft hatte ihn belehrt, daß er noch warten müßte: zu seinem Erstaunen hatten auch viele seiner eigenen Schäflein in diesem Falle sich von ihm abgesondert, der Weizen auf Marchburgs Feldern war noch nicht reif für die römischen Scheuern.

Und nun hatte ihm sträflicher Übereifer diesen Streich gespielt und den Bastard des Predikanten wieder aus dem Grabe geworfen. Er wußte nicht, wer der Täter war. Aber das fühlte er: der eigentliche Täter war er selbst! Mit all

dem Feuer seines südlichen Blutes und dem Eifer für seine Kirche, die ihm unter einem welschen Oberhaupt zunächst eine welsche Nationalkirche war, hatte er im Beichtstuhl, auf und unter der Kanzel so sehr die Doppelsaat der Liebe zu dieser Kirche und des Hasses wider die teuflischen Buben, die ihr unehrerbietig und frech an Würde und Hoheit griffen, in die Herzen seiner Gläubigen ausgesät, daß er sich heute nur wunderte, daß sie so schnell, nicht aber, daß sie überhaupt schon aufgegangen war.

Auch die Sektischen selber, vor allem der Herr Clement Weltzer, würden ihn der Anstiftung der Tat bezichtigen und sie ihm in die Schuhe schieben; er hatte etlichen das Grab verweigert, er hatte nur auf Weltzers Drängen und Drohen dem toten Buben einen Platz zu St. Ulrich vergönnt, was lag da näher, als zu glauben und auszustreuen, er hätte das erzwungene Grab nachträglich wieder eingezogen und zu feige, selber die Tat zu tun, sie durch dunkle Mittelsmänner ausführen lassen? So konnte die Schändung des Ketzergrabes leicht alles über den Haufen werfen, was er mühsam aufgebaut hatte, und viele Hoffnungen für die Zukunft vernichten.

Dem mußte er entgegenarbeiten. Er wollte Herrn Clementen Weltzer heute den schuldigen Besuch machen, ihm seine Entrüstung über den Vorfall aussprechen und so jeden Verdacht einer Mitschuld von sich abwälzen und jede feindliche Bewegung im Keime ersticken. Es war schon elf Uhr vormittags.

Ärgerlich über den Gang, der dem stolzen, selbstbewußten Manne sehr schwer fiel, trat er auf die Straße und stieß vor seinem Haustor mit seinem Nachbarn, dem Zeugskommissarius Lang, zusammen, der, ohne ihn zu grüßen, an ihm vorüber wollte. Antonius Manincor aber rief ihn an und sagte ihm mit dem freundlichsten Lächeln: „Mit Verlaub, Herr Nachbar, eilet doch nicht so schnell an mir vorüber; erlaubet mir, daß ich Euch Dank sage für die erbaulichen ketzerischen Lieder, die Ihr, seit es wieder wärmer geworden,

alle Abend bei offenem Fenster zu meiner Ergötzung mir in die Ohren singt."

Der alte Lang, dessen wetterrotes Gesicht verriet, daß sein Beruf ihn oft zum längeren Aufenthalt im Freien zwang, antwortete barsch: „Tut nicht not!" und wollte weiter.

Aber der Welsche ließ nicht los: „Ich darf Euch doch wohl danken, denn ich kann nicht annehmen, daß Ihr als Beamter der Landschaft Eure Lieder zu einer merklichen Verschimpfung der ordentlichen geistlichen Obrigkeit singt?"

„Geistliche Obrigkeit?", fragte der Kommissarius. „Ihr wißt doch, daß ich Anhänger der Augsburgischen Konfession bin? Ihr gehet mich gar nichts an! Ihr nennt meine Lieder ketzerisch? Herr Stadtpfarrer, wo Ihr so fürtrefflich auf mich acht habet, hättet Ihr schon merken können, daß es Psalmen sind, die der königliche Prophet David aus Eingebung Gottes des heiligen Geistes in dem Alten Testament beschrieben. Und nicht zur Verschimpfung singe ich mit den Meinen solche Psalmen, sondern aus gutem christlichen Eifer, durch solche Psalmen sollet Ihr nicht geärgert, sondern vielmehr gebessert werden und von Eurem ärgerlichen und unpriesterlichen Leben lassen!"

Antonius Manincor zuckte zusammen und erblaßte: „Was erdreistet Ihr Euch? Was meinet Ihr damit? Das sagt Ihr mir vor meinem Haustor?"

„Ich habe Euch nicht aufgehalten. Ihr habet mich allhier gestellt, um mit gleißnerischem Gesichte mir Vorwürfe zu machen. Ihr habt kein Recht dazu, Ihr am allerwenigsten. Denn was ich damit gemeint habe? Ein Doppeltes: Herr Stadtpfarrer, lasset künftighin junge Dirnlein unangefochten ihrer Straße ziehen und lasset künftighin tote Kindlein ungeschändet in der Erde ruhen!"

Der Stadtpfarrer errötete über und über vor Wut und Scham und verwünschte die Laune, in der er vorhin den bissigen Alten hier festgehalten hatte. Einen Augenblick überlegte er, ob er ihn stehen lassen und ins Haus zurückgehen

sollte. Aber das wäre ein zu großer Sieg für den Gegner gewesen. Er erschrak, wie schnell ihm durch Franz Lang bestätigt wurde, daß die Meinung des Volkes ihn für den Vorfall auf dem Friedhof verantwortlich machte. Aber noch mehr erschrak er, daß er sichtlich in seinem Leben und Treiben beobachtet wurde, und wenn er auch ein weites Gewissen hatte und seinen Wandel vor sich damit entschuldigte, daß die meisten seiner Amtsbrüder nicht besser wären als er selbst, daß die Marchburgerischen Mädchen es ihm leicht machten, daß er vorsichtig zu Wege ging, daß Franz Lang nur als sein Nachbar mehr gesehen haben könnte als andere und daß das, was er erfahren hätte, deshalb noch nicht stadtbekannt zu sein brauchte, so fürchtete er doch, daß ihm daraus ein Strick gedreht werden könnte, der ihm zwar nicht in den Augen seiner kirchlichen Oberbehörden, wohl aber bei den Gegnern schaden und sein Wirken und Werben unter ihnen beeinträchtigen könnte.

Er mußte mit dem Ketzer auf jede Art gütlich auseinander kommen. Er antwortete daher gar nicht auf Langs Vorwürfe, sondern sagte mit freundlichem Lächeln: „Ihr solltet mir nicht so grob begegnen, Herr Zeugskommissarius. Ich bin Euch allerweil ein freundlicher Nachbar gewesen. Ihr habt wider des Erzherzogs Befehl in Eurem Hause eine Schule eingerichtet und habt andere gutherzige Christen zu Euch gezogen und befleckt dadurch die Jugend mit Eurem vermeinten Wesen. In den Augen seiner fürstlichen Durchlaucht ist das ein Unfug und übles Verhalten, und Ihr wißt, daß, so ich Euch zu Gratz anzeigen wollte, Ihr starke Strafe ausstehen müßtet, aber ich habe es nicht getan!"

„Ihr könnt es nicht tun, Herr Stadtpfarrer," antwortete der Alte ruhig, „oder Ihr müßtet lügen. Ich habe niemanden an mich gezogen, ich will auch keine Schule einrichten. Ich halte nur meinem Sohne und meinen zwei Mägdlein einen Präzeptor. Warum? Zwei Söhnlein sind mir gestorben, und ein dritter, den ich zu Cilli in Schule gehabt,

ist durch einen erschrecklichen Fall schändlich um sein Leben gekommen. Den letzten, so mir geblieben ist, will ich in der Nähe haben, — Ihr habt keine Kinder, versteht Ihr das? —, damit er um so wirklicher vor mutwilligem Unglück verhütet, auch ernstlicher unter meinem Auge zur Furcht Gottes und Erlernung der guten und freien Künste gehalten werde."

„Das ist sehr löblich," entgegnete Manincor, „aber dann dürfen nicht andere Bürger ihre Kindlein zu Eurem Präzeptor schicken."

„Das ist nur kurze Zeit geschehen, als ich auswärts im Cillier Viertel auf Reisen war. Als ich zurückkam, habe ich das alsbald abgestellt."

Der Stadtpfarrer ärgerte sich, daß er auf diesem Wege nicht zum Ziele kam, und versuchte es mit freundlicher Überredung: „Ihr seid ein redlicher Mann, Herr Franz Lang. Ich werde Euch empfehlen beim Statthalter."

Lang unterbrach ihn: „Schlimm genug, daß der Statthalter ein Bischof ist, dem jeder Pfaff in die Ohren singen kann!"

„Ihr solltet das nicht so von der Hand weisen. Die Zeit ist ernst, das wisset Ihr, Ihr könntet einmal eine mächtige Hilfe brauchen, lasset uns Freunde sein, Herr Kommissarius!"

„Euer Freund könnte ich nur sein, wenn ich die Augsburgische Konfession verriete. Im Exercitium evangelischer Religion bin ich von meinen seligen Eltern auferzogen, ihr bin ich mit all den Meinen gänzlich zugetan, ihr halte ich die Treue bis zum letzten Hauch. Ihr sagt, die Zeit ist ernst. Es hat für Marchburg ernstere Zeiten gegeben. Ich habe sie erlebt. Unser Trost in dieser ernsten Zeit ist das unantastbare Fürstenwort, das des Erzherzogs Durchlaucht bei der Religionspazifikation gegeben hat: männiglich, der sich zur Augsburgischen Konfession bekennt, unbetrübt dabei verbleiben zu lassen. So müßt auch Ihr es mit mir halten, Herr Stadtpfarrer, und damit lebet wohl!"

Er ließ Antonius Manincor stehen, und ging langsamen Schrittes, mit stolzem Haupte davon.

Der Stadtpfarrer wollte seinen Besuch bei Weltzer bis zum morgigen Tage aufschieben, dieser alte, bärbeißige, hartnäckige Ketzer hatte ihm die Lust dazu für heute genommen. Er ging in den Pfarrhof zurück und trank hastig ein Glas roten Tiroler Weines. Er war mit sich sehr unzufrieden; er hatte sich von dem Gegner zu schnell ins Bockshorn jagen lassen. Namentlich ärgerte er sich, daß er sich die Dirnlein hatte von ihm aufrücken lassen. Da konnte Lang nichts Sicheres wissen, da hatte er aufs Geratewohl, im schlimmsten Fall auf Hörensagen, losgestoßen. Und wenn auch! Als Priester verlangte er, daß man ihm Freiheiten, die er sich herausnahm, milde nachsah, er wollte trotz des Vordringens des Ketzertumes sich keinen Zwang auferlegen und blieb doch immer ein Priester, und der Bischof drückte beide Augen zu und hatte allen Grund.

Er füllte nochmals sein Glas und trank und merkte, wie sein Geist unter der wohltuenden Wirkung der heimatlichen Trauben alle quälenden Gedanken verabschiedete.

Nicht lange, so trat sein Kooperator Mathias Ernberger ins Zimmer und sagte: „Die Aufregung über den Buben des Predikanten ist allenthalben groß."

„Ich bitte Euch, verschonet mich damit! Jetzt fanget Ihr auch noch an! Was geht das mich an? Habe ich die Leiche ausgegraben?"

„Verzeiht, Hochwürden, aber ich muß Euch sagen, zu Eurem und unserer heiligen Kirche Nutz und Frommen: das Volk wirft Euch vor, daß Ihr es hättet anrichten lassen."

„Und Ihr habt mich verteidiget?"

„Das wißt Ihr doch! Aber man sagt, Herr Clement Weltzer habe nur mit Mühe und Not von Euch das Grab erlangt, und er selber erzählte es auch so. Er scheint sehr aufgeregt zu sein. Sonst hat er mich noch immer gegrüßt. Er ist mir heute mit seinem Weibe draußen vor dem Frauen-

tore begegnet; er sah mir stracks ins Gesicht und erwiderte meinen Gruß nicht."

Das war dem Stadtpfarrer eine sehr unwillkommene Botschaft. Der Herr Clement Weltzer war schon neulich nicht freundlich gewesen, wie würde er ihn erst jetzt empfangen? Und doch mußte er mit seinem Einfluß rechnen. Und doch mußte er hin. Oder nein, er konnte ja gleich jetzt in seiner Abwesenheit in seinem Hause vorsprechen, und ihm dann ein Schreiben zuschicken. Damit war dann die ganze widerwärtige Sache abgetan!

So erstaunte der Kooperator nicht wenig, als der Stadtpfarrer schnell aufstand und mit kurzem Kopfnicken das Zimmer und das Haus verließ.

Draußen schaute Manincor zum Kirchturm auf, und ließ mit Stolz und Liebe seine Blicke über den ganzen Bau der Pfarrkirche gleiten, die, ursprünglich romanisch, durch ihren spätgotischen Umbau nicht an Schönheit gewonnen hatte und so das künstlerisch geschulte Auge des Italieners zwar nicht befriedigte, die aber doch seine Kirche war, und drinnen wohnte in des Tabernakels silbernem Schrein der allmächtige Gott, dem er diente im Dienste seiner Kirche, und er sah im Geiste die ganze, jetzt zerrissene Bürgerschaft einmütig vor diesem Gott am Boden liegen, in seiner Kirche, und er, Antonius Manincor, der Reformator Marchburgs, stand im weißen Meßgewand mit hocherhobener Monstranz vor dem Altar, ein Gesandter Gottes, ein Begnadeter, ein Sieger! —

So träumte er und vergaß über der lichten, frohen Zukunft des Streites und der Sorgen der Gegenwart. Er merkte nicht, wie eine Schar von Kindlein, die auf der Straße mit Steinen gespielt hatten, mit ihrem Spiel aufhörten, sich gegenseitig anstießen und mit furchtsamen Mienen ihn anstarrten: Ketzerkinder!

Ein Bürger begegnete ihm und grüßte ihn. Er dankte zerstreut.

Ein junges Mädchen kreuzte seinen Weg; er achtete seiner nicht.

Ein Wagen mit frisch gegerbten Fellen, dessen Fuhrknecht ihn laut und frech anrief, zwang ihn, auszuweichen, und riß ihn heraus aus seinen Gedanken.

Bald darauf stand er vor Weltzers Haus. Eine junge Dienerin sagte ihm, daß nur das adelige Fräule zu Hause wäre, ob er es sprechen wollte. Ohne sich zu besinnen, nickte er stumm. Die blonde Gertrud, die mit der Tochter des Pflegers zusammen erzogen worden war, führte ihn die Treppe hinauf vor Ursulas Zimmer, klopfte und rief, als ahnte sie, welche Freude der tollen Ursel der seltene Besuch machen würde, mit dem spitzbübischen Lächeln eines stillen Einverständnisses und geheimen Verstehens und mit Mühe ein lautes Lachen verbeißend, mit fröhlicher Stimme ihrer Herrin entgegen: „Fräule, ich bringe Euch einen geistlichen Herrn!"

Die tolle Ursel gab sich keine Mühe, die fröhliche Stimmung zu verbergen, in die sie das unverhoffte Ereignis versetzt hatte. Ihr Gesicht strahlte vor Übermut, um ihre Mundwinkel und in ihren Augen spielten neckische Geister. Sie ging dem Stadtpfarrer entgegen, der mit einer höflichen Verbeugung an der Schwelle stehen geblieben war, und rief: „Ei, solch hohe Ehre hat mein armes, unwürdiges Mädchenstüblein noch nie erlebt, daß ein leibhaftiger Pfaff seinen Fuß darein setzt! Womit kann ich Euch dienen, Herr Stadtpfarrer?"

Trotz des Hohnes, der aus ihr sprach, tönte ihm doch der Klang ihrer Worte wie Osterglocken ins Ohr, und der Reiz und die Reine ihrer frischen Jugend, die von dem schlanken, großen, braunäugigen Mädchen ihn anwehten, wirkten so verwirrend auf ihn, daß er, der weltgewandte Mann, errötend die Augen schloß; rascher jagte sein Blut durch die Adern, und sein Herz, das unter der Wirkung des genossenen Weines schon schneller geklopft hatte, pochte in stürmischen Schlägen.

Als er die Augen wieder aufschlug und infolge des plötz-

lichen Wechsels von Dunkel und Licht mit den Lidern zwinkerte, seufzte Ursula, als fühlte sie eine ungeheuere Erleichterung: „Ich fürchtete schon, Ihr wäret gleich Lots Weibe zu einer Salzsäure erstarrt."

Da raffte er sich auf: „Ein Wunder wäre es nicht, schönes Fräule, bei solchem Anblick!"

„So? Gefalle ich Euch? Da seid Ihr der erste! Schade, daß Ihr mich nicht ehelichen könnt!"

Dabei zog sie ihr Gesicht in ernste Falten und schaute ihn mit anscheinend so ehrlichem Bedauern an, daß der verliebte Welsche den wahnwitzigen Gedanken faßte, das feurige Mädchen zu erobern.

Er blickte sie an mit Blicken, daß die tolle Ursel erschrak und es sofort bedauerte, diesen übermütigen Ton gegen ihn angeschlagen zu haben, und sagte mit heiserer Stimme: „Wer sagt denn das? Warum sollte es denn nicht möglich sein?"

Da maß ihn das Mädchen vom Kopf bis zum Fuß: „Ihr seid von Sinnen!"

„Ja, ich bin's," rief er leidenschaftlich aus. „Ich bitte Euch, laßt mich Euch sagen von dem Eindruck, den Eure Schönheit und Jugend auf mich gemacht haben. Ich bin vom Adel wie Ihr, und ich weiß nicht, wessen Geschlecht älter ist, das meine oder das Eure. Meine Väter tragen unserem Namen gemäß in ihrem Wappenschild eine Hand, die ein Herz hält. Also nehme auch ich jetzt mein Herz in die Hand und halte es Euch entgegen und flehe Euch an: Nehmt es an zum Geschenk und schenket auch Ihr mir das Eurige!"

Mit zornbebender Stimme antwortete Ursula: „Ich will nichts mehr hören, Antonius Manincor. Es tut mir leid, daß ich Euch so spottlustig begrüßt habe, das habt Ihr wohl fälschlich Euch gedeutet. So laßt mich Euch denn jetzt sagen, daß ich Euch nicht mag; ich mag die Welschen nicht, ich mag die Pfaffen nicht; ich mag vor allem Euch nicht!"

Dem Stadtpfarrer war bei diesen Worten, als sausten ihm drei Peitschenhiebe um die Ohren.

Er holte tief Atem, kämpfte seine Entrüstung nieder und brach eine Lanze für sein Volk, und während er sprach, geriet er immer mehr in Feuer, so daß die tolle Ursel bald ihren Zorn verlor, wie berauscht den Klang seiner angenehmen, tiefen Stimme auf sich wirken ließ und ganz hingegeben seinem beredten Munde lauschte: „Ich bin ein Welscher und ich bin stolz darauf. Ich gehöre zu den Enkeln und Erben des alten Rom. Ich gehöre zu den Söhnen des neuen Rom. Unser war einst die Welt, unser ist wiederum die Welt! Der teutschen Barbarei bringen wir den Segen unserer Kultur, der teutschen Sehnsucht zeigen wir die Blüten unserer Kunst, der teutschen Frömmigkeit öffnen wir den Schatz unserer Kirche. Wir schufen das Recht, wir bauten den Staat, auf uns baute der göttliche Stifter seine Kirche. Teutsche Kaiser lockte aus kaltem, rauhem Norden des Südens sonniges Wunderland, und Eure Maler und Poeten — ach, ihr habt fast keine! — konnten ihre Werke nur schaffen unter Italiens ewigblauem Himmel. Wir sind die Welteroberer, wir sind die Lieblinge Gottes, wir sind die Kinder des Glücks. Über den ganzen Erdball spannen wir unsere Netze, die Welt ist unser Feld, und alle Völker müssen uns dienen, und allen Völkern dienen wir, um sie zugleich zu beherrschen. Schönes Fräule, schaut Euch in Eurer Heimat um: was an Werken der höchsten Kunst die Lieblichkeit Eures Landes ergänzt, die stolze Majestät Eurer himmelhochragenden Berge und den stillen Frieden Eurer grünen Täler, fast immer und überall sind's Welsche, die Euch des echten Künstlers Auge, Hand und Seele leihen. Denkt an Domenico de Lalio und an Antonio Marmaro, an Farabesco, Simon Genza, an Dionisio Tadai, Salistio Peruzzi, Alessandro de Verda und saget mir: könnt Ihr die Bauten, mit denen sie das Land Steyr ausgeschmückt, ohne Bewunderung und ohne die tiefste Ergriffenheit schauen? Und waret Ihr schon in der Hofburg-

kapelle zu Gratz und im Mausoleum zu Seckau und habt Theodoro Ghigios wunderbare Fresken und Sebastiano Carlons herrlichen Sarkophag gesehen? O, es ist leicht zu sagen: Ich mag die Welschen nicht! Aber es zeuget nicht von Dankbarkeit, schönes Fräule, denn was wäre Eure teutsche Nation ohne uns Welsche?"

Er hielt inne und wartete auf eine Antwort. Ursula fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wollte sie einen bösen Spuk verjagen, der ihre Sinne zu verwirren drohte. Die klangvollen Namen der berühmten Landsleute, der Baumeister, Maler und Bildhauer, die Antonius Manincor genannt, hatten sie wie in Träume eingelullt, aber die Schlußworte hatten das deutsche Empfinden des Mädchens und dadurch all ihren Widerstand gegen ihn selber wieder geweckt. Sie richtete sich hoch auf und sagte stolz: „Auf Eure schöne Predigt von der Herrlichkeit und Heiligkeit der welschen Nation antworte ich Euch nur das: Ihr Welschen waret groß, wir Teutsche sind und werden groß. Ihr habt zweimal die Welt beherrscht, durch Eure Cäsaren und durch Eure Päpste, aber beide Reiche sind verdientermaßen an ihrer inneren Fäulnis dahingesiecht, ihr seid ein untergehendes Volk, wir steigen auf, Ihr seid Kinder der Vergangenheit, uns gehört die leuchtende Zukunft!"

Bewundernd hing des welschen Mannes Blick an den von Stolz verklärten Zügen des deutschen Mädchens, er mußte unwillkürlich an Tacitus denken, der erzählt, daß die Germanen in ihren Frauen Priesterinnen und Prophetinnen erblickten. Was sollte er darauf erwidern? Da stand Stolz gegen Stolz, Liebe gegen Liebe, Glaube an sein Volk gegen Glaube, er mußte die deutsche Ketzerin achten und schwieg.

Sie aber, als wollte sie ihren Sieg voll ausbeuten und auskosten, fuhr fort, um ihn zugleich als Welschen und als Pfaffen zu treffen: „Ich bin zudem der Meinung, daß Eure ganze Vergangenheit, Eure ganze Kultur, Euer ganzes

Volkstum der eine Mann auf unserer Seite aufwiegt: Doktor Martin Luther!" Und sie sah ihn triumphierend an.

Ekel stieg in Antonius Manincor auf, als er den verhaßten Namen des Teufels von Wittenberg vernahm. Sein ganzes Standesbewußtsein, sein Stolz auf seine von jenem Empörer so arg geschädigte Kirche bäumte sich in ihm auf und wollte in zornmütigen Worten sich Luft machen. Aber er mußte ruhig bleiben, um ans Ziel zu kommen, er dachte daran, daß Ursula gesagt hatte: Ich mag die Pfaffen nicht. Das konnte er nicht stillschweigend hinnehmen, wenn er auch nicht versuchen wollte, der Ketzerin einen Begriff von der unsagbaren Würde und Hoheit des Priesterstandes beizubringen: „Lassen wir jenen Namen aus dem Spiel! Ihr werdet begreifen, daß ich als katholischer Priester nicht dafür bürgen könnte, nach allem, was er uns angetan hat, ihn nicht zu schmähen und damit auch Euch zu beleidigen, und nichts liegt mir ferner als das. Ich bin ein Pfaff, und Ihr möget die Pfaffen nicht. Wir sind es gewohnt, daß man uns haßt und verfolgt. Das hat uns der Heiland vorausgesagt, und wir getrösten uns dessen, daß es ihm auch also ergangen. Aber aus so lieblichem Munde Worte des Hasses zu vernehmen, schönes Fräule, das tut doppelt weh. Was haben Euch die Pfaffen getan? Wie viele habt Ihr schon kennen gelernt?"

„Ihr seid der erste, Antonius Manincor."

„Und habt doch solchen Widerwillen gegen uns?"

„Ich weiß von meinem Vater, ich weiß von unserem Predikanten, wie Ihr und Euresgleichen es treibet, wie Ihr im Finstern schleichet und im Trüben fischet, wie Ihr Streit und Zwietracht säet, wie Ihr Euch als heilige Männer gebt und seid doch Fleisch und Blut, fehlbare und sündhafte Menschen gleich wie wir!"

Der Priester wollte ihr ins Wort fallen, aber sie fuhr unbeirrt mit fester Stimme fort: „Habt Ihr mir nicht gleich heute davon einen Beweis gegeben? Saget mir doch: Sprecht

Ihr mit jungen Dirnlein immer also anmaßend und unehrerbietig? Hätte ich Euch nicht ins Gesicht schlagen müssen, da Ihr wie ein girrender Tauber um mich scharwenzeltet, als wäre ich aus der Lausgasse oder eine Eurer Metzen zu Rom oder Neapel? Was meinet Ihr, was würde mein Vater sagen, wenn ich ihm heute von Eurem Antrag berichtete? Seid ohne Sorge, ich werde es nicht tun, es ist genug, daß ich die Schmach erlebte. Und da wundert Ihr Euch, daß ich Euch rund heraus ins Angesicht gesagt: ‚Ich mag die Pfaffen nicht?'"

„Verzeiht mir. Aber ich verstehe Euch nicht, wie kann Euch meine Liebe beleidigen? Ich bin ein Pfaff und — Gott sei's geklagt — als solcher zur Ehelosigkeit verdammt, aber muß denn jede Liebe Sünde sein, die ohne der Kirche Segen dem andern sich hingibt?"

Da rief Ursula erbleichend in maßlosem Zorn: „Verlaßt mich! Auf der Stelle verlaßt mich!" — und als er nicht sofort ging, schrie sie gellend, außer sich vor Wut: „Ich pfeife meinen Hunden!" und wollte an ihm vorüber zur Tür.

Er aber vertrat ihr den Weg und wollte die Entrüstete, die ihm in ihrem lohenden Zorn doppelt schön erschien, an sich reißen, da hörte er hinter sich mit lauter Stimme rufen: „Der Herr Weltzer ist da!"

Die junge Gertrud, die vom Anfang an mit dem Ohr an der Tür draußen stehen geblieben war, hatte leise auf die Klinke gedrückt und war mit diesem Schreckensruf dem welschen Stadtpfarrer in den Rücken gefallen.

Ursula, die wohl wußte, daß die Eltern noch nicht von ihrem Besuche im Predikantenhause zu Fleißing zurück sein konnten, sagte aufatmend: „Ich danke dir, Gertrud. Führe den Pfaffen hinaus. Ihm ist nicht wohl!"

Ihre Knie zitterten so, daß sie sich nicht umwenden konnte. Manincor verneigte sich flüchtig und ging.

Ursula aber blieb eine ganze Weile stehen, bis sie sich erholt hatte. Sie legte die Hand auf das stürmende Herz und erschrak immer wieder vor dem Abgrund, in den sie heute zum ersten Male hatte blicken müssen.

Wie von selbst trat Sigmund Lierzer vor ihre Seele, dieser streitbare, glaubenstrotzige und doch gemütstiefe, offenherzige und quellklare Predikant im schlichten, abgetragenen Wams, mit den rauhen Händen und dem rauhen Wesen, und ihre Seele flüchtete wie ein gehetztes Edelwild in den Frieden einer einsamen Hütte, zu einem stillen, geduldigen Weibe, das soviel Hartes und Herbes erlebt und doch nicht den Mut verloren hatte, zu einem kleinen, lieblichen Knaben mit blondem, seidenem Haar und tiefen, blauen Augen, die so wonnesam lachen konnten — was war das doch für eine ganz andere Welt als jene, aus der dieser feine, adelige, wohlgepflegte welsche Priester zu ihr gekommen war und deren widerlichsüßliche Luft sie noch immer in ihrem hellen Mädchenstübchen zu riechen meinte!

Und ein anderes Bild tauchte vor ihr auf, ungerufen und freudig bewillkommt, wie öfter in letzter Zeit, zumal des Abends, wenn sie allein im stillen Schlafkämmerlein lag, mit offenen Augen und mit wachem, sehnendem Herzen: der junge, stolze Burgherr von Schleinitz mit den treuen, blauen Augen und dem offenen, freundlichen Wort, der in den letzten Wochen so oft in ihres Vaters Hause und zu ihr so auffällig lieb gewesen war. Ach, wäre er jetzt hier oder könnte sie jetzt zu ihm!

Aber konnte sie denn nicht?

Hatte sie sich nicht vorgenommen, in der Fürsorge für die Predikantenleute nicht mehr auf den Vater zu warten, sondern selbst etwas für sie zu tun?

Sie rief ihre Dienerin und befahl ihr, den leichten Wagen mit ihrem Fuchs anspannen zu lassen. Gertrud gehorchte schweigend, enttäuscht über den kurzen Dank, den sie vorhin für ihren Retterdienst erhalten hatte.

Kurz darauf fuhr die tolle Ursel davon, und draußen in der frischen Luft vergaß sie bald des Eindrucks der letzten Stunde,

sie grüßte freundlich nach allen Seiten, rief manchem ein fröhliches Scherzwort zu und knallte mit der Peitsche wie ein übermütiger Roßbub. Bald war sie auf dem anderen Ufer. Windenaus dunkle Eichenwaldungen ließ sie rechts liegen. Bettelnden Zigeunerkindern warf sie ein paar Kupferstücke zu. Ihr schnell trabender Fuchs überholte etliche Krämerwagen. Auf manchem der Felder zur Rechten und Linken sah sie schon den schwachen Hauch des ersten Grüns. Aus waldigem Hintergrund, in frischer, weißer Farbe leuchtete im Sonnenglanz Schloß Schleinitz zu ihr herüber, wo Herr Adam von Kollonitsch wohnte.

Der war nicht wenig erstaunt, als das adelige Fräulein mit lachendem, rotfrischem Gesicht vor der hohen Steintreppe hielt. Sie streckte ihm fröhlich die Hand entgegen und erklärte auf seine Bitte, auszusteigen: „Nicht eher, als bis Ihr mir etwas versprochen habt!"

„Ihr wißt, ich bin zu jedwedem Dienst bereit," sagte leicht errötend der stattliche Mann, dessen Antlitz für seine fünfundzwanzig Jahre einen etwas zu ernsten Ausdruck zeigte.

„Also," fuhr die tolle Ursel fort, „Ihr sollt dem Predikanten mit Weib und Kind in Eurem Schlosse eine Wohnung geben. Euer Vater hat's ja schön und groß wieder aufgebaut, nachdem die Türkenhunde die alte Burg Eurer Ahnen in Schutt und Asche gelegt hatten."

„Das ist ein etwas großes Anliegen, trautes Fräule. Da muß ich erst mein Gemahl fragen."

„Was ist das?" antwortete Ursel erstaunt, „Ihr habt doch gar keins?"

„Aber ich hoffe, bald eins zu haben," antwortete er, und blickte sie voll so treuherziger, warmer Liebe an, daß sie den Blick senkte und in holder Verwirrung über und über errötete.

Der von Kollonitsch sah es mit Freuden, weidete sich an ihrer jungfräulichen Verlegenheit und war grausam genug, durch kein fröhliches Scherzwort die zahme tolle Ursel zu erlösen.

Endlich sah sie auf und sagte: „Ich — ich muß heim. Ihr wollt also den Predikanten nicht nehmen? Das — das war nur eine Ausrede!"

„Wer sagt das? Im Ernst: ich will wohl, wenn — Ihr wollt. Aber ich möchte eines zu bedenken geben: Euer Herr Vater sagte mir neulich, als ich nach der Beerdigung des Predikantenbuben bei Euch speiste, — Ihr waret damals so auffällig still, — daß der Predikant hinfüran mit Zustimmung des gleichfalls anwesenden Freiherrn zu Herberstein in dessen Schlosse sollte Gottesdienst halten. Da ist es doch das Bequemste für den Herrn Sigmund Lierzer, wenn er zu Windenau Wohnung erhält, das dortige Schloß ist viel größer denn meines und auch näher bei Marchburg. Ich will es von Herzen gerne auf mich nehmen, den Freiherrn Wolf Wilhelm darum zu bitten. Schlägt er es ab, so soll der Predikant bei mir wohnen!"

„Herr Adam von Kollonitsch, Ihr seid ein edler und kluger Mann, ich danke Euch und jetzt kann ich wohl aussteigen."

Er half ihr ritterlich dabei, rief einen Knecht und ließ ihn beim Roß.

„Darf ich Euch die Burg zeigen?" fragte er, „oder gehen wir in den Wald?"

Am liebsten hätte die tolle Ursel geantwortet: „Beides!"

Aber sie fürchtete sich auf einmal ein wenig vor dem Walde: „Zeigt mir die Burg!"

Sie gingen von Zimmer zu Zimmer, treppauf, treppab, wie zwei Kinder in einem Märchenschloß. Er ward nicht müde, zu erklären und zu zeigen, was ihr nach seiner Meinung gefallen mußte. Eine dicht gefüllte Waffenkammer verriet den Ernst der Zeit, von dem gerade die Kollonitsch genugsam erfahren hatten.

„Die Bilder meiner Ahnen," sagte er traurig, „sind alle mitverbrannt; mein Großvater war kurz zuvor von einer Türkenkugel gefallen. Hoffentlich kommen sie sobald nicht wieder!"

„Fürchtet Ihr Euch?"

„Glaubt Ihr? Ich liebe den Kampf, aber mit Feinden, und nicht mit Hunden. Auf ihrer hundert kommt einer von uns und wird von ihnen zerrissen!"

„Zeigt mir Euer Wappen!"

„Dort hängt es an der Wand."

Es war ein steirischer Panther.

„Ihr habt dasselbe Wappen wie das Land? Wie kommt das?"

„Das ist eine Auszeichnung für den Gründer meines Geschlechtes, der Leopold dem Tugendhaften, Herzog von Steyr, wacker mitgeholfen, Richard Löwenherz zu fangen und gefesselt auf die Feste Dürrenstein zu bringen, der seinem Fürsten auch dann die Treue hielt, als des Papstes Bann ihn getroffen."

„Also schon damals ein ketzerisches Geschlecht," sagte die Weltzerin. „Dort ist ein Altan, können wir hinaustreten?"

Er öffnete die Tür. Da lag im Frieden, im warmen Schein der Nachmittagssonne das schöne Tal zu ihren Füßen. Links schmiegte sich schweigend der dunkle Wald bis fast ans Schloß, rechts dehnten sich graue Wiesen und braune Felder. In der Ferne verblauten der Donatiberg und der einsame Wotsch.

Die beiden jungen Menschenkinder versanken ganz in den Zauber des klaren, stillen Wintertages und der in träumerischer Ruhe liegenden Landschaft und genossen einer des anderen beseligende Nähe.

„Hier ist es schön," sagte die tolle Ursel leise.

Da wollte er sie schon fragen: „Wollet Ihr immer hier bleiben?" Aber er sagte sich: Nicht gleich heute bei diesem seltsamen, wonnesamen, ersten Besuch, und so antwortete er bloß: „Mich freut, daß es Euch hier wohlgefällt, und ich danke Euch, daß Ihr zu mir gekommen seid!"

Da lachte sie ihn an: „Es geschah aber gewißlich nur um des Predikanten willen!"

9.

Wolf Wilhelm Freiherr zu Herberstein saß in der Bücherei seines Schlosses zu Windenau und hatte die Chronik seines Hauses auf dem Schoße, verfaßt von dem Berühmtesten seines berühmten Geschlechtes, dem weitgereisten Sigmund, der Ulrich von Hutten gekannt und Martin Luther auf dem Reichstage zu Worms gesehen, im politischen Leben als Gesandter eine große Rolle gespielt hatte und unter anderen der erste gewesen war, der das ungeheure Rußland beschrieben hat. Er war gerade bei der Stelle, wo der Chronist den Heldentod Jörgs von Herberstein beschreibt, der im tapferen Kampfe gegen die Türken an der Spitze eines steirischen Fähnleins bei Essegg fiel. Da meldete ihm ein Diener die Ankunft des Herrn Clementen Weltzer zu Eberstein.

Der Freiherr erhob sich, trotz der Störung erfreut über den Besuch, denn er verehrte den Pfleger wie einen Vater.

„Ihr seid zu Fuß gekommen, Herr Weltzer?" begrüßte er ihn.

„Das ist bei diesem Wetter nur eine Lust," antwortete er. „Mir war, als hätte ich vorhin auf dem Dache Eures Schlosses den ersten Star gehört, und die dicken, braunen Knospen der Kastanien glänzen in der Sonne und kleben wie Pech."

„Wir haben im Draufeld eine herrliche Witterung, wir brauchen nur vierzehn Tage lang Sonne und Südwind, und der Frühling ist da!"

„Wenn's nur anhält! Ich erinnere mich, daß wir noch im Maien Schnee hatten! Übrigens scheint es hier schon weiter voran zu sein, denn auf dem anderen Ufer. Ich war gestern mit meinem Weibe zu Fleißing im Predikantenhause, zu Wildhaus kam es mir kälter vor als hier."

„Das ist gewißlich so," antwortete der Herbersteiner. „Wir sind ja hier nach Süden offen, vor Wildhaus lagert sich der Pachern vor."

„Der Predikant wird am Sonntag allhier in Eurer Ka-

pelle zum ersten Male Gottesdienst halten. Ich habe es männiglich bekannt gegeben, ich bin sehr gespannt, wie sich die Bürgerschaft verhalten wird. Sie ist sehr erbost über den welschen Stadtpfaffen und rückt ihm die Grabschändung unter die Nase. Ich habe noch ein wenig nachgeholfen, denn ich bin überzeugt, die Hauptschuld daran trägt doch er mit seiner unchristlichen Unduldsamkeit."

„Der Meinung bin ich auch."

„Er hat mir zwar vor etlichen Tagen ein Schreiben geschickt, worin er sich gleichsam entschuldigen und reinwaschen will, aber ich gedachte des Sprichworts: Wer sich entschuldiget, der klaget sich an. Zudem hat er mir in meiner Abwesenheit einen Besuch gemacht, wie er schreibt."

„Hoffentlich kommt er nicht auch zu mir, ich werde ihn nicht empfangen, ich gehe diesen aalglatten Häuserschleichern gerne aus dem Wege."

„An unseren Predikanten ist gewißlich auch manches zu tadeln, aber das eine ist sicher: sie sind ehrlicher und — ärmer. Ich war gestern, wie schon gesagt, in des Predikanten Behausung. Der Herr Sigmund Lierzer hat eine feine Frau, mein Weib hat großes Gefallen an ihr gefunden. Sie trägt ihr hartes Los mit großem Mut. Aber wir müssen ihr helfen, wir müssen ihr heraushelfen aus dem unwürdigen, engen Loch, das sie jetzt bewohnen. Ich habe die herzliche Bitte an Euch: habet Ihr denn nicht zwei oder drei Kammern übrig, die Ihr dem Predikanten und seinem Weibe geben könntet, daß er und die Seinen mit ihrem Leben besser könnten versichert werden als dort an der Landstraße, wo allerhand verdächtiges und lichtscheues Gesindel vorüberstreicht, daß er seine Studien ruhiger könnte verrichten, daß er in der Nähe der Herren und Landleute und der Bürgerschaft uns leichter und schneller zur Hand wäre?"

Clement Weltzer hielt inne und wunderte sich, daß der Herbersteiner in ein lautes Gelächter ausbrach; ihm selbst war das eine sehr ernste Sache, und er runzelte die Stirn. Da

klärte ihn der Freiherr auf: „Verzeiht, wenn ich lachte, aber heute morgen war der Herr Adam von Kollonitsch hier und trug mir dasselbe Anliegen vor, ist das nicht sonderbar?"

„Wie kam denn der dazu? Und wie hat er es begründet?"

„Eigentlich nur damit, daß er sagte: von Wildhaus nach Marchburg wäre weiter als von Windenau nach Marchburg, worauf ich ihm lachend erwiderte: „Und von Wildhaus nach Windenau ist es am weitesten!" Denn solange die Drau hochgeht und Eis treibt, und die Fähre zu Wildhaus nicht fährt, muß der Predikant immer unter Gefahr seines Leibes den Umweg über die Stadt machen, wenn er allhier predigen soll, und dem müßte man abhelfen!"

„So habt Ihr dem Herrn von Kollonitsch schon zugesagt?"

„Gewiß, Herr Weltzer, ich bin bereit, Küche und zwei Kammern im Untergeschoß meines Schlosses dem Predikanten und den Seinen einzuräumen, und so Ihr wollt, könnet Ihr noch heute durch einen reitenden Buben ihm die Kunde davon ansagen lassen. Er kann gleich morgen einziehen. Wollet Ihr, Herr Kircheninspektor, die Wohnung und vielleicht auch die Marienkapelle sehen?"

Hocherfreut dankte der Pfleger dem Freiherrn, besichtigte die freundliche, helle Küche und die hohen, luftigen, mit Holzfußboden belegten Kammern und stand dann mit entblößtem Haupte in der Kapelle. Der dämmerige Raum, durch dessen bunte Fenster die Nachmittagssonne brach, konnte wohl an die hundert Zuhörer fassen; für sie waren lange, roh gezimmerte Bänke aufgestellt. Auch die eiligst gezimmerte Kanzel war noch roh. Der Altar, das Werk eines welschen Künstlers, war geblieben, nur das Marienbild hatte man entfernt. Weltzer war tief bewegt. Er drückte dem andern die Hand: „Also doch eine Kirche fürs Draufeld, unsere Kirche, eine Heimstatt für Gottes heiliges Evangelium, wenn sie auch klein ist. Aber der Anfang ist da! Ist das Evangelium selber aus einem armseligen Stalle hervorgegangen, so hat es hier schier

eine königliche Stätte. Ich danke Euch von Herzen, Herr von Herberstein."

Fröhlich ging der Pfleger heim, hinter sich die sinkende Sonne, und ihr purpurner Glanz umfloß seine breiten Schultern, sein stolzes Haupt, und vor ihm durchzitterte Glockenklang die Luft: die große Glocke im Stadtpfarrkirchturm von Marchburg sang ihr wunderbar tiefes und ergreifendes Abendlied, und Clementen Weltzers Seele atmete Frieden.

Als er hernach mit den Seinen beim Nachtmahl saß und erzählte, was er in Windenau gesehen und ausgerichtet hatte, da neigte die tolle Ursel bei der Erwähnung des Herrn von Kollonitsch errötend das Haupt tief auf ihren Zinnteller herab, und weder Vater noch Mutter merkten etwas davon, daß ihr Kind unter dem Hauche der Liebe zum Weibe erwacht war.

Zwei Stunden später hielt der Predikant ein Schreiben Clementen Weltzers in den Händen, worin er ihm auftrug, am morgigen Tage mit Weib und Kind in das Schloß zu Windenau zu übersiedeln.

„Freuet Ihr Euch, Maria?" fragte Lierzer sein blasses Weib, das gestern zum erstenmal wieder aufgestanden war und nun den kleinen Dietrich für die Nachtruhe zurecht machte.

Sie antwortete müde: „Ich kann mich seitdem noch über nichts freuen." Als er sie traurig ansah, fuhr sie fort: „Habet Geduld mit mir, der Frühling wird mich schon wieder froh machen. Ja, ich bin froh für Euch und den Kleinen, daß wir in eine bessere Wohnung kommen, und für mich, daß ich die Stelle nun nie mehr zu sehen brauche, wo ich Wulfhinrich gefunden habe im Schnee. Wäre ich nur erst dort vorüber!"

Tränen traten ihr in die Augen. Lierzer dachte, wenn sie nun erst von der Schmach wüßte, die man ihrem toten Buben angetan hatte! Er drückte sie an sich, fuhr ihr mit seinen groben Händen liebreich über die blonden Haare und sagte weich: „Weinet nicht, Maria. Weil du Gott lieb warst, mußte

es also sein! Ich werde jetzt doppelt lieb und freundlich zu Euch sein!"

Da lächelte sie, dankbar und ungläubig; er versprach so leicht und so oft und wurde doch immer wieder rauh und voll Zorns und tat ihr weh. Trotzdem wußte sie sich geborgen in seiner Liebe, sie schlang die Arme um seinen Hals, legte ihr Haupt an seine Brust und schluchzte. Er hielt sie fest umschlungen, lange Zeit. Das Abenddunkel schlug um beide seinen schwarzen Mantel und sperrte sie ab gegen die feindliche Welt da draußen, daß sie über die Sorgen und Qualen der letzten Zeit hinweg einander wiederfinden möchten in der stillen Welt ihrer Herzen.

Unmutig wieherte der Rappe, als er am nächsten Nachmittag den Hausrat und Weib und Kind des Predikanten auf einem Wagen des alten Jörg nach Marchburg und Windenau fahren mußte. Lierzer ging nebenher, und seine Seele war voll Dankes und fröhlicher Hoffnung. Am Frauentor mußte er diesmal zwei Wiener Pfennige opfern; der Torhüter war bei der großen Masse, die er einlassen sollte, mit einem nicht zufrieden.

Seine armselige Habe begegnete manchem spöttischen Lächeln, aber auch mancher Gruß aus der Bürger Munde erfreute ihn. Seit den beiden Beerdigungen bewegte er sich freier und offener in den Straßen der Stadt, er wußte, wie sehr die Grabschändung seines Sohnes dem Stadtpfarrer bei der Bürgerschaft geschadet und seine eigene Stellung gefördert hatte.

Der Torhüter an der Draubrücke trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand: „Herr Predikant, der Herr segne Euren Ausgang und Eingang!"

„Das ist der beste Reisesegen," antwortete er. „Ich danke Euch von Herzen."

Als der Wagen in den Eichenwald einbog, hinter dem rechts von der Straße das Schloß Herbersteins lag, begegnete er dem Freiherrn, der spazieren ritt. Der hielt sein Roß an

und hieß die Predikantenleute auf seinem Grund und Boden willkommen, er lobte den Rappen und spielte mit dem Kinde, indem er es mit seiner Reitpeitsche neckte. Dann ritt er, freundlich grüßend, davon.

Als die Lierzerischen ins Schloß gekommen waren, fanden sie die Türpfosten der Küche mit Tannengrün bekränzt, durch das sich die dicken, weißgrünen und weißrosaroten Kelche von Schneerosen hindurchzogen, und als sie eintraten, sahen sie in der Ecke Gemüse, Obst, Fleisch, Honig, Schmalz, Wein in solcher Menge aufgestapelt, daß sie wohl einen Monat davon zu leben hatten. Da rief der Predikant, solcher Liebesgaben ungewohnt, mit Freuden aus: „Auf dem Wege hierher gedachte ich daran, daß ich noch vier Pfennige im Sacke habe, und das Reimlein klang mir durch die Seele:

‚Das Predigtamt beut wenig Brot,
Jedoch Verfolgung, Angst und Not!‘

und nun können wir tafeln wie der Herr von Herberstein."

Als er ihm später dafür danken wollte, sagte der Freiherr: „Der Dank kommt nicht mir zu. Das hat in der Frühe der Herr von Kollonitsch geschickt, und die Türpfosten hat Euch des Herrn Clementen Weltzer Tochter mit eigenen Händen geschmückt." Da ward seine Freude noch größer, und zum ersten Male seit den letzten beiden Wochen erwachte wieder der Poet in ihm, und in seinem Herzen sang und klang ein jubelndes Lied.

Ein jubelndes Lied war auch seine Predigt, die erste, die er am Sonntag in der Marienkapelle zu Windenau hielt. Weltzer hatte ein wenig gefürchtet, der Predikant möchte infolge des Unrechtes, das man seinem toten Sohne angetan hatte, besonders heftig und ausfallend wider die Römischen sprechen. Aber Lierzer hatte die Rache, die er an den Päpstischen nehmen wollte, in der Freude seines Herzens längst vergessen, wie er überhaupt erfahrenes Unrecht schnell vergaß und niemals nachtrug, und predigte so sanft und doch so begeistert, daß Frau Annamaria Weltzerin am Schluß des Gottesdienstes triumphierend ihren Gatten anblickte, als wollte sie fragen: „Wer hat nun recht, Ihr oder ich?" Die Kapelle war zu klein. Die Bürger waren so zahlreich mit ihren Frauen gekommen, daß der Pfleger sich höchlich verwunderte; das hatte er nicht erwartet. Eine ganze Wagenreihe hielt vor dem Schloß, etliche Pferde waren an den Bäumen festgebunden; man sah, die Augsburgische Konfession hatte auch unter der Bürgerschaft noch viele Anhänger.

Als nach dem Gottesdienst die Kapelle sich geleert hatte, und die meisten zu Wagen, zu Roß und zu Fuß sich wieder aufgemacht hatten, ging Weltzer und sein Weib mit der Lierzerin in ihre Wohnung, Ursula aber stand im Morgensonnenschein mit Herrn Adam von Kollonitsch draußen unter der mächtigen Linde mitten auf dem Schloßhof.

„Ihr habt Wort gehalten, Herr von Kollonitsch, ich danke Euch," sagte das Mädchen zu ihm. „Der Predikant und sein Weib sind nun glückliche Leute!"

„Ich habe es an der heutigen Predigt gemerkt," antwortete er. „Findet Ihr nicht auch, Sigmund Lierzer ist ein Poet? Diese Schlichtheit und Kraft der Sprache, diese Fülle und Anschaulichkeit der Bilder, diese Leidenschaft in Wort und Stimme und Gebärde, und dann wieder dieser sinnende Ausdruck in dem kleinen, dunklen Auge, ich meine, wir können uns Glück wünschen, daß das Kirchenministerium zu Gratz gerade diesen Predikanten zu uns gesandt hat. Aber seht, da kommt er selber auf uns zu!"

Und der Poet brachte die beiden jungen Leute nicht wenig in Verlegenheit, indem er ihnen sagte: „Erlaubet mir, daß ich Euch beiden herzlichen Dank sage für die Liebe, die Ihr mir und meinem Weibe angetan habt!"

Beide dachten, er meinte die Beschaffung der Wohnung und hatten einer den anderen im Verdacht, daß er beim Herbersteiner oder beim Predikanten geplaudert hätte, und in ihrer Verlegenheit antworteten sie nichts.

Lierzer fuhr in dankbarer Freude, unbekümmert um ihr Schweigen, fort: „Der Freiherr von Herberstein hat mir wohl verraten, daß Ihr es waret, Fräule Ursula, die uns mit frischem Tannengrün die Türe geschmückt, und daß Ihr, Herr von Kollonitsch, uns die Küche für lange Zeit mit Speise und Trank gefüllt habt. Nehmt dafür, ich bitte Euch, meinen und meines Weibes herzlichen Dank!"

Da machte der Poet, den sie glücklich gemacht hatten, auch sie beide glücklich: beide hatten einen und denselben Gedanken gehabt. War ihre Seele nicht eins geworden, auch ohne daß ihr Mund gesprochen hatte? Helle Freude leuchtete aus ihren Augen, wie nur gute, kindliche Menschen sie empfinden können, und ohne Scheu vor dem Predikanten reichten sie sich die Hände und sagten fast gleichzeitig: „Ich danke Euch!"

Lierzer merkte, was zwischen den beiden vorgegangen war, und verabschiedete sich.

Der von Kollonitsch sagte: „Laßt uns noch einmal in die Kapelle gehen, Fräule Ursula." Sie ging schweigend mit, und ihr Herz schlug bis an den Hals. Drinnen nahm er ihre Hand, hob ihr gesenktes Haupt empor, sah ihr in die strahlenden Augen und sagte mit leiser, bebender Stimme: „Ursula, Burg Schleinitz wartet auf die Herrin, und ich sehne mich nach meinem Gemahl. Ursula, wollt Ihr?"

Da bot sie ihm die roten, keuschen, blühenden Lippen dar zum ersten langen Kuß.

10.

Antonius Manincor spürte immer mehr die Folgen des Vorfalls auf dem St. Ulrichsfriedhofe. Er fand in den Häusern der Bürger und in den Weinschenken nicht mehr die freundliche Aufnahme wie zuvor, und, was ihn am meisten schmerzte, es liefen weniger Spenden und Stiftungen bei ihm ein, und seine Einkünfte wurden geschmälert. In einer Sitzung von Richter und Rat, die sich unter anderem mit der Grabschändung befaßte, nannte ihn der Stadtrichter Nikolaus Zepetz unter allgemeiner Zustimmung „einen unruhigen, in Leben und Lehre strafmäßigen Pfarrer". Man wich ihm auf der Straße aus oder verweigerte ihm den Gruß. Die von ihm durchgeführte Scheidung der Geister war zu seinen Ungunsten ausgefallen; die bewußten Anhänger der Augsburgischen Konfession wandten sich offen gegen ihn und verstärkten ihre Reihen noch durch zahllose Überläufer, und bekümmert ließ er am Sonntag seine lohenden Blicke über das Häuflein schweifen, das noch im geräumigen Schiff der Pfarrkirche zu seinen Füßen saß.

Zum Unglück hatte der Predikant gerade jetzt mit seinen ketzerischen Gottesdiensten in Schloß Windenau begonnen, die Kapelle der heiligen Jungfrau, die der Lavanter Erzbischof Leonhard konsekriert hatte, wurde durch die Satansübungen der Protestanten Woche für Woche entweiht, und mit wachsender Besorgnis und mit maßlosem Grimm erfuhr er und überzeugte er sich eines Sonntags heimlich einmal selbst, wie die Bürger massenhaft gen Windenau ausliefen. Der Bürger Mert Leutzendorffer, mit dem er oft verkehrt hatte, ließ sein Kind durch den Predikanten in seinem Hause taufen, und als es bald darauf verstarb, heimlich in geweihtem Erdreich zu St. Ulrich bestatten. Man verfügte also neuerdings über seine Friedhöfe nach Willkür.

Wochengottesdienste wurden wiederholt in Marchburg selber abgehalten, so zwei im Hause des Clementen Weltzer, ein anderer beim Verwalter der Burg Obermarchburg, beim Konrad Neglitsch. Auch andere Kindstaufen fanden innerhalb der Mauern Marchburgs statt; so beim Trotzendorffer, beim Heinegger und beim alten Doktor Homelius, dem mit seinen sechzig Jahren noch ein Sohn geboren war. Sein Nachbar Franz Lang sang mit besonders lauter Stimme seine Morgen- und Abendpsalmen, so daß Manincor vor ohnmächtiger Wut sich manchmal die Ohren zuhielt.

Seine beiden Kapläne hatten schlechte Tage. Er war gereizt wie noch nie. Essen und Trinken schmeckte ihm nicht,

und seit der Niederlage, die er sich bei Ursula Weltzer geholt hatte, mied er auch die Dirnlein wie ein gebranntes Kind das Feuer.

Eines Tages zu Anfang des Märzen begegnete er dem Predikanten, der in Begleitung Weltzers, des Franz Lang und des Doktors Homelius im Amtskleide durch die Färbergasse ging. Beide Männer maßen sich mit haßerfüllten Blicken, jeder schien stehen bleiben und die Lippen zu lautem, heftigem Schmähwort öffnen zu wollen; da zog Weltzer den Predikanten am Arm davon.

Manincor, der seinen Feind zum erstenmal gesehen hatte, schäumte vor Wut: vor seinen Augen, am hellichten Tage, in seinem sogenannten geistlichen Kleide wagte es dieser Saufpoet, gegen des Erzherzogs Gebot, durch die Straßen der Stadt zu gehen! Er durfte nicht länger dies Tun und Treiben der Sektischen mit Stillschweigen verdrucken; er mußte endlich handeln. Durch Freundlichkeit, durch Predigt und Beichtstuhl, durch fleißigen Verkehr in den Bürgerhäusern und Weinschenken konnte er die Augsburgische Konfession nicht zu Boden werfen. Güte hatte versagt. Jetzt konnte nur noch Gewalt helfen. Bis spät in die Nacht hinein schrieb er an einem ausführlichen Bericht, der die unerträglichen Zustände in der Stadt und das unerhörte Treiben des sektischen Predikanten in den schwärzesten Farben malte und vor Übertreibungen und Unwahrheiten nicht zurückschreckte. Er verfehlte auch nicht, Sigmund Lierzers Liebe zum Trunk in das gebührende Licht zu rücken. Schon am andern Morgen ritt ein Bote mit diesem Bericht über den Platschweg gen Gratz, wo er ihn dem Bischof Johann von Laibach, Statthalter des Herzogtums Steyr, überbrachte.

Nach einer Woche herrschte in der Stadt eine ungeheure Aufregung. Auf der Straße, im Gasthaus, beim Mittagsmahle, in der Ratsstube, in der Werkstatt, allenthalben wurde geschimpft, gedroht und getobt.

Es war eine ähnliche Lage wie im Türkenkrieg, wenn der erste Schuß aus den feindlichen Kartaunen vor den Mauern der Stadt erdröhnt war und bald darauf aus einem der Strohdächer die rotgelbe Flamme emporzüngelte. Es war auch ein erster Schuß, und nicht eine, nein hundert Flammen zuckten auf und fraßen jede ruhige Überlegung und jeden vernünftigen Gedanken. Es war auch ein erster Schuß, dieser Befehl des Erzherzogs an die von Marchburg.

Der Stadtrichter Nikolaus Zepetz berief schleunigst eine Ratssitzung ein. Nicht unpünktlich wie sonst erschien einer nach dem anderen der zwölf Männer, die das Vertrauen ihrer Mitbürger zur Leitung des Geschickes der Stadt in dieser unruhigen Zeit in die Ratsstube entsandt hatte; der mächtige, breite Eichentisch inmitten des Beratungszimmers blieb lange unbesetzt, die Ratsherren standen und redeten in großer Aufregung laut durcheinander. Selbst die Taube über der Mauerzinne im Stadtwappen, das in einem runden, bunten Fenster auf die Männer herniedersah, schien Leben bekommen zu haben und voll banger Unruhe zu fliegen.

Der Stadtrichter forderte auf, die Plätze einzunehmen, und verlas mit ernstem Angesicht und oftmals stockend den Befehl: Ein fremder Predikant hätte sich mit allerlei schädlicher Abwendung der Bürgerschaft dort eingeschleipft und fügte dadurch der wahren katholischen Religion merklichen Abbruch und Schaden zu. Der aufdringliche, boshaftige und der katholischen Religion widerwärtige Predikant wäre, wo er in der Stadt, ihrem Burgfrieden, auch in Häusern und Meierhöfen betreten würde, stracks zu ergreifen, gefänglich einzuziehen, und bis auf des Erzherzogs weiteren Bescheid wohl verwahrlich zu halten. Richter und Rat hätten durch die Finger zugesehen, er aber wollte ihr Treiben keineswegs dulden oder gutheißen. Inner und außer der Stadt hinge man dem Predikanten an. Sie sollten der schwersten Ungnade und Strafe gewärtig sein.

Als der Stadtrichter geendet, herrschte lange ein eisiges Schweigen. Jeder mußte erst mit sich fertig werden und den

Sturm widerstreitender Gefühle verarbeiten, der seine Brust durchtobte.

Endlich erhob sich der Viertelmeister Ludwig Himmelstainer, ein alter, breitschulteriger Schlosser mit langem, weißem Bart, und sagte: „Ich habe, wie Ihr wohl wisset, zu wiederholten Malen auf der Stadt Marchburg Mauern zu ihrer Verteidigung gestanden, wenn der Erz- und Erbfeind, der Türke, uns an den Hals wollte. Ihr anderen, so Ihr jünger seid als ich, habt allezeit freudigen Gemüts zum Schutz der windischen Grenze Geld und Gut der Obrigkeit dargegeben und ihr in Steuern und Leistungen willfahrt, so oft sie von uns gefordert hat. Männiglich unter uns ist unserem Landesfürsten treu ergeben aus Liebe und aus Gehorsam gegen das heilige, unverfälschte Gotteswort, so uns vorschreibt, der Obrigkeit untertan zu sein, die Gewalt über uns hat. Derhalben kommt uns anjetzt dieser Befehl so schmerzlich und widerwärtig, weil er uns Gehorsam auferlegt in einer Sache, allwo Gehorsam gegen die Obrigkeit ein Ungehorsam wider das evangelische Gewissen wäre, allwo wir uns gebunden erachten an das teure Gotteswort, das da uns vorhält: Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen. Meine Meinung ist darum die: Wir können diesem Befehl nicht gehorchen, wir müssen es mit dem Predikanten beim Alten lassen und dürfen uns an ihm, als dem Verkünder des lauteren Evangeliums, nicht vergreifen."

Schwer setzte sich der Alte nieder und blickte trotzig um sich in der Überzeugung, den Nagel auf den Kopf getroffen und ausgesprochen zu haben, was alle dachten.

Aber der Kotzenmacher Hanns Scheidenschnabel hatte Bedenken: „Die Obrigkeit hat Gewalt über uns, so hat Ludwig Himmelstainer uns erinnert. Was können die Bürger Marchburgs wider diese Gewalt? Es ist nicht einer unter uns, der nicht auf der Obrigkeit Befehl mit Freudigkeit seine Brust den Feinden entgegenwürfe und wäre es auch zu sicherem, blutigen Tode, aber wer unter uns, wer in der ganzen Stadt

wäre so vermessen, so hochverräterisch, so vaterlandsfeind, daß er die Spieße und Schwerter wenden möchte wider das eigene landesfürstliche Regiment? Ich erachte daher, wir müssen gehorchen, können aber zuvor versuchen, die fürstliche Durchlaucht umzustimmen und sie an die Zusage erinnern, die sie in der Brucker Religionspazifikation gegeben hat. Auch können wir dem Predikanten anheimgeben, die Stadt möglichst zu meiden und in seiner Seelsorgestation zu Windenau zu verbleiben, zu der wir auch weiterhin getrost auslaufen können."

Ihm widersprach der Schneider Gregor Knechtl: „Das letzte ist gut; der Predikant soll nach Tunlichkeit draußen verbleiben, denn es ist ein Streit über das Wort der Zusage des Erzherzogs, das da besagt: Die Städte und Märkte dürfen keinen Predikanten aufnehmen, ob das hieße: er darf darin keine ständige Wohnstätte haben oder er darf nicht einmal seinen Fuß darein setzen. So faßt es offenbarlich der Erzherzog auf, wir sind anderer Meinung. Droht also dem Predikanten Leibs- und Lebensgefahr, so er sich in den Straßen zeigt, ist es günstig, wenn er nur in den äußersten Notfällen und dann tunlich heimlicherweise sich in die Stadt begibt. Darinnen stimme ich also dem Meister Scheidenschnabel bei. Aber für ungeraten und gänzlich unnütz erachte ich es, zu versuchen, des Erzherzogs fürstliche Durchlaucht zu vermögen, daß sie gleichsam ihren Befehl zurücknimmt."

In dieselbe Kerbe hieb der Tischler Abraham Sollhofer, indem er sagte: „Ich war letzte Woche zu Gratz, Geschäfte halber. Dort habe ich vernommen, was alles im letzten Jahr der Erzherzog trotz seinem Brucker Fürstenwort ins Werk gesetzt hat. Er verbot den Bürgern, ihre Kindlein in die Stiftsschule Augsburgischer Konfession zu schicken, er ließ zwölftausend lutherische Bücher alldort öffentlich verbrennen, er untersagte den Bürgern, die evangelischen Gottesdienste zu besuchen, und entfernte alle der Augsburgischen Konfession Religionsverwandten aus dem Rate der Stadt und aus

seinem fürstlichen Hofstaat, er errichtete die hohe Schule zu Gratz und besetzte ihre Lehrstühle mit Jesuiten, die er auch nur deshalb ins Land gerufen hat, um Gottes heiligem Evangelium den Stoß ins Herz zu geben. Der Erzherzog läßt sich nicht mehr umstimmen, wir haben es allbereits nicht mehr mit ihm allein zu tun, vor ihm, hinter ihm und neben ihm zur Linken und zur Rechten stehen die schwarzen Landsknechte Roms, stehen die Jesuiten, und unter ihnen schaue ich auch das glatte, teuflische Gesicht des Herrn Stadtpfarrers Antonius Manincor. Er, dem um seine Einkünfte banget, hat uns diese salzige Suppe eingebrocket. Aber wir mögen und werden sie nicht ausessen, wir werden mit Gegenmaßregeln antworten. Ich schlage vor, in Hinkunft keinen Papisten als Bürger in Marchburg aufzunehmen und keinen in den Rat der Stadt zuzulassen, die Handwerksmeister aber wollen wir in Pflicht nehmen, daß sie keinen katholischen Gesellen mehr halten. Dem Herrn Antonius Manincor aber wollen wir besser auf die Finger passen und ihm das Leben in unserer Stadt nach Tunlichkeit recht sauer machen."

Die meisten Ratsherren, namentlich die jüngeren, begrüßten diesen zornigen und trotzigen Vorschlag Sollhofers mit lautem Beifall, aber der alte Himmelstainer schüttelte mißbilligend den Kopf: „Was Ihr gesagt habt, Abraham Sollhofer, ist ein schlechter Rat. Das Bürgerrecht und die Ratsstellen und das ehrsame Handwerk haben mit der Religion nichts zu tun; wir müssen entscheiden nach Würdigkeit und Fähigkeit und nicht nach des einzelnen Glauben und Bekenntnis. Gegenmaßregeln erachte ich für unchristlich und für gefährlich."

Da unterbrach ihn Sollhofer „Aber Ihr habet doch vorhin selber geraten, des Erzherzogs Befehl nicht zu gehorchen."

„Mit Verlaub," antwortete der Alte ruhig, „von einem Ungehorsam wider einen Befehl bis zu Gegenmaßregeln ist ein großer Schritt, den möchte ich mit meinen grauen Haaren

und aus Liebe zu meiner Vaterstadt nicht mitmachen. Indessen, so scheint mir, ist der Rat nicht von der Hand zu weisen, auf den Erzherzog einzuwirken. Nur sollen wir es nicht selber tun, denn was ist in den Augen des Erzherzogs eine einzelne Stadt, sondern wir sollen die ganze Sache den Herren Verordneten vortragen und ihnen das Anliegen stellen, dem Herrn Erzherzog, sei es unter vier Augen in seiner Burg, sei es vor versammeltem Landtag, vorzuhalten, daß sein Befehl ein Unrecht ist und ein Widerspruch mit seiner fürstlichen Zusage und daß er ihn deshalb außer Kraft setzen möge. Dieser Befehl ist, so will mir scheinen, der erste Versuch unserer Obrigkeit, uns von der Augsburgischen Konfession abzuziehen. Diesem ersten Versuch müssen wir bei aller schuldigen Ehrfurcht vor der fürstlichen Durchlaucht doch mit aller Ruhe und mit allem Trotz uns entgegenstellen, und ich rate daher, die Entschließung im Stadtbuch einzuverleiben, daß Richter und Rat es bei sich nicht befinden können, von der evangelischen Lehre wieder abzustehen oder derselben rechten Verkündiger, der Herren und Landleute Predikanten und Diener, der mit ihnen einerlei Konfession ist, mit äußerster Unfrömmigkeit zu verfolgen und zu vertreiben."

Da keiner mehr zu sprechen begehrte, so ließ der Stadtrichter abstimmen, und alle Hände erhoben sich, auch die des Abraham Sollhofer.

Der Beschluß wurde alsbald ausgeführt und eine Abschrift des Befehles an die Verordneten, an den Ausschuß der Stände, nach Gratz geschickt, und noch im Märzen brachten diese unter den Religionsbeschwerden auch die Klage derer von Marchburg vor. Auf diese Beschwerden erhielten die Stände und damit auch Richter und Rat keine Antwort.

Antonius Manincor beobachtete derweil die Wirkung des von ihm veranlaßten Befehls wie ein Feldobrist das Einschlagen der ersten Kugel aus dem Rohr seiner Donnerbüchsen in die Reihen der Feinde. Als der Rauch der ersten Aufregungen und der ersten Gerüchte sich verzogen hatte, be-

merkte er zum höchsten Verdruß, daß die Bürgerschaft über des Erzherzogs Befehl sich hinwegsetzte.

Bald auch erfuhr der Stadtpfarrer den Verlauf der Ratssitzung: es saß zwar kein einziger Katholik in der Ratsstube, aber nicht alle Ratsherren hielten zu Hause reinen Mund, und so erfragte es Manincor von manchem jungen Dirnlein, was er wissen wollte.

Es blieb alles beim Alten, der Predikant zeigte sich, wenn auch etwas seltener und vorsichtiger, immer wieder in der Stadt und verfügte weiter über den Friedhof von St. Ulrich, als wäre er sein eigener. Unter großem Zulauf der Bürgerschaft begrub er allda ein unkatholisches Weib. Die Predigten in Windenau wurden immer zahlreicher aus der Stadt besucht, und wo zuvor die Knie vor der Himmelskönigin sich gebeugt hatten, knieten jetzt Marchburgs Männer und Frauen vor dem Brot und Wein des vermeinten Abendmahles. Clement Weltzer trug das Haupt stolzer denn je!

Nach Wochen berichtete der Stadtpfarrer wiederum nach Gratz und erwirkte einen zweiten Befehl an die von Marchburg. Darin tadelte der Erzherzog die Bürger, daß sie seinem ersten Befehl bis jetzt nicht Vollzug geleistet oder nachgelebt hätten, schärfte ihnen abermals ein, der neuen verführerischen Lehre des Predikanten und seiner vermeinten Sakramente sich zu enthalten, auch seine Person aufzuheben, und forderte Abstellung des Auslaufens zu dem angeregten Predikanten, zu dem etliche aus ihrer Mitte zuwider seinem Verbot ganz trutziger Weise gar auf Windenau zuziehen dürften.

Richter und Rat nahmen diesen zweiten Befehl schon mit mehr Gleichmut auf, sie hatten ihr Verhalten gegenüber derartigen Verordnungen des Erzherzogs unter dem Einfluß des alten Himmelstainer grundsätzlich geregelt und blieben bei ihrem stillschweigenden Widerstand. Ein Schreiben des Stadtpfarrers Manincor, worin er als „ihr ordentlich fürgesetzter katholischer Pfarrer“ sie ermahnte, „nicht zu dem Predikanten zu laufen und Kommunion und Beichte auf andern unheilsamen Wegen zu suchen“, ließen sie gänzlich unbeachtet.

Sie regten sich auch nicht sonderlich auf oder waren auch nur verwundert, als schon nach wenigen Tagen ein dritter Befehl aus Gratz kam. Dieser Befehl sang das alte Lied: sie wurden darin ermahnt, von ihrem halsstarrigen Wesen gutwillig abzustehen, und wurden mit anderen empfindlichen Mitteln bedroht, die sie vielleicht zu ihrem Schaden und allzu später Reue alsdann empfinden würden.

Auch dieser dritte Befehl hatte keinen Erfolg, und der alte Himmelstainer sagte lachend eines Abends im Weinhaus: „Ich kenne das aus dem Türkenkrieg: Bei der ersten Kugel duckt man sich noch und nachher gewöhnt man sich daran. Ihr sollt sehen: es wird aus Gratz noch einmal Befehle schneien!“

11.

„Erinnert Ihr Euch, Herr Clement Weltzer,“ sagte eines Sonntags der Predikant Sigmund Lierzer nach dem Gottesdienst in Windenau zu seinem Kircheninspektor, „welch hartes Urteil Ihr damals über die marchburgerische Bürgerschaft gefällt habt, da wir zum ersten Male die Lage der Augsburgischen Konfession im Draufelder Bezirk miteinander besprachen? Ich habe dazu geschwiegen, da ich noch zu kurze Zeit allhier war, um schon einen klaren Überblick haben zu können. Mir scheint jedoch, Euer Urteil war nicht in allem gerecht. Schauet, wie sie in Massen gen Windenau kommen Woche für Woche, dem welschen Stadtpfarrer zu Trutz, und der Mut, mit dem Richter und Rat des Erzherzogs Befehle in den Wind schlagen, muß doch auch Euer Wohlgefallen erregen.“

Weltzer, der gewohnt war, seine Meinung immer geradeheraus zu sagen, und es gerne sah, wenn andere es ihm gegenüber auch also hielten, antwortete ruhig: „Gemach, Herr Predikant, es ist noch nicht aller Tage Abend. Ihr sollt

sehen, der Tanz geht erst los. Was bis jetzt von Manincor und durch ihn von Gratz aus geschehen, ist erst ein Geplänkel. Die Gefechte und die Hauptschlacht kommen noch, und dann wollen wir uns wieder sprechen."

„Und was wird nach Eurer Meinung die Hauptschlacht sein?" fragte Lierzer.

„Das ist schwer zu sagen," antwortete der Pfleger, „das steht nicht bei uns, das steht bei den Ständen. Der Kampf in Marchburg und um Marchburg ist nur ein Spiegelbild des größeren Kampfes zwischen der Regierung und den Ständen, wer siegen wird, wer kann's wissen? Der Kampf um den Glauben ist ein Kampf um die Macht geworden. Es wird eine Zeit kommen, da werden die Bürger Marchburgs nicht mehr wollen können, da werden sie müssen, und da werden wir sehen, ob sie Helden sind."

„Aber es ist doch ein Kampf zwischen Glauben und Glauben!" warf der Predikant ein.

„Gewiß," antwortete Weltzer, „Rom unterstützt die Regierung, weil die Stände Protestanten sind, und der Erzherzog kämpft ebenso sehr für seine Kirche wie für sein Recht und für seine Fürstenmacht. Denn bei allem Tadel, den er wohl hier und dort einmal zu ihren Mißbräuchen geäußert hat, ist er ihr doch treu ergeben und sehr fest in seinen Überzeugungen."

„Es ist traurig," sagte Lierzer, „daß so der Glaube in diesen politischen Wirbel und Strudel hineingerissen wird! Da muß er ja einmal untergehen, denn was vermag auf die Dauer die Selbständigkeit der Stände und der Städte wider einen solchen Bund von Rom und Regierung?"

„Ihr habet ganz Recht, und es war auch ein großer Fehler, daß die Stände die Religionsangelegenheit mit der Politik verquickten, daß sie die Bewilligung von Staatsnotwendigkeiten, wie von Steuern für den Türkenkrieg, von Zugeständnissen des Erzherzogs in Glaubenssachen abhängig machten. Ich habe das von Anfang an mißbilligt, und es hat sich schwer gerächt. Der Erzherzog wird es nie vergessen und verzeihen, daß ihm die Stände zu Bruck das Messer auf die Brust gesetzt haben. Er fühlt sich durch ein erzwungenes Zugeständnis nur so lange gebunden, als die Vorbedingungen aufrecht bleiben, die zu dem Zugeständnis geführt haben. Sobald er die Macht der Stände gebrochen hat, wird er eine andere Weise mit uns pfeifen. Und was das Gefährlichste ist, wenn ihn selber auch vorderhand sein gegebenes Wort von offenen Gewaltmaßregeln gegen uns abhält und wenn er gegen uns und andere Städte vorläufig nur mit papierenen Befehlen vorgeht, seine Nachkommen bindet nichts, seinen Nachkommen ist die Augsburgische Konfession auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, wir gehen schweren Zeiten entgegen."

„Um so mehr wollen wir uns der Gegenwart freuen, wollen uns freuen, daß die Bürger gen Windenau kommen und Richter und Rat nicht gleich bei den ersten Befehlen umgefallen sind."

„Der gute Besuch ist eine Folge der Errichtung unserer ständigen Seelsorgestation allhier und auch Eurer Predigten, die die Bürgerschaft gerne höret, wie man mir saget, wenn sie mir auch mitunter zu viel des Salzes und des Pfeffers enthalten. Herr Sigmund Lierzer, wann werdet Ihr Euch einmal mäßigen können?"

„Verzeiht, Herr Clement Weltzer, aber auf einen groben Klotz gehöret ein grober Keil. Soll ich schweigen zu all den Schmähungen und Verleumdungen des welschen Stadtpfaffen? Er ist ja wie ein rasender Stier in letzter Zeit, seit die Lage sich also zu seinen Ungunsten verändert hat."

„Ich bin der Meinung, daß die beste Antwort auf sein Treiben ein vornehmes Schweigen und ein fleißiges Arbeiten ist. So tun wir ihm und seinem Anhang am meisten Abbruch."

„Ich will versuchen, Herr Kircheninspektor," antwortete Lierzer, „Eure Mahnung zu beachten, ich befürchte jedoch,

ich werde nimmer aus meiner Haut herausfahren können, und die Gewohnheit läßt sich nicht so leicht abwerfen wie ein Leibesrock. Aber verzeiht, Herr Weltzer, ich muß mich nun zurüsten für die Bestattung eines Kindleins."

„Wo werdet Ihr es bestatten?"

„Zu St. Ulrich, wie immer in letzter Zeit."

„Das wird uns auch nicht mehr lange gestattet sein. Wie ich hörte, stand im letzten Befehle des Erzherzogs auch etwas von einem Verbot der Beerdigungen von unkatholischen Leichen zu St. Ulrich. Es wird doch gut sein, wenn ich Sorge trage, daß endlich unser eigener Friedhof allhier ersteht. Lebet wohl, Herr Predikant!"

Wie um Clementen Weltzer hierin zu bestärken, ereigneten sich in der nächsten Zeit einige Vorfälle, die in den Kreisen der Protestanten des Draufeldes die größte Entrüstung hervorriefen. Nach Manincors Vorgang wurden auch hier und da bei den Pfarrkirchen auf dem Lande den Leichen der evangelischen Christen das Erdreich und die gewöhnliche Bestattung verweigert.

Der Pfarrer an der unteren Pulsgau bezeichnete in einem Falle zuerst auf dem dortigen Friedhof selbst das Grab, dann aber ritt er vom Pfarrhof weg, der Meßner versteckte sich und legte die Schlüssel zur Kirche und zum Gottesacker beim Gemeindediener in Verwahrung. Als nun Sigmund Lierzer mit der Leiche kam, da mußte er erst die Schlüssel mit großer Mühe erhandeln und den Toten fast mit Gewalt in die Erde bringen. Der Pfarrer schrieb sodann der Witwe, er wolle keinen Sektischen mehr bei seiner Kirche begraben lassen.

Der Pfarrer von Kötsch verbot im Namen des Erzherzogs durch seinen Gesellpriester, einen Diener bei tausend Dukaten Strafe zu bestatten, ließ die Leiche vier Tage auf dem Friedhof unbeerdigt liegen und hernach auf öffentlicher Viehtratten begraben. Die eingeschüchterten, von den katholischen Ortsbewohnern abhängigen Angehörigen wagten nicht, des Predikanten Hilfe anzurufen.

Derselbe Pfarrer verlangte ein anderes Mal dreißig Gulden für die Erlaubnis zur Beerdigung eines Protestanten innerhalb der Friedhofsmauer, und als ihm Lierzer mit Hohn und Spott antwortete, wies er trotz des Einspruches des Predikanten ihm ein Grab außerhalb des Friedhofes an.

Für ein anderes Grab ließ er sich einen Gulden bezahlen, und als Lierzer zur Beerdigung kam, war auch hier wieder ein Grab außerhalb der Friedhofsmauer aufgeworfen.

Endlich wurde ein Diener, der bei St. Veit unter Pettau beerdigt worden war, von den Bauern ausgegraben, der Sarg geöffnet, und die Leiche über die Mauer in den Graben geworfen. Als ein Pfleger sie wieder bestatten lassen wollte, verwehrten die Bauern das mit Ungestüm, und man mußte die Leiche, um sie nicht den Tieren preiszugeben, mit beschwerlichen Unkosten gen Wurmberg führen lassen.

Wieder machte sich der Kircheninspektor zum Herbersteiner auf den Weg und bat ihn, seinen Religionsverwandten ein Grundstück für einen eigenen Gottesacker zu überlassen. Wolf Wilhelm empfing ihn freundlich wie immer und war sofort bereit dazu.

Die Lage des Friedhofes hart an der Landstraße erforderte in der unruhigen Zeit eine starke Ummauerung, die bedeutende Kosten verursachen mußte.

Weltzer bat die Verordneten der Landschaft um eine Beihilfe und versprach gleichzeitig, auch die Herren und Landleute, sowie die Bürgerschaft veranlassen zu wollen, das Ihrige zu tun. Da kurze Zeit darauf Doktor Homelius in Graz zu tun hatte, so beauftragte er ihn, sein Gesuch persönlich beim Ständeausschuß zu vertreten.

Der Physikus kehrte mit zweihundert Gulden und einem Schreiben der Verordneten zurück, worin sie Weltzer, ein getreues Vaterlandsmitglied, beauftragten, das Geld in Empfang zu nehmen und im Namen Gottes das Friedhofsgebäu anzufangen und schleunigst zu vollenden.

Mit strahlendem Gesicht trat Weltzer ins Stüblein seiner

Frau, die mit Ursula an der Aussteuer der Braut nähte, und rief, indem er das Schreiben schwenkte: „Zweihundert Gulden! Wenn jetzt auch die Herren und Landleute und die Bürger nicht allzu sehr auf ihren Säcken sitzen, so ist der Friedhof gesichert! Hinfüran brauchen wir niemals mehr um ein Erdreich zu betteln, und keinem der Unsrigen wird noch im Grabe Schimpf und Schande angetan!"

„Der Predikant wird sich freuen," sagte Annamarie.

Ursula aber lobte den Herbersteiner, daß er so freigebig den Grund zum Gottesacker gegeben hätte: „Er ist Euch in Wahrheit eine große Stütze, Vater!"

Nach etlichen Tagen kam Sigmund Lierzer zu seinem Kircheninspektor, wendete mit halb traurigem und mit halb fröhlichem Gesicht die Taschen seines verschlissenen Summars um und erklärte ihm: „Herr Clement Weltzer, mein Sack ist leer wie der Magen einer Bruthenne, und daheim in meiner Kammer findet Ihr keinen schäbigen Schinderling mehr. Der Sohn des alten Jörg mahnt mich um das Geld für die Milch und für Heu und Haber für mein Roß. Herr Weltzer, sorget, daß Euer Predikant nicht verhungere!"

Da lachte der Pfleger und streckte ihm aus eigenem zehn Gulden vor. Als Lierzer fröhlich gegangen war, empfand Weltzer, daß es unwürdig wäre, den Verkünder des Evangeliums in eine so erniedrigende Lage zu bringen, daß er bei einem seiner Hintersassen Schulden machen und seinen Inspektor um Aushilfe angehen mußte; er sollte dauernd vor aller Not geschützt werden.

Nun hatte Weltzers reitender Bube eine anstrengende Zeit. Er mußte Tag für Tag hinaus und sämtliche Herren und Landleute des Draufeldes bitten, auf Bewilligungszetteln zur Zahlung einer Summe für den Friedhof und eines Jahresbeitrages für den Predikanten mit Handschrift und Petschaft sich zu verpflichten.

Nach dem Adel trat der Kircheninspektor an die Stadt Marchburg heran mit dem Ansuchen, eine allgemeine Steuer

für die Erhaltung des Windenauer Kirchenwesens auszuschreiben und einzuheben, aber Richter und Rat verhielten sich schroff ablehnend: Die Stadt wäre durch die kriegsläufigen Nöte und die kostspielige Unterhaltung der windischen Grenze derart in ihrem Geldwesen geschwächt, daß eine Glaubenssteuer den größten Unwillen in der Bürgerschaft erregen müßte und zu befürchten wäre, daß die Augsburgische Konfession viele schwachgläubige Angehörige einbüßte, wenn sie also teuer zu stehen käme. Das möchte er wohl bedenken. Zudem müßten sie, wie ihm gar wohl bekannt wäre, das katholische Kirchenwesen ganz und gar unterhalten.

Am meisten empörte den Pfleger, als er vernahm, es wäre aus dem Munde eines evangelischen Ratsherren das Wort gefallen, sie könnten nicht noch für einen Predikanten in den Sack greifen, der ihnen des Erzherzogs Ungnade und so harten Strauß mit der Regierung zugezogen hätte. Was brauchten sie zudem einen Friedhof, wo unter den Mauern der Stadt der zu St. Ulrich vorhanden wäre?

Als Weltzer persönlich an einzelne wohlhabende Bürger herantrat, begegnete er teils verlegenen Ausflüchten, teils rücksichtsloser Verweigerung, und nur wenige Bürger, wie Doting und Heinegger, und einige Bürgerswitwen willfahrten ihm und zeichneten nennenswerte Beträge.

Von den Ratsherren war nicht einer für eine Unterstützung zu haben, ja, der Tischler Abraham Sollhofer, der im Rate, auf der Straße und im Weinhause gerne das große Wort führte, sagte dem Pfleger ins Gesicht: „Es ist gut, daß Ihr mit dem Bettelsack nicht schon vor der Abstimmung über des Erzherzogs Befehl in Sachen des Predikanten gekommen seid, sonst wäre sie nicht so günstig ausgefallen."

Weltzer brauste auf: „Schämt Euch, ist Euch das Evangelium nicht ein paar Gulden wert?"

Da lachte der andere laut auf: „Beim Geldbeutel hört das

Evangelium auf, mir scheint, Ihr kennt uns Marchburger noch nicht!"

„Ihr habet recht, ich habe bisher eine zu gute Meinung von Euch gehabt, aber ich weiß jetzt, worauf ich mich verlassen kann!"

Dagegen waren Franz Lang und Doktor Homelius mit Freuden für das Werk zu haben.

Nach ein paar Wochen konnte der Kircheninspektor abschließen und dreiundvierzig Bewilligungszettel in die Truhe sperren.

Bald darauf sandte er abermals seine Boten aus, um sich die gezeichneten Beträge aushändigen zu lassen. Denn er wollte nicht eher mit dem Bau des Friedhofs beginnen, als bis er ihn bezahlen könnte. Mancher der Herren und Landleute gab aber nur die Hälfte des gezeichneten Betrages oder auch gar nichts unter Ausreden und Versprechungen, die des Pflegers hellen Zorn entflammten. Der eine mußte bauen, der andere hatte kein Geld flüssig, der dritte stand vor seiner Hochzeit, ein vierter erklärte gar, es würde doch bald aus sein mit der Augsburgischen Konfession im Viertel zwischen Drau und Mur.

So kam es, daß Weltzer die Errichtung des Friedhofes aufschieben mußte.

Das so freudig übernommene Amt des Kircheninspektors machte ihm überhaupt viel Sorge und Mühe.

Ein peinlicher Vorfall nach einem Gottesdienst zu Windenau, wo junge Bürgerssöhne mutwilligerweise etliche Enten auf dem Schloßteich mit Steinen zu Tode warfen und die Eltern es nicht für der Mühe wert hielten, ihre Söhne zu entschuldigen und den Ersatz des Schadens anzubieten, veranlaßten Wolf Wilhelm zu Herberstein, die Predigten in seinem Schlosse zu verbieten.

Auch sonst brachte die Seelsorgestation dem Freiherrn Ungelegenheit. Sein Schloßhof sah mit Wagen und Rossen, namentlich bei Regenwetter, oft erbärmlich aus, und er sagte

einmal mit saurem Lächeln zum Predikanten: „Vor dem Schloß meiner Väter ist ein Treiben wie vor einer Weinschenke beim Jahrmarkt."

Trotz Weltzers und Lierzers Bitte blieb er bei seinem Verbot. Zwei Monate schon wurde zu Windenau nicht gepredigt. Manincor frohlockte und sprengte fleißig aus, die Gottesdienste wären vom Erzherzog eingestellt worden.

Weltzer verhandelte schon, allerdings erfolglos, mit dem Besitzer der Burg Obermarchburg wegen der Abhaltung der Gottesdienste, und Lierzer dachte mit Schmerzen daran, daß er mit den Seinen wieder von Windenau ausziehen müßte. Da schrieb Weltzer noch einmal einen so väterlichen Brief an seinen jungen Freund und bat ihn so herzbeweglich mit Rücksicht auf das teure Gotteswort und auf ihn selber, seine Kapelle nicht länger der Predigt zu verschließen und nicht alle Religionsverwandten für das Bubenstück einzelner zu bestrafen, daß der Herbersteiner nachgab.

Weltzer aber trachtete von nun an darnach, das Evangelium mitsamt seinem Prediger in einem eigenen Hause unterzubringen und beide von der Gunst oder Ungunst eines einzigen unabhängig zu machen.

Bei einem Dankbesuch, den er dem Herbersteiner machte, bat er ihn mit der Unverfrorenheit des Bettlers, der nicht für sich, sondern für eine große, heilige Sache bittet, zum Friedhofgrundstück auch noch eines für den Bau einer Kirche und eines Predikantenhauses zu schenken; er könnte es ihm wohl nachfühlen, daß es ihm auf die Dauer lästig und beschwerlich fallen müßte, den Predikanten mit den Seinen in seinem Schloße wohnen zu haben und Woche für Woche den Lärm der Zuhörer zu dulden, so zu den Gottesdiensten strömten. Und was wohl seine zukünftige Hausfrau dazu sagen möchte?

Wolf Wilhelm pflegte in guter Laune oder in Aufwallung eines Gefühls manchmal etwas zu versprechen oder zu tun, was er bald hernach, bei seiner großen Empfindlichkeit leicht

beleidigt, bereute, war aber zu vornehm, es sich merken zu lassen oder gar eine Zusage ohne begründeten Anlaß zurückzunehmen. So hätte er es nie über sich gebracht, den Predikantenleuten die Wohnung wieder zu nehmen.

Aber der Hinweis auf seine Braut, die stolze Stubenbergerin, die von oben auf den gemeinen Mann herabsah, und der die Predikantenleute zu roh und ungeschliffen waren, war nicht unberechtigt und der Plan mit dem Kirchen- und Predikantenhausbau nicht von der Hand zu weisen, da ließ er sich's gern noch eins von seinen Grundstücken kosten, und so antwortete er lachend dem Herrn von Eberstein: „Ihr versteht Euer Amt ganz fürtrefflich, ich kann Euch nichts abschlagen. Ihr sollt den gewünschten Grund und Boden haben!“

Clement Weltzer dankte ihm und sagte: „Herr Wolf Wilhelm zu Herberstein, Ihr helfet mir über manche schmerzliche Enttäuschung in letzter Zeit hinweg und macht wieder gut, was andere unseresgleichen bei der Augsburgischen Konfession versäumt und verfehlt haben. Ich bitte Euch, steht mir immer also zur Seite, dann soll das teure Evangelium unseres Gottes im Viertel zwischen Drau und Mur allezeit sein aufrecht bleiben, und es soll dem welschen Pfaffen und seinem Anhang nimmermehr gelingen, es zu Boden zu werfen und ihm den Fuß auf den Nacken zu setzen, was Gott in Gnade verhüten möge!“

Der Herbersteiner sah mit Staunen, daß auf des anderen Augen ein leichter, feuchter Schimmer lag, und in tiefem Verstehen drückte er ihm stumm die Hand.

12.

Die Wangen der Maria Lierzerin färbte wieder ein leichtes Rot, und die Schwermut aus ihren Augen war gewichen. Klein-Dietrich hatte das Gehen gelernt, verließ oftmals des Hauses kleine und enge Welt zu selbständigen Ausflügen in die große und weite Welt des Schloßhofes, fiel

zwanzigmal in jeder Stunde und stand mühselig zwanzigmal wieder auf und begann in bescheidenem Maße sich die Anfangsgründe der deutschen Muttersprache anzueignen. Er war der erklärte Liebling Ursulas geblieben, die oft gen Windenau kam, zu Fuß oder zu Wagen, um mit ihm zu spielen oder mit seiner Mutter zu plaudern.

Die stille, sinnige Frau und das lebensprühende Mädchen, das, verklärt vom Glanz bräutlichen Glückes, unter dem Einfluß der Liebe sanfter und zurückhaltender geworden war und den Beinamen der tollen Ursel nicht mehr verdiente, waren Freundinnen geworden.

„Ich bin eine Niederdeutsche,“ sagte Maria Lierzer einmal zu der Weltzerin, „ich schließe mich nach Art meines Stammes nur schwer an. Ich kann nun einmal nicht aus mir heraus und mich aussprechen. Ich weiß wohl, viele halten mich deswegen für kalt und stolz und meiden mich — ach, sie kennen mich nicht!“

„Ich kenne Euch, Frau Maria, seit ich in der Hütte zu Fleißing bei Euch war, und weiß, Eure Seele ist ein tiefer, tiefer Brunnen, und sein Wasser ist still und klar.“

„Ich bin Euch so dankbar, glaubet mir, ich leide am meisten unter meiner eigenen Verschlossenheit. Mein Mann ist so ganz anders!“

„Der hat das Herz immer auf der Zunge,“ bestätigte Ursula, „in der ersten Minute kennt man ihn durch und durch!“

„Er ist vertrauensselig wie ein Kind, er schenkt und borgt weit über seine Kraft und macht sich keine Sorge.“

Auch er war Ursula ein Freund geworden. Sie nannte ihn ihren Ehestifter und unterhielt sich gerne mit ihm. Dann sprach er mit dem jungen Mädchen auch wohl über sich selbst.

Mit großen, staunenden Augen sah Ursula in die Werkstätte seines Geistes, in der es von Bildern und Plänen, Gedanken und Hoffnungen durcheinander wirbelte, und eines Tages war sie tief bewegt, als sie erkannte: dieser Mann,

der so fröhlich lachen und so sorglos schlafen konnte, der gerade dann am lustigsten war, wenn er keinen Batzen mehr im Sacke hatte, litt doch unter der Tragik des Menschentums, die in dem Abstand zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Wollen und Vollbringen liegt, und hatte Stunden, wo er seelisch am Boden lag, wo er hätte aufschreien mögen, weil er im Kampfe gegen seine Schwächen, gegen sein unduldsames, leidenschaftliches, grobes Wesen obgelegen war und in der Arbeit an sich selbst wieder einmal versagt hatte.

Darüber war es Herbst geworden, im Tale der Drau die schönste Jahreszeit mit ihrem Reichtum an Farben und Duft und an warmen und sonnigen Tagen, wo es scheint, als wolle die steyrische Sonne, nachdem sie das Obst auf den Bäumen zur Reife gebracht und das Blut in den Trauben zur lieblichen Süße gekocht hat, den Menschen den Abschied von ihr noch einmal recht schwer und schmerzlich machen.

Ursula hatte sich von Maria verabschiedet und der Predikant begleitete sie durch den Eichenhain noch eine Strecke Weges zur Landstraße.

„Ihr sagtet mir," sprach er, „ich wäre ein Poet, und ich bin es auch, aber glaubet ihr, daß ich deshalb glücklich bin?"

„Ich denke es mir herrlich, ein Poet zu sein: Ihr lebt in einer ganz anderen Welt als wir."

„Und stoßen uns dafür in dieser Welt an allen Ecken und Enden!"

„Das macht, daß Ihr so gefühlig seid!"

„Darin sind wir euch Frauen verwandt."

„Ist das ein Tadel?"

„In einer Zeit, da das Gefühl nichts sein darf und der Wille alles: ja!"

„Ihr habt doch Willen!"

„Nicht genug für diese Zeit, für diesen Kampf. Meine Taten sind nichts als Reden, das schmerzt mich tief, und des Willens bestes Kind ist doch die Tat!"

„Auch Reden können Taten sein! Denkt an einen, den seine Reden ans Kreuz gebracht haben! Seine Reden waren Taten!"

„Aber seine Reden haben auch Taten gezeugt, auf seinen Reden ruht zum Gutteil seine Kirche, von seinen Reden zehren wir und werden Jahrtausende zehren. Aber die meinigen? Fräule Ursula, ich rede in den Wind und ich säe auf Steine und richte nichts aus. Keinen Widerhall wecke ich in irgend einer Brust, in kein Auge zaubere ich helleren Glanz oder einen feuchteren Schimmer, und in keinem Herzen flammt ein heißes, heiliges Sehnen auf, besser, frommer und reiner zu werden. Ich denke oft, die Papisten reden zu wenig in ihren Kirchen, wir reden zuviel und wir kommen beide nicht vorwärts! O es ist schwer, ein Predikant zu sein."

„Aber ein Poet und ein Predikant, das gleicht sich aus!"

„Das ist das Allerschwerste! Jeder Predikant muß ein wenig Poet sein, das kommt seinen Predigten zugute, aber wehe dem, der zuviel ist, der mehr Poet ist denn Predikant, der sich einspinnt in die Welt seiner Träume, statt in dieser Welt der Wirklichkeit zu arbeiten und zu streiten, bei dem das Gefühl alles ist und der Wille nichts, und der dann nichts Großes und Dauerndes schafft!"

„Aber der Poet schafft doch!"

„Nur die Großen unter uns, und die schaffen das Größte in sich, und die Außenwelt erfährt nichts oder nur wenig davon, denn auf dem kurzen Wege vom Herzen bis aufs Papier gehet das Beste und Schönste verloren."

„Ich verstehe jetzt, warum Ihr sagtet, daß Ihr als Poet nicht glücklich seid!"

„Ich glaube, ich wäre es, wenn ich nur Poet wäre oder nur Predikant, aber beides in einem, das ist ein Fluch! Ich habe Tage, da vergesse ich ganz und gar mein Amt, da lebe ich nur in der Welt meiner Gestalten und lausche ihren Stimmen und rede mit ihnen und bin glücklich. Dann ruft der Dienst des Amtes mich zur Arbeit und reißt mich heraus aus meiner Wunderwelt, reißt mich zurück in diese Welt der

Sünde und der Qual, in der ich mir immer fremd vorkomme und die mir immer fremd vorkommt mit ihren Gesichten und ihren Geschäften. Als Poet bin ich im Himmel, als Predikant bin ich — nicht in der Hölle, aber auf der Erde, und Himmel und Erde ist eins nur in Gottes Brust, und ich bin ein armer Mensch, der immer hin- und hergerissen wird und nie zur inneren Ruhe kommt! Poet und Predikant, das ist der große Zwiespalt meines Wesens, meine Schwäche, mein Fluch!"

„Ihr saget: Euer Fluch! Aber — hat Gott Euch nicht also gemacht, gab er Euch nicht die Wundergabe der Poesie, hat er Euch nicht zu seinem Prediger berufen? Er hat beides in Euch vereinigt, so vereiniget auch Ihr die einander widerstrebenden Richtungen Eures Wesens in ihm und gleichet also den Zwiespalt Eurer Seele aus in dem Einssein mit ihm, von dem Ihr gestern auf der Kanzel sagtet, daß wir mit ihm sollen eins werden, wie sein Sohn eins war mit ihm."

„Ihr habet recht, Ursula, ich staune über Euch."

„Und dann werdet Ihr auch Taten tun, wie sie mein Vater tut."

„Ja, er ist ein Mann der Tat! Wie greift er in Windenau alles herrlich an, wie schafft er so fröhlich! Und er, er ganz allein!"

„Er ist in Wahrheit unser aller Haupt."

„Und Ihr seid unser Herz."

„Und Ihr seid unser Mund."

„Und wer ist unsere Hand?"

„Nicht auch mein Vater?"

„Sonst niemand?"

„Ich weiß niemand."

„Es ist niemand. Der Herbersteiner verdiente noch am ehesten so zu heißen, er ist wenigstens eine Hand, die gibt, aber nicht eine, die arbeitet, abwehrt, dreinfährt. Er hockt in seiner Bücherei oder jagt in seinen Wäldern oder reitet gen Wurmberg zu seiner schönen und stolzen Braut."

„Das wird ein stattliches Paar. Wann ist die Hochzeit?"

„In einem Monat. Und wann ist die Eure?"

„Erst im nächsten Jahre. Die Eltern wollen mich früher nicht hergeben, zumal ich in letzter Zeit so friedsam bin."

„Und was sagt der Herr von Kollonitsch dazu?"

„Er sagt: einem frühen Verlöbnis folge zumeist eine späte Hochzeit, und an dem frühen Verlöbnis wäret Ihr schuld."

„Wir Predikanten sind immer an allem schuld. Übrigens ist der Herr von Kollonitsch nicht eine Hand?"

„Ja, eine, die mich durchs Leben trägt, die mich schützt und stützt, eine starke Hand und eine liebe Hand, wir wollen nach keiner anderen mehr suchen, Herr Lierzer."

13.

Fast in allen Straßen der Stadt roch es nach süßem Most. Auf den steinernen Stufen der Weingärten an den Südhängen des Posrucks stiegen die letzten Buttenträger auf und nieder, und von den Rebenhügeln von St. Peter knallten die letzten Büchsenschüsse ins Tal.

Das war die gesegnete Zeit, wo Marchburgs Bürger am fröhlichsten waren, wo sie am lautesten sangen, am meisten aßen und tranken und am längsten aufblieben.

Die ehrsamen Handwerksmeister mieden tagelang Schmiede und Hobelbank, Schusterschemel und Schneidertisch, freundlich sprachen die Frauen der Ratsherren mit ihren abgezehrten, verarbeiteten Winzerinnen, und der kußfrohe Mund der jungen Dirnlein war süß und begehrt wie zu keiner Zeit im Jahr.

Es war, als hätte ein Freudentaumel alle erfaßt, sobald in den Weingärten rings um die Stadt, die den Edelherren, Klöstern und Bürgern gehörten, der Saft der Trauben aus der Presse in die Fässer rann und die warme, milde Herbstsonne die letzten schönen Tage des Jahres weinselig, sangeslustig und lebensfroh zu genießen mahnte. Die heurige Weinlese war zu Ende.

Trübäugig schlich ein griesgrämiger Oktobersonntag mit einem feinen, kalten Sprühregen und mit leise wallenden weißen Nebelschleiern durch die Stadt. Die Bürger saßen daheim oder in den Schenken. Die wenigen Frauen, die sich in der Kirche an Manincors Predigt wider Fraß und Völlerei erbaut hatten, eilten nach Hause; bald jagten nur noch etliche Buben lärmend über die nassen Straßen.

So kam es, daß eine Gruppe von sieben Reitern, darunter ein Trompeter und drei Dragoner, die von Norden her, an der Burg Obermarchburg vorüber, zur Stadt gekommen und vom dortigen Torhüter mit entblößtem Haupt und tiefen Bücklingen hereingelassen war, fast unbeachtet den Pfarrhof erreichte. Erst, als einer von ihnen, den breiten schwarzen Doppeladler auf dem gelben Wams, ein lautes Trompetensignal über den stillen Kirchplatz schmetterte, ward es in der Nachbarschaft lebendig. Franz Lang steckte den Kopf zum Fenster heraus und sah höchlich verwundert, wie der Stadtpfarrer mit rotem, strahlendem Angesicht zum Willkomm auf die Straße stürzte. Kaum hatte der Zeugskommissarius das erzherzogliche Wappen erblickt, da sagte er zu seinem Weibe: „Jetzt kommt für die Marchburger auf den Rausch der Katzenjammer!"

Sämtliche Reiter saßen ab, von den neugierigen Blicken der Straßenbuben verfolgt, und verschwanden bald mit ihren Rossen in der Toreinfahrt des Pfarrhauses, das als einziges von allen Häusern der Stadt zu nicht geringem Ärgernis der Bürgerschaft und besonders der Nachbarschaft Stallungen für Pferde, Kühe und Schweine im Hofraum hatte. Da eilte Franz Lang, Clementen Weltzer die drohende Gefahr zu melden.

Der war erstaunt, den Kommissarius, mit dem er eben erst aus Windenau zurückgekehrt war, wiederzusehen.

„Was ist geschehen?"

„Herr Weltzer, es schaut ganz nach einer Kommission aus!" und er berichtete von seiner Wahrnehmung. „Wenn ich mich nicht getäuscht habe, so war der eine der Staatskanzler Schranz selber, und da haben die Bürger nichts zu lachen!"

„Unmöglich," antwortete Weltzer erregt. „Eine Kommission? Das hat der Erzherzog noch bei keiner Stadt oder keinem Markt getan! Das wäre ein starkes, unerhörtes Stück! Jedenfalls ist es auf den Predikanten abgesehen. Ich muß alsogleich einen Boten an ihn senden, daß er heute sich nicht in der Stadt blicken läßt; er wollte heute nachmittag zu einem Spiel Schach zu mir kommen und hernach meinen Frauen etliche seiner geistlichen Lieder vortragen."

„Ich fürchte, Herr Pfleger, er wird überhaupt nicht mehr in die Stadt kommen dürfen, die Kommission wird wohl damit aufräumen. Denn ich teile ganz Eure Meinung, es zielet auf den Herrn Lierzer und die Bürger, er darf nicht mehr herein und sie dürfen nicht mehr hinaus, und wir können die Kapelle zu Windenau zusperren!"

„Gemach, Herr Zeugskommissarius, Recht muß doch Recht bleiben, stehet im teuren Gotteswort geschrieben, und ein Mann ein Wort! Wir werden ja bald erfahren, woran wir sind!"

Indessen berief der Diener des Antonius Manincor den Stadtrichter Nikolaus Zepetz in den Pfarrhof. Stolz antwortete der: „Saget dem Herrn Stadtpfarrer Antonius Manincor, vom Pfarrhof bis zur Wohnung des Stadtrichters sei es just ebenso weit, wie von hier bis zum Pfarrhof."

„Nicht der Herr Stadtpfarrer," antwortete der Diener triumphierend, „rufet Euch zu sich, sondern Seine Gnaden der Herr Kanzler Doktor Wolfgang Schranz."

„Was fällt Euch ein? Ihr seid wohl berauscht? Macht, daß Ihr fortkommt!"

„Ich habe meinen Auftrag ausgerichtet."

Nach einer halben Stunde kam er wieder und brachte den Trompeter mit; da mußte Zepetz an die Berufung glauben und ging, nichts Gutes ahnend, mit schwerem Herzen den schweren Gang in den Pfarrhof.

„Ihr seid der Stadtrichter Nikolaus Zepetz?“ fuhr ihn ungnädig der Kanzler an. Auch seine beiden Begleiter, ein junger Geistlicher in der Soutane der Jesuiten und ein alter Hauptmann mit weißem Knebelbart, zeigten finstere Gesichter, Manincor aber grinste mit unverhohlenem Hohn dem schlichten Handwerksmann entgegen.

„Ich bin es,“ antwortete er ruhig, entschlossen, vor den beiden feindlichen Gewalten, denen er hier gegenüberstand, die Freiheit der Stadt mit Würde zu vertreten.

„Wißt Ihr, wer ich bin?“

„Ihr habt es mir ja sagen lassen.“

„Und jetzt sage ich Euch: Berufet auf ein Uhr schleunigst eine Ratssitzung ein!“

„Das ist in der kurzen Zeit unmöglich!“

„Dann werde ich meinen Trompeter durch die Straßen schicken.“

„Dann wird niemand kommen.“

„Bis wann könnt Ihr den Rat beisammen haben?“

„In sechs Stunden.“

„Also geht und erwartet mich — nein, holet mich um fünf Uhr hier ab.“

„Verzeiht, Herr Kanzler, ich werde Euch nicht abholen.“

„Warum nicht?“

„Ihr seid nicht der Erzherzog!“

„Aber sein Kanzler.“

„Wir gehorchen nur dem Befehle des Erzherzogs.“

„Ich komme in seinem Auftrag.“

„Ihr kommt in feindlicher Absicht!“

„Woraus schließt Ihr das?“

„Weil Ihr mit einem Jesuiten kommt und bei einem Jesuiten einkehrt und weil Ihr der Kanzler Schranz seid, der die ersten Jesuiten in Ritterkleidung in die Hofburg eingelassen hat.“

„Ihr führt eine kecke Sprache!“

„Ich bin ein freier Bürger und bin einer freien Bürgerschaft Stadtrichter!“

„Also gut, so holet mich nicht ab, so wird mich der Herr Stadtpfarrer begleiten.“

„Aber er wird nicht an der Ratssitzung teilnehmen!“

„Warum nicht? Ich brauche ihn.“

„Aber wir brauchen ihn nicht. Ich eröffne die Sitzung nicht. Und Euch selber ist an der Sitzung teilzunehmen nur insolange erlaubt, bis Ihr des Herrn Erzherzogs Befehl uns verlesen habt.“

„Das werden wir sehen. Gehet jetzt, Herr Stadtrichter!“

Als der Stadtrichter erhobenen Hauptes gegangen war, sagte Schranz zu Antonius Manincor: „Wenn er auf den Wällen auch so steht, wenn die Ungarn und die Türken Eurer Stadt Mauern anrennen, wie er vor uns gestanden ist, so ist er ein nicht unebener Nachfolger Wildenrainers, und so der ganze Rat und die Bürgerschaft diesem Richter gleichet, so ist es ein gar trotziges Geschlecht. Schade um diesen Mann, daß ihn das Gift der Ketzerei zerfressen hat! Aber es war ein fürtrefflicher Gedanke von Euch, Herr Stadtpfarrer, Seine fürstliche Durchlaucht durch den Herrn Stadthalter um die Entsendung einer Kommission ersuchen zu lassen. Ich hoffe, wir werden zu seiner Zufriedenheit das Ketzernest ausräuchern und gründlich Ordnung schaffen.“

Und fröhlich setzten sie sich zum Mahle.

Eine Stunde später glich die Stadt dem Ameisenhaufen, in den ein mutwilliger Knabe mit einem Stabe gestoßen.

Die Straßenjungen ahmten den Trompetenstoß nach, der sie aus ihren Spielen aufgescheucht hatte. Trotz des unfreundlichen Wetters steckten die Nachbarinnen die Köpfe zusammen, und die Bürger, die daheim geblieben waren, eilten über die Straßen in die Weinhäuser, den wichtigen Fall hinter dem Glase gebührend zu besprechen.

Weltzer litt es nicht am Schreibtisch, wo er trotz des Sonntags zu arbeiten versucht hatte, um die sorgenden Gedanken

zu verjagen, er ging mit großen Schritten in seinem Arbeitszimmer auf und ab und sagte zu seinem Weibe: „Annamaria, es ist der Anfang vom Ende!“

„Ihr seht zu schwarz, Liebster, und selbst, wenn die Kommission die Bürgerschaft zwänge, die Augsburgische Konfession aufzugeben, der Predikant kann doch in Windenau bleiben als Viertelprediger und wir können auch weiterhin das teure Gotteswort hören.“

„Ich fürchte, ich fürchte, bei den Bürgern fängt man an und — aber das mag ich gar nicht ausdenken und aussprechen. Der Erzherzog kann sein Wort nicht brechen!“

Ursula saß in ihrem Mädchenstübchen. Ihr Verlobter war bei ihr.

„Was soll ich Euch zum nächsten Sonntag schenken, Traute?“

„Zu meinem Geburtstag? Machet auch Ihr mir ein feines Lied, wie mir der Predikant eins versprochen hat.“

„Ich? Verlanget alles von mir, nur keine Reimlein!“

„Das glaube ich,“ sagte sie lachend, „Ihr tauget zum Poeten wie der Rabe zum Chorsänger! Also schenket mir, wißt Ihr, was ich gern haben möchte? Schenket mir Zachariä Bartschens steyrisches Wappenbuch.“

„Und was bekomme ich, wenn ich Euch diesen Wunsch erfülle?“

„Fraget doch nicht! Als ob ich den Lohn für alles Liebe und Gute nicht immer schon im voraus fleißig bezahlte! Kommt her!“

Und sie küßte ihn, wieder und immer wieder, und beide waren in dieser Stunde wohl die einzigen in ganz Marchburg, die alle durch die Kommission heraufgezogenen Sorgen fröhlich in den Wind schlugen.

Pünktlich um fünf Uhr war der Rat im Amtshause versammelt. Es war schon so dunkel geworden, daß man die Talgkerzen hatte anstecken müssen.

Nach einer halben Stunde langen, aufgeregten Wartens

sahen die Männer endlich die Türe aufgehen und die drei Herren der erzherzoglichen Kommission eintreten; der Stadtpfarrer war offenbar unten umgekehrt. Der Kanzler nahm sein Barett ab, schwenkte es mehrere Male, daß die Regentropfen ein paar nasse Streifen auf dem Fußboden zurückließen, trat an den Tisch, um den die Ratsherren vor ihren Sesseln Aufstellung genommen hatten, stützte die Linke auf das blanke Holz, und leicht vornübergebeugt und mit der Rechten lebhaft gestikulierend, begann er, ohne die Eröffnung der Sitzung durch den erstaunten Stadtrichter abzuwarten:

„Ich, der Kanzler Schranz von Schranzenegg, habe Richter und Rat der Stadt Marchburg im Namen und Auftrag Seiner fürstlichen Durchlaucht des Herrn Erzherzogs anzuzeigen, daß er in höchster Ungnade über das allhier eingerissene sektische Unwesen eine Kommission gen Marchburg zu entsenden befunden hat. Diese allhier vor Euch stehende Kommission wird mit dem morgigen Tage um sieben Uhr in der Frühe ihre Arbeit beginnen und zwar mit den Ratsherren, hier in diesem selbigen Amtszimmer. Der Rat der Stadt möge sich dazu wiederum hier versammeln.“

Der Stadtrichter wollte ihm ins Wort fallen, aber mit erhobener Stimme fuhr der Kanzler fort: „Euch, Herr Stadtrichter Nikolaus Zepetz, wird eröffnet, daß der Herr Erzherzog Euch nicht fürder mit Acht und Bann belehnt, sondern Euch Eurer Ratsstelle entsetzet! An Eure Stelle tritt der Maurermeister Johannes Janischitz!“

Da schrie der alte Himmelstainer auf: „Herr Kanzler, Ihr lügt, das ist nicht der Auftrag des Herrn Erzherzogs, das ist wider alles Herkommen und der gemeinen Stadt Freiheiten. Der Rat protestiert wider des Stadtrichters Absetzung!“

„Mäßiget Euch, alter Mann!“ antwortete der Kanzler, „ich erwarte, daß der ganze Rat gutwillig dem Befehle Seiner fürstlichen Durchlaucht nachkommt. Und damit: bis morgen früh um sieben Uhr!“

Er verließ, kurz grüßend, mit seinen beiden Begleitern die

Ratsstube. In größter Empörung blieben die Ratsherren zurück. Der alte Himmelstainer schlug dröhnend mit der Faust auf den Tisch. Sollhofer ging aufgeregt auf und ab, die übrigen schrien aufeinander ein, der Stadtrichter Nikolaus Zepetz stand totenblaß, mit finsterer Miene wie ein unbeweglicher Fels in der tobenden Brandung.

Endlich rief er mit lauter Stimme, als hätte er einem Fähnlein zu befehlen, das gegen die Türken zog: „Ihr habt gehört, wie der Erzherzog mit uns umspringt. Um der Stadt willen, damit ihr nicht noch mehr des Schadens zukomme, füge ich mich und scheide aus dem Richteramt und Rat aus. Ich danke euch für euer Vertrauen. Gott schütze unsere vielgeliebte Stadt!“

Der alte Himmelstainer wollte ihn halten und rief: „Bleibet, Herr Stadtrichter, wir stehen zu Euch!“

Aber Zepetz schüttelte das Haupt und ging.

„Was fangen wir nun an?“ fragte Scheidenschnabel, „das beste ist, wir gehen auch nach Hause. Wir müssen uns fügen!“

Gregor Knechtl meinte: „Das müssen wir uns hinter die Ohren schreiben, daß der Erzherzog den Stadtrichter abzusetzen wagt, allein der Religion halber, und den gänzlich ungeeigneten Janischitz setzt er als Ratsfreund ins Mittel. Ich wäre der trockenen Schreiberseele, die sich Kanzler nennt, am liebsten an die Gurgel gefahren!“

Abraham Sollhofer riet:

„Warten wir den morgigen Tag ab, wir wollen sehen, was die Kommission sonst noch von uns will, dann können wir immer noch handeln!“

Damit löste der Rat sich auf und ging in das nebenan liegende Weinhaus „Zum Erzherzog“, das voller Besucher war, die auf Nachricht über den Verlauf der Ratssitzung warteten. Erst um acht Uhr, da die Weinglocke erklang, leerte sich die Schenke, aber in den Straßen hörte man noch lange die lauten Stimmen der von Wein und Wut erregten Männer, und mancher konnte lange nicht einschlafen.

Am anderen Morgen, nach der Messe, gingen die drei Kommissionsmitglieder, von Manincor begleitet, in die Ratsstube, und diesmal kehrte der Stadtpfarrer nicht mehr um. Oben waren erst fünf Ratsfreunde versammelt, darunter mit verlegenem Lächeln der neue Stadtrichter Johannes Janischitz, von den anderen keines Blickes und Wortes gewürdigt. Der Kanzler nahm den Sessel des Stadtrichters ein, der Jesuit und der Hauptmann setzten sich zur Rechten und zur Linken. Manincor trat auf Ludwig Himmelstainer zu und wollte ihm die Hand reichen. Der Alte tat, als bemerkte er es nicht, sondern sah ihm mit scharfem Blick in die Augen und sagte: „Was tut ein welscher Pfaff in der Ratsstube einer teutschen Stadt?“

„Ihr werdet gleich erkennen,“ sagte der Stadtpfarrer, „daß dies heute und die ganze Woche lang keine Ratsstube, sondern — ein Beichtstuhl ist, und wir sind nur deshalb hieher gegangen, weil der Stadtpfarrkirche Beichtstühle zu klein und zu wenig sind für die ganze Stadt!“

Der Kanzler erhob sich schnell, da inzwischen alle Ratsherren und als letzter Lukas Hofer sich eingefunden hatten, — David Pauli war als verreist gemeldet — und sagte: „Die Kommission hat von Ihrer fürstlichen Durchlaucht den Auftrag, zu erkunden, wer alles allhier sich zu der widerwärtigen lutherischen Lehre bekennt. Wir werden also mit allen Bürgern und Insassen der Stadt, Männern und Weibern, ein Glaubensexamen abhalten, Ihr, Herr Hauptmann von Paar, werdet das Protokoll führen, Euch, Herr Pater Aloisius, bitte ich, jeden einzelnen zu fragen, Ihr, Herr Stadtpfarrer, habet die Güte, die einzelnen Aussagen zu prüfen und zu bestätigen!“

„Wir protestieren,“ rief der alte Himmelstainer. „Das Glaubensexamen ist ganz und gar ungerecht. Es widerstreitet des Erzherzogs Zusage, männiglich, der sich zur Augsburgischen Konfession bekennt, in Zukunft unbetrübt dabei verbleiben zu lassen. Ihr waret doch zugegen, Herr Kanzler, als

diese Zusage gegeben ward. Wie könnt Ihr da jetzo ein Glaubensexamen abhalten?"

„Der Erzherzog hat gesagt, es soll niemanden ein Härlein gekrümmt werden, wartet getrost ab, ob er Euch wehe tun wird. Herr Pater Aloisius, ich bitte, beginnet. Der Herr Stadtpfarrer wird Euch die einzelnen Namen ansagen!"

„Herr Stadtrichter Johannes Janischitz!"

„Herr Stadtrichter Johannes Janischitz, welchem Glauben hanget Ihr an?"

Der legte die Hand aufs Herz, sah in die Höhe und sagte: „Dem alleinseligmachenden katholischen Glauben, der allerheiligsten Jungfrau sei Dank!"

Der Kanzler und Manincor nickten befriedigt, der Hauptmann schrieb.

„Herr Ludwig Himmelstainer, welchem Glauben hanget Ihr an?"

„Der Augsburgischen Konfession!"

Und so auch Abraham Sollhofer und Lukas Hofer, und als letzten rief Manincor Hanns Scheidenschnabel auf: „Welchem Glauben hanget Ihr an?"

Der errötete und erblaßte abwechselnd, blickte verlegen zu Boden und sagte leise: „Der — der — katholischen Religion!"

„Schämt Euch, schämt Euch!" rief Himmelstainer, und Abraham Sollhofer ging auf ihn zu und schrie ihm ins Gesicht: „Verräter, entfernt Euch aus dem Rat!"

Da rief der Kanzler: „Das Verhör des Rates ist zu Ende, die Ratsfreunde sind entlassen und versammeln sich erst wiederum am nächsten Montag allhier um dieselbe Stunde. Nur Ihr, Herr Stadtrichter, müßt hier bleiben!"

Inzwischen war der Trompeter unter großem Jubel der Stadtjugend durch die Straßen gesprengt und hatte den auf seine Signale aus den Häusern stürzenden Männern und Frauen aufgetragen, sofort in das Amtshaus zu gehen. Nach einer Stunde war es stadtbekannt: es war ein allgemeines Glaubensexamen.

So strömte alles, was über sechzehn Jahre alt war, ob im Besitze des Bürgerrechts oder nicht, zum Rathaus, die Katholiken eifrig und freudig, die andern zögernd und bangen Herzens. Und alle bekannten ihren Glauben, und der Stadtrichter strich ihren Namen in der Steuerliste und im Stadtbuch an, damit niemand ausbliebe.

Als Weltzer noch in den Vormittagsstunden von dem Glaubensverhör vernahm, von dem er als Herr vom Adel ausgenommen war, begab er sich alsobald ins Rathaus, trat höflich grüßend und seine große Erregung bemeisternd, durch die Reihen der Vorgeladenen an Schranz heran und sagte: „Verzeiht mir, Herr Kanzler, wenn ich mir erlaube, allhier zugunsten der Bürgerschaft einzugreifen."

„Wer seid Ihr?"

„Ich bin der Pfleger des Amtes Marchburg, Clement Weltzer zu Eberstein!"

„So habe ich mit Euch nichts zu schaffen. Was wollt Ihr hier?"

„Mein Gewissen drängt mich, Euch zu fragen: was soll dieses Glaubensexamen?"

„Darauf bin ich Euch keine Antwort schuldig. Ihr seid auch Anhänger der Augsburgischen Konfession?"

„Ich und alle die Meinen, und ich bin Kircheninspektor des Viertels zwischen Drau und Mur!"

„Zu diesem Amte wünsche ich Euch Glück! Aber wie verträgt es sich mit Eurem Amt als Pfleger?"

„Ich antworte darauf mit dem Worte unseres hochgelobten Heilands: ‚Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist'!"

„Zu diesem Amte wünsche ich Euch Glück," wiederholte nachdenklich der Kanzler. „Ihr werdet es der Voraussicht nach nicht mehr lange führen."

„Wer könnte mich absetzen? Der Erzherzog?"

„Niemand, aber ich hoffe, es gibt bald keine Kirche allhier mehr zu inspizieren."

„Das kann Euer Ernst nicht sein."

„Zu dem Ende bin ich hier, zu dem Ende tagt jetzt die Kommission."

Da rief Weltzer in Angst und Empörung: „Die Entsendung der Kommission und dies Glaubensexamen stehen im Widerspruch mit des Erzherzogs Religionspazifikation."

„Hütet Euch, Herr Pfleger!"

Aber Weltzer fuhr immer erregter fort: „Mir erbarmen die armen Leut', sie wissen nicht, was sie tun sollen, warum sie hier auf Glauben und Gewissen befragt werden. Es ist ein elend erbärmliches Wesen, daß, was einesteils recht und erlaubt ist, dem anderen Sünde und verboten sein soll. Ist den Herren und Landleuten und der gemeinen Bürgerschaft zu Gratz und anderen Orten Gottes Wort zu hören frei, warum nicht denen von Marchburg auch? Ich sorg', wenn man die Städte und Märkte gedämpft, wird man's an den Landleuten auch anfahen. Darum stelle ich mich gleich zu Anfang Euch, Herr Kanzler, und Eurer Kommission entgegen und bitte Euch: höret auf mit der Verfolgung der armen Bürgerschaft und lasset sie bei der erkannten Wahrheit verbleiben!"

„Selbst wenn ich wollte, Herr Weltzer, kann ich nicht, ich komme im Namen und Auftrag des Erzherzogs!"

Der Erzherzog, und immer der Erzherzog, das war die steinerne Wand, auf die Clement Weltzer wieder und wieder stieß, und in seiner Sorge für seine Religionsverwandten und für Gottes heiliges Evangelium und in seiner Verzweiflung über die Gewalt, vor der hier das Recht schmählich sollte am Boden liegen, sprach er jetzt doch aus, was er gestern seinem Weibe gegenüber unterdrückt hatte, und schrie es heraus, und alle Qual seines zerrissenen Herzens, das zwischen der Treue zu seinem fürstlichen Herrn und seinem Glauben an die Augsburgische Konfession schwankte, schüttete er in diesen wilden Schrei: „Dann bricht der Erzherzog sein Wort!"

An allen Gliedern zitternd stand er da, sein Atem flog, sein Auge blitzte, er hatte die Fäuste geballt und sie wie zum

Sprung zurückgelegt, aus seinen Wangen war alle Farbe gewichen.

Der Kanzler schien derartige Auftritte und Ausbrüche der Erregung gewohnt zu sein. Er stand langsam auf und sagte ruhig: „Und das wagt Ihr zu sagen, Ihr, des Erzherzogs Beamter? Herr Clement Weltzer, ich werde nicht verfehlen, Eure Unbotmäßigkeit Seiner fürstlichen Durchlaucht geziemend zu berichten. Ich — ersuche Euch, verlaßt uns jetzt!"

Da erschrak Clement Weltzer über seine Kühnheit und erkannte die große Gefahr, in die ihn sein Eintreten für die Bürgerschaft gebracht hatte. Er verneigte sich stumm und verließ, begleitet von den höhnischen Blicken Manincors, die Ratsstube, zum Sterben traurig; zu Hause schloß er sich in seinem Arbeitszimmer ein und war den ganzen Tag über für niemanden zu sprechen.

Inzwischen ging das Glaubensexamen weiter.

Manincor war höchst zufrieden.

Manch einer, der sich bisher zur sektischen Religion gehalten hatte, bekannte sich als katholisch, besonders viele Frauen.

Mitunter wurden auch Antworten gegeben, die die Herren Kommissionsmitglieder lachen machten. So, als ein altes, achtzigjähriges Mütterchen erklärte: „Der Augsburgischen Konfession, und ich bitte mich dabei verbleiben zu lassen, ich kann auf meine alten Tage nicht mehr gut umlernen, mein Gedächtnis ist halt schon so schwach, daß ich selbst das heilige Vaterunser aus einem Büchlein beten muß."

Oder als ein blutjunges Dirnlein, das mit feurigen Blicken um sich warf, keck sagte: „Das kommt auf den Mann an, der mich einmal heimholen wird. Ist er katholisch, bin ich's auch, ist er lutherisch, bin ich's auch, ich bitte mir bis dahin die Antwort zu erlassen."

Ein Gerbergeselle antwortete: „Ich hange dem Glauben an, daß alle Marchburgerischen Bürger, insonders die Gerbermeister, Schelme und Spitzbuben sind!"

Manche Aussage wurde auf beiden Seiten von Worten der

Liebe und Treue zu einem wirklichen Herzensbesitz begleitet, und der welsche Stadtpfarrer blickte zum erstenmal, so ganz anders als in dem Beichtstuhl der Kirche, mit Erstaunen in die Tiefen des deutschen Gemüts.

Um die Wirkung des Glaubensexamens voll auszunützen, ließ er mit Genehmigung des Kanzlers durch den Trompeter zum nächsten Sonntagsgottesdienst feierlich in der ganzen Stadt einladen.

Am Samstag wurden durch die Gerichtsdiener noch einige herbeigeholt, die sich hatten drücken wollen, und einige Kranke wurden von Manincor in Begleitung des Paters, des Hauptmannes und des Stadtrichters in der Wohnung befragt.

Die Pfarrkirche war am Sonntag so besucht wie selten. Als Antonius Manincor die Kanzeltreppe emporstieg und seinen Blick flüchtig über die dicht besetzten Kirchenbänke schweifen ließ, dachte er daran, daß der Gesellpriester, der von Marchburg gebürtig war, ihm einmal erzählt hatte, im Protokoll der allgemeinen Kirchenvisitation vom achtundzwanziger Jahr wäre über seine Vaterstadt zu lesen: „Es gehen allhier wenig Leut' zur Kirche."

Da schmunzelte er siegesfroh, und als er oben stand und auf die Zuhörer herniedersah, wie ein Feldobrist vom schnaubenden Roß auf die waffenstarrenden Reihen seiner Fähnlein, schwellte seine Brust eine mächtige Begeisterung, die Menge, die regungslos zu seinen Füßen saß, verschwamm vor seinen Augen in ein weites, stilles, schwarzes Meer, aus dem nichts Einzelnes mehr für ihn erkennbar war, und sobald die Orgel ihre letzten Siegesfanfaren geschmettert hatte, begann er zu sprechen, und seine Stimme dröhnte wie der Klang einer Trompete, und seine Sätze wurden jubelnde Akkorde, die in wunderbarem Bau sich türmten zu einem stolzen, gewaltigen Lied von der Herrlichkeit der heiligen, erdballumspannenden, völkerbeglückenden, unüberwindlichen Kirche, und seine dunklen, herrischen Augen glühten und sprühten von einem Feuer, daß es schien, als vergäße das weite, stille, schwarze Meer dort unten zu atmen.

Pater Aloisius sagte hernach zum Kanzler: „Wenn er nicht in Marchburg nötiger wäre, so müßten wir ihn in Gratz gegen die Ketzer loslassen!"

Zur Ratsitzung am Montag, die im Auftrag des Kanzlers stattfand, erschien Scheidenschnabel nicht. Er meldete sich krank.

Der Kanzler sagte, das Glaubensexamen hätte ergeben, daß die wahre, uralte katholische Kirche in der Stadt weitaus die Mehrheit besäße; er hoffte, daß sich das in Zukunft auch bei den Wahlen zeigen würde, er kam auf die verschiedentlichen Befehle zurück, die der Erzherzog an die von Marchburg in Religionssachen hätte ergehen lassen, und sprach die feste Erwartung aus, daß diese Befehle nun endlich befolgt würden und damit das Treiben des sektischen Predikanten und das Auslaufen gen Windenau ein für allemal aus und vorbei wären, damit nicht Seine fürstliche Durchlaucht endlich gar mit Gewalt vorzugehen veranlaßt würde. Der Rat nahm des Kanzlers Rede schweigend hin und verabschiedete sich kühl von ihm und seinen beiden Gefährten.

In einer Stunde verließ die Kommission die Stadt, eine Strecke von Buben und Maidlen begleitet, und Antonius Manincor rieb sich vergnügt die Hände. Sein ganzes Gesicht strahlte von ehrlicher Freude und zugleich atmete er erleichtert auf, denn es war keine Kleinigkeit gewesen, eine Woche lang drei vornehme Herren und vier Landsknechte umsonst zu füttern, aber seine Arbeit und seine Opfer hatten sich gelohnt, ein großer Teil der Bürgerschaft war zu Kreuze gekrochen, der Rat hatte einen katholischen Richter, und selbst der gefürchtete Weltzer hatte geschlagen den Kampfplatz räumen müssen, triumphierend rief er aus: „Nun gnade dir Gott, augsburgische Konfession! Gnade dir Gott, sektischer Predikant! Gnade dir Gott, Ursula Weltzer, du glutäugige, dunkelhaarige, wilde Hex'!"

14.

Ursula Weltzer hatte Geburtstag.

Die Sonne war die erste, die ihr Glück wünschte. Unter ihrem warmen Kuß wachte das Mädchen auf, streckte behaglich die Glieder und schloß wieder die Augen.

Ein wonnesames Glücksgefühl durchrieselte sie; ihr liebehungriges Herz wußte sich geliebt, geliebt von einem edlen, stolzen Manne, von einem treuen, starken Vater, von einer stillen, gütigen Mutter, von allen Menschen, wohin sie kam, und ein dankbares Gebet stieg aus den Tiefen ihres Herzens auf.

Ursula Weltzer war glücklich. Weil sie reich war an Liebe, an schenkender und nehmender Liebe, der einzige Reichtum, der den, der ihn besitzt, wahrhaft glücklich macht, weil er ihn still und dankbar, und dadurch immer reicher macht. Das wenige Leid, das sie bisher erfahren oder bei anderen mitangesehen hatte, diente ihr nur als dunkler Hintergrund, von dem das Glück ihres Lebens um so heller und freundlicher strahlte.

So war sie ein Sonntagskind, und heute war Sonntag, ihr Geburtstag. Es war ihr letzter, den sie daheim, ihr erster, den sie als Braut feierte!

Sie dachte der Eltern mit wehmütigem Dank, sie dachte des Geliebten in bräutlichem Sehnen — so lag sie lange mit geschlossenen Augen, und wie mit weichen Mutterhänden fuhr ihr die Morgensonne liebkosend über die Stirn und durch das aufgelöste, reiche, tiefschwarze Haar.

Leise trat Gertrud ins Zimmer und legte ihr einen mächtigen Strauß weißer Astern aufs Bett. Da tat Ursula die Augen auf und dankte ihr mit freundlichem Wort.

„Die Eltern warten schon, Fräule Ursula, in einer Stunde fahrt Ihr gen Windenau, wir müssen uns sputen!“

Als sie zu ihren Eltern kam, schloß die Mutter sie in die Arme und hielt sie lange fest umschlossen, als sollte sie das

geliebte, einzige Kind schon jetzt in schmerzlichem, mütterlichem Opfersinn dem fremden und ihr doch schon so lieb gewordenen Manne hingeben, und als Ursula bewegt aufschaute, sah sie das Auge der Mutter voller Tränen.

„Ihr Frauen habt doch immer nahe am Wasser gebaut,“ scherzte der Vater, „nun laßt mich doch auch endlich einmal meinem Kinde Glück wünschen!“

Und er küßte sie auf die Stirn und führte sie dann an den Tisch, wo die reichen Geschenke für sie aufgebaut waren, zumeist allerlei Nützliches und Schönes für den künftigen Haushalt.

„Ihr seid so lieb und gut,“ dankte sie, „viel zu lieb für die tolle Ursel!“

„Das bist du schon längst nicht mehr, mein Kind,“ sagte die Mutter.

„Manchmal bricht's doch noch durch,“ meinte Weltzer, „so gestern noch, als sie ihre beiden Hunde um ein Stück Sammetgürtel raufen ließ. Das war ein Heidenlärm, daß ich mir beide Ohren zuhalten mußte, und die lauteste Stimme hatte unsere Ursel!“

„Das war das letztemal, Vater,“ antwortete sie, „ich werde nun endlich vernünftig werden!“

Bald darauf fuhren sie gen Windenau.

Weltzer hatte geglaubt, er würde nach dem Glaubensexamen der Bürgerschaft mit den wenigen Adeligen der Stadt heute der einzige sein, der den Gottesdienst besuchte. Aber sie überholten manchen Kirchenbesucher, und in der Kapelle fand es sich, daß die Zuhörerschaft nur wenig geringer an Zahl war als sonst.

Hernach sagte er zum Predikanten: „Ich werde aus diesen Marchburgern nicht klug. Am vorigen Sonntag habt Ihr schier vor leeren Bänken gepredigt, da saß alles in der Pfarrkirche zu Füßen des Welschen, und heute ist wiederum die Kapelle voll. Im Glaubensexamen sollen, wie der Stadtpfarrer allenthalben rühmt, erschrecklich viele umgefallen sein,

und heute fehlen nur wenige von denen, die immer gekommen sind. Es ist ihnen das Auslaufen verboten, und sie laufen doch aus, als hätte nicht ihr Landesfürst es verboten, als hätte irgendwo in der Ferne ein Hund gebellt. Ich muß sagen, eines verstehen die Bürger von Marchburg: sich schwerhörig zu stellen und über Befehle sich hinwegzusetzen!"

„Das ist auch eine Kunst," antwortete Lierzer, „und insolange die Gewalt nicht dreinschlägt, mag man mit dieser Kunst gar weit kommen!"

„Aber wenn?" fragte der Pfleger sorgenvoll.

„Sie wird nicht!" sagte der Predikant zuversichtlich. „Der Erzherzog kann sein Wort nicht brechen!"

„Er hat es schon gebrochen," dachte Weltzer, sagte es aber nicht, er war seit jenem Montag vorsichtig geworden.

Er ging mit Lierzer zu seiner Frau und Ursula, die mit seligem Lächeln die Glückwünsche ihres Bräutigams und der Lierzerin entgegengenommen hatte. Der Predikant bat alle, mit in seine Wohnung zu kommen; er hätte dort eine kleine Überraschung für das Geburtstagskind.

In der Kammer nötigte er sie, Platz zu nehmen. Der kleine Dietrich kletterte Ursula auf den Schoß, die machte ein erwartungsvolles Gesicht und sagte: „Nun, Herr Predikant, ich sehe noch nichts von einer Überraschung."

„Zu sehen ist auch nichts," antwortete er. „Habet nur noch ein wenig Geduld!" und ging hinaus.

Alsbald sangen draußen vor der Tür die zwölf Sängerbuben, die im Gottesdienst verwendet wurden, mit ihren frischen, hellen Kinderstimmen ein Lied, das der Predikant gedichtet und in Noten gesetzt hatte, und das lautete also:

Ich habe die bunten Blümlein gefragt:
„Was duftet ihr so schön?" —
„Wir müssen die vielliebe Magd,
Schön-Ursel, schmücken gehn!"

Ich habe die muntern Vöglein gefragt:
„Was singet ihr so laut?" —
„Wir singen der vielholden Magd,
Schön-Ursula, der Braut!" —

Ich habe die güldne Sonne gefragt:
„Was strahlest du so hell?" —
„Ich strahle für die traute Magd
Und ihren Herzgesell!"

Als Lierzer wieder herein kam, mit einem Gesicht, wie es Künstler zu machen pflegen, wenn sie nach einem Vortrage Lob und Dank erwarten, fragte ihn Ursula, die ihn hier vor allen anderen nicht loben wollte: „Ist das das Liedlein, so Ihr mir für meinen Geburtstag versprochen habt?"

Er trat an einen Wandkasten heran, holte eine versiegelte Pergamentrolle hervor und legte sie mit einem feierlichen Gesicht und einer höflichen Verbeugung in ihre Hände: „Wollet das, ich bitte Euch, zu Hause lesen oder am besten lasset es Euch von Herrn von Kollonitsch vorlesen!"

„O, noch eines? Ihr seid ein fleißiger Poet, Herr Predikant, ich danke Euch!"

„Ihr habet ja beinahe Ursache, Frau Lierzerin," scherzte Weltzer, „eifersüchtig zu sein!"

„O," antwortete sie ruhig, „eines Predikanten Weib muß wissen, daß ihr Mann nicht ihr allein gehört, sie muß ihn mit der ganzen Gemeine teilen können und teilen wollen!"

„Ich glaube, so denken nicht alle," sagte Annamaria Weltzer.

„Es ist mir auch nicht leicht geworden," sagte die Lierzerin einfach.

Bald brachen die Weltzerischen auf und Kollonitsch begleitete sie gen Marchburg. Als er mit der Braut allein in ihrem Stübchen war, gab sie ihm Lierzers Gedicht: „Ich bin schon sehr neugierig. Bitte, Liebster, leset!"

Und er brach das Siegel, das Lierzers Wappen, ein Oster-

lamm mit der Siegesfahne, und seine Initialen trug, und las mit einer Stimme, die in ihrer Weichheit gut zur Schlichtheit und Innigkeit des Gedichtes paßte:

„Des Herrgotts Meisterstück.

Hei, war der Herrgott gut gelaunt!
Die Englein haben baß erstaunt
Eines dem andern es zugeraunt:
„Heut' hat er seinen guten Tag!
Was da wohl noch geschehen mag,
Heut' hat er seine gute Stunde!"
Da rief er laut mit frohem Munde:
„Nun, Erd' und Himmel, aufgepaßt!
Ihr Engel, jetzt das Schwatzen laßt,
Macht schnell die kleinen Mäuler zu
Und gebt mir ein Viertelstündchen Ruh'!
Heut' schaff' ich in meinem Schöpferglück
Ein wunderherrliches Meisterstück!"

Da waren die Englein mäuschenstill,
Denn wenn der Herrgott schaffen will,
Dürfen sie ihn nicht stören,
Darf er sie nicht hören.
Ist er am Wegrand niedergekniet,
Blühten Blümlein am Rain und Ried,
Golden funkelnder Sonnenglanz
Deckte die Himmelswiese ganz,
Ein herrlich Klingen zog durch die Luft,
Von fernher wehte ein Rosenduft,
Im Grase zirpte nicht eine Grille,
Es war so wundersam sonntagsstille,
Der Friede ging leise durchs Gelände,
Und die Englein falteten fromm die Hände.

Und der Herrgott kniete am Wegesrand,
Und vor Schöpferlust hat seine Hand

Ein wenig gezittert, sein Angesicht
Flammte heller als alles Erdenlicht,
Zumal auf den Augen ein Leuchten lag,
Wie wenn am jungen Frühlingstag
Endlich das Leben den Winter besiegt
Und auf Wiese und Wald, auf Hain und Hag
Golden die liebe Sonne liegt,
Innig geschmiegt.

Und der Herrgott in wonnigem Schöpferglück
Schuf ein herrliches Meisterstück,
Schuf, als wäre es nur ein Spiel.
Von Erde nahm er nicht allzu viel,
Doch Glockentöne mischte er ein
Und Blütenduft und Sonnenschein
Und Schmetterlingsglanz und Himmelsbläue
Und Herzensunschuld und Reine und Treue
Und Engelsjubel und Kinderlachen
Und viele andere schöne Sachen.

Dann stand er auf von seinen Knien,
Und alle Engel schauten auf ihn,
Und wie er winkte, sangen sie leise
Eine gar wundersame Weise,
Die hörte drunten im Erdenland
Ein stiller Mann, und seine Hand
Fuhr streichelnd im Abenddämmerlicht
Über ein blasses Muttergesicht,
Weich wie des Südwinds linder Hauch,
Und die Frau, die hörte die Weise auch!
An ihrer Seite lag rosig und fein
Ein wunderliebliches Mägdelein,
Des Vaters Stolz und der Mutter Glück,
Und unseres Herrgotts Meisterstück!

Und wißt Ihr, wann das war?
Just heute sind 's zwanzig Jahr'!"

Als er geendet, legte er die Rolle auf den Tisch, zog die Braut, die mit niedergeschlagenen Augen den Versen gelauscht hatte, an sich und jubelte: „Und mein ist des Herrgotts Meisterstück!“

Sie sah ihn an und sagte leise: „Nennt mich nicht so, das darf nur ein Poet!“

„Wie soll ich Euch nennen?“

„Eure Ursel!“

15.

„Die Sache ist noch glimpflich abgelaufen,“ sagte drei Wochen später Clement Weltzer zu seiner Frau. „Jetzt, wo's vorüber ist, kann ich's Euch ja sagen: Ich hatte vermeint, ob meiner kühnen Rede von des Erzherzogs Wortbruch dermaßen in Ungnade gefallen zu sein, daß ich das Pflegeramt aufgeben müßte.“

„Das war's?“ fragte sie mit leisem Vorwurf. „Ich hatte wohl bemerkt, daß Eure Mienen sorgenvoller waren denn sonst. Aber ich darf Euch dann ja nimmer fragen, was Euch bedrückt.“

„Und das ist gut so, Annamaria, so hab ich's allein getragen, und der günstige Ausgang zeigt, daß ich recht tat, nicht auch Euch noch zu beunruhigen.“

„Und welches ist der Ausgang?“

„Der Hofkanzler schickt mir einen scharfen Verweis, nur mit Rücksicht auf meine treuen und wertvollen Dienste will der Erzherzog von einer schweren Strafe absehen.“

„Und Ihr habt im Ernst die Absetzung gefürchtet?“

„Nach der Behandlung, die mir der Kanzler bei der Kommission widerfahren ließ, wohl mit Recht, er hat mir doch zuletzt die Türe gewiesen.“

„Aber ich denke mir, Euer frommes Eintreten für die Bürgerschaft“ — und sie sah ihn mit warmen Blicken an —, „von dem ich wohl vernommen habe, Eure flehenden Worte, denen er's anspürte, daß sie aus der Not des Gewissens und aus der

Gefahr der Stunde herausgeboren waren, haben ihm wohlgetan, wenn er Euch auch nicht recht geben konnte. Ein Mann kann einen Mann ertragen, selbst wenn er ihn in Harnisch bringt. Es muß nicht jeder Diener eines Fürsten ein Bedienter sein mit krummem Rücken; vielleicht hat dieser Kanzler dem Erzherzog gegenüber dasselbe offene Wort und dieselbe freie männliche Stirn, wie Ihr sie ihm gezeigt habt, und so hat er Euer Verhalten seinem Herrn in milderem Lichte dargestellt.“

„Meint Ihr? Dann freue ich mich hinterdrein meiner Fürsprache für meine Religionsverwandten, zumal Gottes heiliges Evangelium heil und unversehrt aus dem Anschlag des welschen Stadtpfarrers hervorgegangen, und am Kirchenwesen zu Windenau merket man nichts davon, daß die Kommission eine Woche lang allhier gearbeitet hat. Und damit werde ich das Schreiben beruhigt in die Truhe legen.“

Nun diese Sorge von ihm genommen war, war seine Seele wieder frei für die Sorge für sein geliebtes Windenau. Am nächsten Morgen ging er hinaus.

Als er auf der Draubrücke war, blickte er zum Bachern hinüber; bis fast ins Tal hinab deckte ihn der erste Schnee, und ein kalter Wind wehte von ihm herüber. Da freute sich der Pfleger: nun konnte er bald auf Schlitten das Eichen- und Lärchenholz und die Granitblöcke aus dem Gebirge für den Friedhof in Windenau herbeischaffen lassen.

„Im Frühjahr wird gebaut!“ rief er dem Predikanten fröhlich entgegen. „Ich hab' jetzt das Baugeld beisammen.“

„Es wäre gut,“ antwortete Lierzer, „wenn zu gleicher Zeit auch das Predikantenhaus gebaut würde, denn es ist auf die Dauer unleidlich, seit der Herr von Herberstein geehelicht hat, unter seinem Dach zu hausen. Sein stolzes Gemahl erwidert meines Weibes Gruß nicht, meinem kleinen Sohn hat sie neulich, weil er ihre Hühner gejagt hat, ins Gesicht geschlagen, und mir hat sie durch ihren Stallknecht ansagen lassen, ich

solle mit den Sängerbuben im Walde meine Litaneien einüben, aber nicht im Schloß."

„Da müßt Ihr freilich bald Euer eigenes Heim haben, das leuchtet mir ein, und gleichzeitiges Bauen macht halbe Kosten. Ich werde bis zum Frühling für das nötige Geld sorgen. Doch, wo ist Euer Weib?"

„Sie kauft bei Bauersleuten ein fürs Mittagsmahl und hat den kleinen Dietrich mit."

„Langt denn das Geld noch, so ich Euch vorgestreckt?"

„Es ist schon wieder fast dahin, Herr Weltzer."

„So will ich Euch, noch ehe Eure Bestallung von Gratz herabkommt, eine Jahresbesoldung von zweihundert Gulden zukommen lassen. Sagt das Eurer Frau, wenn sie heimkommt, und vergeßt auch der anderen Freudenkunde nicht: ‚Es wird gebaut!'"

Als Lierzer hocherfreut danken wollte, fuhr er fort: „Übrigens mit Eurem Reimlein habt Ihr meinem Kinde schier den Kopf verdreht, es ist fast nicht mehr zum Aushalten mit der Ursula, seit Ihr sie des Herrgotts Meisterstück genannt habt."

„Ist sie's denn nicht, Herr Weltzer?"

Da leuchteten seine treuen, blauen Augen in Vaterstolz, und er reichte Lierzer dankend die Hand.

Kaum war der Pfleger heimgekehrt, schrieb er alsbald für den Bau eines Predikantenhauses eine Sammlung unter den Herren und Landleuten des Draufeldes aus.

„Große Zuversicht habe ich nicht," sagte er zu seiner Frau, „daß diesmal meinen Mitverwandten das Geld lockerer sitzt als das erstemal, aber wenn ich sie ganz ungeschoren lasse, vergessen sie gar, daß sie lutherisch sind."

„Es ist traurig," antwortete sie, „daß sie so lau sind."

„Manche können vielleicht auch nicht zahlen. Ich hörte neulich von einem, dessen Namen und Güter öffentlich an Gerichts- und Kirchentüren angeschlagen waren, eine Schande für sein ganzes Geschlecht. Ihr kennt doch unsere Überlieferung, daß zu Eberstein einmal sieben Ritter gewohnt, die

zusammen nur ein Paar Hosen gehabt hätten, und daß neun Weltzerinnen aus einem Mantel verheiratet worden wären. Heute will keiner ohne sieben Hosen und keine ohne neun Mäntel zufrieden sein."

Und als Annamaria laut lachte, sagte er: „Ihr machet freilich eine Ausnahme. Aber die Ursula ist schon eher für Schmuck und Tand."

„Sie ist auch schöner denn ich."

„Aber — von wem hat sie denn ihre Schönheit, wenn nicht von Euch?" und er sah sie voll herzinniger Liebe an; da ward die Weltzerin rot wie ein junges Mädchen.

Alle Abende befragte Clement Weltzer seinen reitenden Buben nach dem Erfolg seiner Sammlung, und fast immer hörte er eine unerfreuliche Botschaft. Etliche sagten, daß sie bald das Viertel zwischen Drau und Mur verließen, es wäre ein zu teures Viertel. Andere erklärten, es wäre ihnen zu weit gen Windenau, in Mureck hätten sie es näher, sie gäben nichts zur Unterhaltung des dortigen Kirchenwesens.

„Werdet Ihr die Bürgerschaft auch wieder angehen?" fragte ihn seine Frau.

„Gewißlich," sagte er, „sie verdient ja zudem an den dortigen Bauten."

In den nächsten Tagen gingen die Bürger Clementen Weltzer in weitem Bogen aus dem Weg; man konnte ihm, der so wacker vor dem Kanzler eine Lanze für die Stadt gebrochen hatte, seine Bitte um eine Beihilfe nicht gut abschlagen, und trotzdem gab ihm einer zur Antwort: „Ist uns das Auslaufen gen Windenau verboten, wie Ihr wohl wisset, so ist uns auch das Geldzahlen dahin verboten," und ein anderer meinte, Lierzer wäre nicht sein, sondern der Herren und Landleute Predikant.

So reichte der Erfolg der Sammlung bei weitem nicht hin, die Kosten für das Predikantenhaus zu decken, und um keine Zeit zu verlieren, bat er sofort die Verordneten um eine Zubuße von dreihundert Gulden.

Der Winter wurde ihm lang wie noch selten einer. Gegen des Eismonds Ende lagen Holz und Steine bereits zu Windenau. Trotz des Schnees ließ er beides durch den Maurermeister Benedikt Rivär, mit dem er einen Span- und Gedingzettel aufgesetzt hatte, für den Bau bearbeiten.

Als auf seinem Schreibtisch die ersten Weidenkätzchen standen, und sein Auge frohgemut über den leichten grünen Schimmer schweifte, der auf den Bäumen seines Gartens lag, zog er mit dem Meister hinaus; er wollte mit dem Predikanten dabei sein, wenn die Gesellen den ersten Spatenstich täten.

Der Maurer maß, steckte ab und gab seine Befehle, nahm einen Spaten und stieß ihn in die Erde, warf die erste braune, feuchte, glänzende Scholle auf die Seite und sah Weltzer an. Der hatte ein Leuchten in seinen Augen wie damals, als ihm sein junges Weib angetraut ward, und sagte nichts.

Der Predikant aber sah im Geiste Scholle um Scholle fallen und die Erde sich öffnen zu tiefen, dunklen Gräbern, Reihe um Reihe. Die Augsburgische Konfession sorgt für ihre Toten, wer wird der erste sein, den wir hier betten im kühlen Grund? Er gedachte seines Knaben, der in St. Ulrichs Erde unter den Papisten schlief: „Wir stehen auf protestantischem Friedhof, du bist gerächt, Wulfhinrich!"

Fast täglich war Weltzer draußen.

Er sah, wie die Maurer im Viereck die Erde fürs Fundament auswarfen und die größten und schwersten Granitblöcke drein versenkten, wie die behauenen Steine unter der fleißigen Menschenhand sich allmählich zu einer trutzigen, starken Mauerwand zusammenfügten, die wie ein Festungswall zu schirmen bereit war, was aus des Lebens Streit sich hierher geflüchtet hatte in den Schatten des ewigen Friedens, die mit dem silberigen Weiß des Pacherngranits und gekrönt vom spitzen Dach der hellrot leuchtenden Ziegel der Stätte der Toten für die Lebenden und Trauernden alles Grauen nahm.

Er war dabei, als das mächtige, eisenbeschlagene Doppeltor aus Eichenholz eingesetzt ward und sich schwerfällig in den Angeln bewegte, und schritt als erster auf den Gottesacker, der ihm heilig war als ein Gotteshaus, als eine Pforte des Himmels.

Er war dabei, als der erste Tote in die Erde des neuen Friedhofs gelegt ward; es war jenes alte Mütterchen, das vor der Kommission nicht mehr hatte umlernen wollen; nun brauchte es kein Vaterunser mehr, nachdem der Predikant das letzte für es gebetet.

Er pflanzte Kletterrosen an der Straßenseite, die gen Süden lag, richtete in des Friedhofs Mitten, weithin sichtbar für alles Christenvolk, einen mächtigen Eichenstamm auf mit einem weißleuchtenden Heilandsleib und ließ zu seinen Füßen Reben von wildem Wein sich ranken.

Vom Friedhof gingen die Maurergesellen ohne Verzug an den Bau des Predikantenhauses.

„Der macht mir noch viele Sorge," sagte Weltzer zu Lierzer. „Ich hab' noch nicht die Hälfte von dem, was ich brauche."

„Haben die Verordneten nichts geantwortet?"

„Sie haben mir den Besuch des Herrn Mathias Amman angekündigt, es scheint, der soll den Kircheninspektor inspizieren, ob er das Geld der Landschaft auch recht anlegt und nicht etwa zu teuer baut."

„Da braucht Ihr wahrlich keine Sorge zu haben. Wann kommt er?"

„Übermorgen. Ich habe schon allen Herren und Landleuten seinen Besuch angezeigt und sie zu mir eingeladen. Herr Amman ist ein vielvermögender Herr."

Es war um die Mitte des Ostermonds. Seit einer Woche schon wehte Südwind und schien die Sonne. Es war so heiß wie in der Erntezeit.

Am Morgen des Tages, da der einflußreiche Gast aus Gratz eintreffen sollte, hing der Himmel wie ein großes, schwarzes Leichentuch über der Stadt, und eine drückende

Schwüle legte sich atembeklemmend auf Weltzers Brust. Er öffnete ein Fenster und schloß es schnell wieder; heulend jagte der Sturm durch die Straßen und wirbelte den dichten Staub auf, als zögen dort tausend Landsknechte ihres Weges, aber nicht lange, dann zerriß ein wolkenbruchartiger Regen in einem Nu die feinen, windgebauten Säulen, daß die letzten Fetzen spurlos zerflatterten, ein greller Blitz fuhr am nachtschwarzen Himmel nieder; der Schöpfergott schrieb an die dunklen Wolkenwände des Firmaments seine feurige Flammenschrift und wartete in königlicher Ruhe auf die Antwortstrophen des Himmels, der öffnete alsbald seinen Mund und jauchzte laut und immer lauter, von den Regenmassen schüchtern begleitet, den gewaltigen, donnernden Sturmchoral von der Allmacht des Unerforschlichen.

Clement Weltzer stand am Fenster in anbetendem Schweigen, und seine Seele lauschte mit leisem Beben dem Zwiegespräch zwischen Schöpfer und Geschöpf in den Wolken des Himmels, und ganz von selber falteten sich ihm die Hände.

Mählich verklangen die letzten Akkorde. Es fielen die letzten Tropfen. Das Antlitz des Himmels leuchtete wieder silberhell. Die Wasser verrannen. Weltzer öffnete das Fenster und sog die frische, kühle Morgenluft ein. Er dachte, daß bei diesem Wetter aus der Zusammenkunft mit Amman und dem Adel des Draufeldes nichts werden würde.

Da hörte er das Stampfen und Schnauben eines Rosses und sah einen riesenhaften, breitschulterigen Mann, naß wie eine aus dem Wasser gezogene Katze, langsam und bedächtig absteigen. Er rief schnell seinen Diener und ging, den Gast zu begrüßen.

Der spreizte die Beine, streckte die Arme nach vorne abwärts, schüttelte den mächtigen Kopf, daß die Tropfen um ihn herumspritzten, und sagte mit einer Stimme, der man's anmerkte, daß sie auf den Schanzen ebenso zu donnern wußte wie im Landtagssaal: „Herr Weltzer, borget mir ein Wams!"

Der Pfleger lachte: „Von Herzen gerne, nur fürchte ich, es wird Euch keines passen."

„Zur Not zeige ich mich Eurer Hausfrau nicht, und sie wird mich entschuldigen. Also, herbei mit einem Wams!"

Weltzer führte Amman in sein Schlafgemach, und der Gratzer zog sich um. Als er wieder zum Vorschein kam, sagte er lachend: „Jetzo schaue ich just so aus wie als Bub', da mußte ich immer die Kleider meines älteren Bruders auftragen, und der war viel schwächer als ich!" Und er setzte sich vorsichtig nieder, und trotzdem hörte Weltzer belustigt sein Wams in allen Nähten krachen. Er ließ seinem Gast Essen und Trinken vorsetzen, und Amman fragte, während er es sich munden ließ: „Und wo habt Ihr die Herren und Landleute?"

„Bis jetzt ist nicht einer gekommen, und ehrlich gesagt, ich habe Euch bei dem Wetter auch nicht erwartet!"

„Als ich heute früh von meinem Krottenhof abritt und den schwarz verhängten Morgenhimmel über mir und vor mir sah, dachte ich: das Wetter ist wie unsere Zeit! Unser Adel verkriecht sich, wenn's blitzt und donnert!"

„Es werden wohl noch etliche kommen, die nicht gar so weit haben."

Der Diener meldete den Freiherrn von Herberstein.

„Ihr rettet die Ehre unserer Draufelder Herren," begrüßte ihn Weltzer erfreut, und Amman sagte höflich: „Ein Herberstein gilt für zwei!"

„Ich bin froh, wenn ich Einer bin," antwortete Wolf Wilhelm, „in einer Zeit, wo es von Nullen wimmelt."

„Ihr habt recht, das erfahre ich im Landtag und im Verkehr mit der Regierung fast jeden Tag: unsere Zeit hat keine Männer!"

Weltzer bat, seine beiden Gäste in sein Arbeitszimmer führen zu dürfen. Dort ließen alle drei an dem runden Tisch in der Ecke sich nieder, an dem Mittag für Mittag Annamaria Weltzerin saß, und bei einer mächtigen Kanne Luttenberger

berieten die Männer die gegenwärtige Lage und die zukünftigen Aufgaben.

„Ich sagte vorhin schon," begann Mathias Amman, „unsere Zeit ist wie das Wetter, es blitzt und donnert! Der Erzherzog gefällt sich in der Rolle des gewitternden Jupiter!"

„Bis jetzt war's nur ein Wetterleuchten, es hat noch nirgends eingeschlagen," sagte der Herbersteiner.

„Aber es wird einschlagen! Die unerhörte Kommission allhier in Marchburg war schon ein Blitzstrahl, der das Haus der Augsburgischen Konfession böse gestreift hat. Ich begreife nicht, daß die Bürgerschaft den Kanzler mit seinen Pfaffen nicht zum Teufel gejagt hat!"

Die beiden Draufelder erschraken, Weltzer dachte, wie übel ihm beinahe sein Eintreten für die Stadt bekommen wäre, und der feine Herbersteiner mußte sich erst an die kräftige Sprache des Krottenhofers gewöhnen. Dem hatte die breite, mächtige Brust bei den letzten zornigen Worten das Wams gesprengt, so daß das weiße Unterkleid sichtbar ward, und er tat einen tiefen Zug aus seinem silbernen Becher, dann fuhr er fort, gewohnt, als ein anerkannter Führer der Protestanten in Steyr, die Gespräche mit seinem gewichtigen Wort zu beherrschen: „Ja, es wird einschlagen, sage ich euch! Mir blutet das Herz und mir ballt sich die Faust, wenn ich sehe, was der Erzherzog trotz seiner Zusage sich mit uns erlaubt. Im achtundsiebziger Jahr zu Bruck, da waren wir die Herren, da waren wir auf der Höhe, und jetzt heißt es für die Augsburgische Konfession: ‚Du mußt von Staffel zu Staffel steigen, bis du am Boden liegst'!"

Unwillkürlich folgten die beiden mit ihren Augen den Blicken Mathias Ammans, der wild und trotzig zu Boden sah, als ob dort bereits zertreten, zerfetzt, beschmutzt das heilige Schriftstück läge, das ihres gemeinsamen Glaubens Inhalt und Bekenntnis war. Lange schwiegen sie, jeder mit seinen sorgenvollen Gedanken beschäftigt, und einer hörte des andern schwere Atemzüge. Weltzer aber fuhr ein Schauer über

den Rücken, ihm war, als ob ein schwarzer, unheimlicher Vogel mit leisem Flügelschlag seine Stirne streifte, und immer wieder klangen in seinem Ohr die unseligen, düsteren Prophetenworte: „Bis du am Boden liegst!"

Er mußte jetzt, bis auf sein Totenbett würde er dies Wort nicht vergessen können! Er sah Amman an. Der fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wollte er sie zwingen, von dem dunklen Bild, das sie zuletzt geschaut, nun endlich abzulassen, und sagte langsam, als spräche er mit sich selbst: „Und wir recken die Arme und regen die Hände, wir stemmen und steifen uns gegen die auf uns herabstürzende Gewalt, wir reden und raten, wir schließen und handeln, und es nützt doch alles nichts, ich komme mir vor wie einer, der im strömenden Regen über sich den Degen schwingt, um nicht naß zu werden. Wir bauen, und ich sage mir oft, wir bauen nur für die Jesuiten, und werfen Gulden um Gulden ins Wasser!"

„Da sollten wir eigentlich in Windenau nichts mehr bauen," warf der Pfleger ein, und Wolf Wilhelm runzelte die Stirn. Ihn hatte seine Frau trotz des schlechten Wetters geschickt, damit er dafür sorgte, daß der Bau des Predikantenhauses nur ja nicht aus Mangel an Geldmitteln eingestellt würde. Aber Amman antwortete zu seiner Freude: „Nein, nein, wir müssen bauen! Wir müssen, obzwar wir überzeugt sind, daß der Erzherzog sein Wort gebrochen hat, uns den Anschein geben, als glaubten wir, daß er sein Wort niemals brechen wird. Es ist eine absonderliche Zeit: alles steht und fällt mit diesem Brucker Fürstenwort, aber ich fühle schon, wir fallen!"

„Dann meint Ihr, wir sollen trotzdem den Gedanken an einen Kirchenbau zu Windenau nicht aufgeben?"

„Ihr sollt bauen und wir werden Euch helfen. Im ganzen Land muß ein Wettlauf werden zwischen uns und den Papisten; wir bauen und sie befehlen, wollen sehen, wem zuerst der Atem ausgeht! Wenn wir nicht arbeiten, haben wir bald den Strick um den Hals und liegen am Boden. Der Erzherzog mitsamt den Jesuiten soll sehen, daß wir uns ein-

richten auf eine lange Zeit — im Vertrauen auf sein Fürstenwort!"

„So darf ich Euch bitten, Herr Amman," sagte Clement Weltzer, „unser Ansuchen um eine Beihilfe sowohl für das Predikantenhaus als auch für den Kirchenbau bei den Herren Verordneten zu befürworten?"

„Ersteres ist nicht mehr vonnöten. Die dreihundert Gulden, um die Ihr dafür angesucht habt, sind bewilliget, letzteres will ich gerne tun, aber auch die Herren und Landleute im draufelderischen Bezirk müssen das Ihrige leisten."

Weltzer schilderte die Schwierigkeiten, auf die er bei seinen Religionsverwandten mit der Geldbeschaffung gestoßen war. Mathias Amman nickte dazu und sagte: „Ich kenne die Herren, bei den meisten sind die Dinge also beschaffen: wenn's zum Geldausgeben kommt, so mangelt's! Und mit den Bürgern steht es wohl noch schlechter?"

„Die sind mehr zur Verhinderung denn zur Beförderung des Kirchenwesens geneigt. Das Einzige, was sie tun, ist, daß sie fleißig gen Windenau auslaufen; ich vermute jedoch, weil ihnen des Predikanten Predigten etwas Neues sind, und der Stadtpfarrer ist als Welscher nicht sonderlich beliebt. Sonst sind sie für nichts zu haben. Da habt Ihr doch kürzlich David Pauli und Lukas Hofer, die beide Ratsbürger sind, zu Proviantdienern der Landschaft aufgenommen. Jetzo schleichen sie durch die Straßen und klagen in den Weinhäusern, sie würden in Religion große Beschwerung leiden müssen. Lukas Hofer hat vor der Kommission sich zwar lutherisch bekannt, hinterdrein aber heimlich, wie der Stadtpfarrer törlich verraten hat, ihm mit Hand und Mund zugesagt, die Gottesdienste zu Windenau zu meiden, und hält es auch getreulich. An diesem Osterfeiertag hat er sich ganz fleißig bei der Messe in der Pfarrkirche befunden. David Pauli war zwar verreist, als die Kommissari hier waren, aber er streicht immer um den Pfarrhof."

„Es sind Mameluken," sagte der Krottenhofer und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Es ist mit ihnen nur ein Spiegelfechten. Die ehrlichen Biedersleute kann man mit der Laterne suchen. Die Augsburgische Konfession ist gut, aber auf ihre Bekenner ist kein Verlaß. Die Stände stehen ganz allein. Wir holen den Bürgern die Kastanien aus dem Feuer, und sie verdienen es nicht und danken uns nicht. Ständen alle Religionsverwandten wie ein Mann hinter uns, wir könnten ganz anders mit dem Erzherzog reden, brauchten nicht alles einzustecken, könnten einmal dreinfahren! Aber so sind wir Feldhauptleute ohne Fähnlein. Und warum stehn wir allein? Das ist's: wir Protestanten sind zu leidsam! Wir denken zuviel an Gottes Wort vom Gehorsam wider die Obrigkeit, und das ist unser Untergang! An unserer Treue gehen wir zugrunde! Eine Treue frißt die andere! Ich wäre dafür, daß wir getrost zum Schwerte greifen, wenn wir Aussicht hätten, zu gewinnen. Aber so sind wir zu schwach, weil wir zu treu sind. Der Teufel hole unsere Treue wider den Landesherren, der selber uns die Treue nicht hält, der Teufel hole unsere Leidsamkeit! Ich wollte bei Gott, es kämen wieder einmal die Türken und retteten Gottes heiliges Evangelium vor unserem eigenen Erzherzog! Die Türken bezwingen wir mit der teutschen Kraft, den Erzherzog zu bezwingen hindert uns — die teutsche Treue!"

Mit immer lauterer Stimme, mit steigender Leidenschaftlichkeit hatte Amman gesprochen, daß die Kühnheit seiner Worte den beiden andern schier den Atem benahm, und doch war es ihnen, als läse er in ihrer Seele und riefe ihre schlummernden Gedanken durch die Gewalt seiner Rede an das helle Licht des Tages, und in dem Kampf widerstreitender Gefühle, wie er Ammans und ihre Brust in gleicher Stärke durchtobte, zitterten auch sie vor dem großen, grausigen Entweder — oder, dem tapferen, blinkenden Schwert oder dem stillen, ruhmlosen Untergang! Sie zitterten und wußten doch, es gab keinen anderen Ausweg, das war das Ende: der Untergang! „Bis du am Boden liegst!" — —

Glockenklang tönte durch das offene Fenster in die Stille hinein, in der die drei Männer das Schicksal ihres Glaubens bedachten, Glockenklang vom Turm der Pfarrkirche, untermischt vom Geräusch von Schritten und von murmelnden Stimmen: man trug einen Toten zu Grabe. Gerade unter Weltzers Arbeitszimmer sang Antonius Manincor laut mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme: „et lux aeterna luceat ei!"

Beim Klang dieser Stimme fuhr Clement Weltzer auf: „Das ist unser Hauptfeind allhier," sagte er zu Amman, „das war der welsche Pfaff."

„Und was habt Ihr für einen Predikanten?"

„Der Herr Sigmund Lierzer wäre kein unebener Mann, nur hält er sich selber zu wenig in Zucht, er besucht das Weinhaus häufiger denn uns, seine Religionsverwandten, und seine Predigten sind mitunter scharf und verletzend wie ein Dolch!"

„Es ist überall dasselbe Lied," antwortete Amman, „es gibt im ganzen Herzogtum nicht einen einzigen tadelsfreien Predikanten, und ihr Benehmen hat uns mehr Anhänger verlieren gemacht als alle Anstrengungen der Papisten. Sie wollen gar keine Obrigkeit haben."

Herberstein meinte seine Frau zu hören, sie kannte die Predikanten von ihres Vaters Schlosse her.

„Und es täte so not," sagte Weltzer, „das Volk das wahre Evangelium zu lehren. Ich habe schon oftmals darüber nachgedacht, warum auf beiden Seiten so wenig urechtes Christentum sich findet. Ich glaube, wir Teutschen sind niemals tiefinnerlich Christen geworden. Das Christentum liegt bei uns an der Oberfläche, tief drinnen sind wir noch alle Heiden, das Volk teutsche oder windische Heiden und wir Ritter und die Gelehrten griechisch-römische Heiden! Das heilige Evangelium Gottes ist uns noch nicht in Fleisch und Blut eingegangen, daher dies Schwanken des Volkes, dies beständige Hinüber- und Herüberlaufen, dies Drehen des Mantels nach dem

obrigkeitlichen Winde! Das ist's, warum wir allhier in Marchburg trotz des Auslaufens der Bürgerschaft gen Windenau nicht innerlich vorwärts kommen!"

„Ihr möget recht haben," entgegnete der Herbersteiner. „Aber ich wüßte noch einen anderen Grund: das Verbot des Erzherzogs, wonach die Predikanten nicht in den Städten wohnen dürfen, das hat der Augsburgischen Konfession den Lebensnerv durchschnitten. Denn dies Verbot verhindert die Bildung von Gemeinen Augsburgischer Konfession, die sich um ihre Predikanten und um ihre Kirchen scharen als um ihre Mittelpunkte, als um ihre weithin sichtbaren Banner. Das fehlt uns in Marchburg. Oder nein, wir sind ja noch gut daran: Ihr, Herr Clement Weltzer, Ihr seid unser Banner, aber es fehlt die Kirche. Der Predikant in Windenau kann ebenso wenig wie eine dortige Kirche der Mittelpunkt der Augsburgischen Bürgerschaft sein; das wäre nur möglich, wenn der Predikant hier wohnte und hier eine Kirche hätte. So kommen wir in den Gottesdiensten zusammen, aber wir wachsen nicht zusammen, der Predikant bleibt ein Adelsprediger und wird kein Volksprediger, wir bleiben zerrissen, und der Feind hat ein leichtes Spiel. Der hat seine Priesterkirche, wir wollen eine Volkskirche haben, und wir haben keine, des Erzherzogs Verbot hat das verhindert!"

Da sagte Mathias Amman: „Ihr Herren, ihr seht, wir drehen uns allemal im Kreise, wir kommen immer wieder auf den Erzherzog zurück, und über den Erzherzog kommen wir nicht hinweg. Gottes Wort gebeut uns, für die Obrigkeit zu beten, und sagt selber, beteten wir nicht am liebsten: Herr Gott, schütze uns vor unserer Obrigkeit? Ich hab' gelesen, wie es die wilden Pferde machen, wenn ein Rudel Wölfe sie überfallen will; dann stecken sie die Köpfe zusammen und schlagen mit den Hinterhufen aus. Etwas anderes können wir gegen die Jesuiten auch nicht machen, und eines Tages springen sie uns doch in den Nacken und reißen uns zu Boden. Doch nun muß ich Euch verlassen und gen Pettau

weiterziehen. Herr Weltzer, darf ich bitten, daß Ihr mir meine Kleider besorget, die nun wohl schon an Eurem warmen Küchenherde getrocknet sind?"

Eine Viertelstunde später schwang er mit Worten herzlichen Dankes sich auf sein Roß und trabte davon, und auch Herberstein kehrte in seinem Wagen heim.

Weltzer war die Sorge mit dem Bau des Predikantenhauses los, aber eine größere Sorge war ihm geblieben, und leise murmelte er, ehe er zu Weib und Kind hinunterging: „Bis du am Boden liegst!"

Den Frauen erzählte er mit Wärme von Ammans Besuch: der urwüchsige, derbe, grundehrliche und handfeste Mann hatte auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht, und die Aussprache, so ernst sie gewesen war und so sehr sie in die Tiefen seiner Seele gegriffen hatte, ihm wohlgetan; und einer Gefahr ins Auge sehen, nimmt ihr den halben Schrecken.

Am nächsten Tage war er schon wieder in Windenau. Dort war der Grund für die Mauern und den Keller bereits ausgegraben, und er konnte gerade mitansehen, wie der erste Ziegel gelegt ward. Er sagte zum Predikanten, der neben ihm stand: „Gestern abend las ich mit den Meinen im heiligen Psalm: ‚Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen.' Hoffen wir, daß dies Haus der Herr bauet, dann bauen wir nicht für die Jesuiten!"

Lierzer antwortete: „Ehe die Jesuiten dieses Haus haben sollen, wollen wir es lieber verbrennen."

Clement Weltzer aber schwieg.

Schnell wuchsen die Mauern heraus, und des Hauses einzelne Teile wurden offenbar: Stube, Kammer, Küche, Keller und Vorläben. Der häufigste Zuschauer war Klein-Dietrich, er spielte von nun an nur noch Maurer, bis die Zimmerleute den einstöckigen Bau mit Schindeln deckten, da wurde er ein Dachdecker und fiel daheim vom Tisch. Der Predikant aber freute sich am meisten über das kleine Erkergesims, das gen

Süden angebaut war, während Maria Lierzer die Zeit herbeisehnte, wo sie von der stolzen Herbersteinerin los wäre.

An einem strahlenden Sommertage konnte der Predikant mit den Seinen in aller Stille einziehen. Nur die Weltzerischen und Adam von Kollonitsch waren gekommen. Ursula hatte am Tage zuvor mit der Lierzerin das Haus mit Fichtengrün und weißen Rosen geschmückt.

Ehe der Predikant den Fuß in das neue Haus setzte, dankte er Wolf Wilhelm von Herberstein mit herzlichen Worten für die fast zweijährige große Gastfreundschaft und bat um Verzeihung, wenn er mit den Seinen ihm oder seinem Gemahl möchte ungelegen gewesen sein. Der Freiherr, erfreut, nun nicht mehr die Klagen seiner Frau hören zu müssen, entgegnete: „Ich hab's gerne getan um Gottes Evangelii willen; aber wo ich nun einmal Grund und Boden für ein eigenes Haus für Euch dargegeben hatte, war es schon recht, daß es bald gebaut ward."

Die drei Frauen und Kollonitsch besichtigten das ganze Haus und krochen die hölzerne Stiege hinauf bis unter das Dach, zur größten Freude von Klein-Dietrich.

Indessen ging Weltzer mit Lierzer auf den Friedhof und machte unter dem Kruzifix halt.

„Ihr wundert Euch vielleicht," begann der Pfleger mit bewegter Stimme, „daß ich Euch hieher geführt habe. Aber ich denke, hier, wo der eine oder der andere von uns oder vielleicht wir beide einmal schlafen werden unter dieses Heilands Schutz, ist der rechte Ort, mit Euch ein ernstes Wort zu sprechen. Ich habe hier Eure Bestallung, Herr Predikant. Es ist nicht die erste, die Ihr empfanget. Ihr kennt also den Inhalt, den Umfang und das Maß Eurer Pflichten und Rechte. Indem ich sie Euch übergebe, bitte ich Euch nochmals: Mäßiget Euch in den Predigten und gebet acht auf Euren Wandel. Ihr seid reich begabt, hütet Euch wohl, daß Euch Eure Begabung nicht zum Fallstrick werde, der Euch zu Boden wirft."

Sigmund Lierzer war verletzt, daß der Kircheninspektor am Tage des Einzuges ins eigene Haus und der endlichen Übergabe der heißersehnten Bestallung es für nötig gehalten hatte, ihm in dieser Vermahnung einen bitteren Tropfen in seinen Freudenbecher zu schütten, und er wollte ein heftiges Wort erwidern. Aber da sah er Clementen Weltzers Auge mit so väterlichem Wohlwollen, mit solcher aufrichtigen Sorge auf sich ruhn, daß er sagte: „Ich danke Euch und verspreche es."

Weltzer reichte ihm die Hand, und unter dem Bilde des Heilands sahen sich beide Männer tief in die Augen. Auf den roten Ziegeln der Friedhofsmauer leuchtete die Morgensonne, über den Gräbern haschten sich bunte Falter, in einer Eiche pfiff ein Star.

Als die Weltzerischen gegangen waren und des Predikanten Hausgerät, das im Laufe der Zeit durch Marchburger Tischler etwas vergrößert worden war, einigermaßen wieder geordnet stand, sagte Lierzer zu Maria: „Nun können wir uns ganz anders freuen, denn damals, als wir in die windschiefe, regennasse Hütte zu Fleißing einzogen. Wir haben jetzt ein stolzes Haus, und es ist unser alleiniges Haus, und die Frau von Herberstein geht uns nicht mehr mit kaltem Blick an den Fenstern vorüber. Seid Ihr auch froh, Maria?"

„Hätten wir dies Haus gleich zu Anfang gehabt, wäre unser armer Wulfhinrich nicht erfroren im Schnee!"

„Unser Bub' ist nicht umsonst gestorben: sind wir uns nicht näher gekommen seit seinem Tod?"

„Aber um diesen Preis?"

„Laßt ihn schlafen! Ich weiß wohl, daß Ihr noch immer heimlich um ihn weinet, des Nachts in Eure Kissen, und bei Tage, wenn ich fort bin, und wenn ich heimkehre, habt Ihr verweinte Augen. Er wird nächstens im Traum zu Euch kommen mit einem Tränenkrüglein, das ist zum Überlaufen voll!"

„Kann eine Mutter ihres Kindleins vergessen?"

„Ihr sollt ihn nicht vergessen, Ihr sollt nicht mehr weinen. Ich kann Euch nicht weinen sehen. Freuet Euch mit mir, Maria, schaut her, hier hab' ich endlich meine Bestallung."

Und er las es ihr vor, das Schriftstück, das seine Zukunft vorderhand sicherstellte.

Als er mit dem langatmigen, hochwichtigen Dokument zu Ende war, sagte Maria: „Das kann einer ja nicht alles halten."

Lierzer antwortete: „Am allerwenigsten, wenn einer Predikant und Poet ist!"

Und wieder wie so oft fiel ihm der Widerspruch zwischen Lehre und Leben schwer auf die Seele, er dachte an so manches Mal, wo er auf und unter der Kanzel, im Weinhaus und in seinem Hause, allein und in anderer Beisein wider diese Bestallung gesündigt hatte, er dachte an das Reimlein, in das er ein Wort des heiligen Kirchenvaters Augustinus gebracht hatte:

„Gut lehren und schlecht leben,
Das heißt sich selbst das Todesurteil geben!"

Ein anderes Verslein fiel ihm ein, das zu dem Geiste, der diese Bestallung durchwehte, nicht passen wollte, und darum schämte sich noch einmal der Ecclesiastes Sigmund Lierzer seines Sprüchleins im Trinkbuch des Gasthauses „Zur Mehlgrube" in Marchburg:

„Leben und lustig zechen,
Das mag dem Teufel in der Hölle den Nacken abbrechen!"

16.

„Ihr seid fürtrefflich bewandert in der Geschichte Eurer Vaterstadt. Erzählet mir mehr davon," sagte Antonius Manincor zu seinem Gesellpriester Mathias Ernberger, als sie nach dem Nachtmahl noch gemütlich beisammen saßen, während der slowenische Kaplan auf einem Versehgang in Koschak war.

„Vom Kampf der Bürger wider die Ungern, von Türken-

not und Bauernkrieg, Pest und Haberschreckplage habe ich Euch berichtet. Ist Euch aber bekannt, daß wir vor etlichen Jahrzehnten in Marchburgs Mauern einen der größten Hexenprozesse gehabt haben, die je gewesen sind? So will ich Euch erzählen."

Der Stadtpfarrer legte sich behaglich in seinen Sessel zurück, es versprach eine genußreiche Unterhaltung zu werden. Der Priester erzählte: „Eine ganze Anzahl von Fällen tat dieser Prozeß auf einmal ab. Ich war damals neun Jahre alt und erinnere mich genau. In der ganzen Stadt, zumal unter uns Buben, war eine gewaltige Aufregung. Wir spielten nur noch Hexenprozeß und vergaßen Essen und Trinken, Schule und heilige Mess'. Wir kochten einen Brei aus Nattern, Kröten, Blindschleichen und Eidechsen, leckten daran mit widerwilligem Grauen und warteten in ängstlicher Spannung, daß sich uns alsbald die Haut schälen sollte. Wir ahmten die Pachernhex nach, die in den dunklen Urwäldern droben ihr Wesen trieb und oftmals die schwarzen Wasser in den Reifnigger Seen aufrührte, und versuchten Wind und Wetter zu machen, indem wir in der Dreikönigsnacht aus Totenknochen, die wir aus dem Karner stahlen, weißen Hexenstaub stießen und ihn in alle vier Winde bliesen, oder am Draufer neun Steine sammelten, mit dick aufgeblasenen Wangen anhauchten und unter unverständlichem Gemurmel ins Wasser warfen."

„Und ist euch der Versuch gelungen?"

„Natürlich nicht, wir waren ja keine Hexen!"

„Habt ihr noch mehr dergleichen Absonderlichkeiten getan?"

„Der Pachern mit seinen finsteren Waldverstecken und besonders die Kreuzwege in ihm und anderswo zogen uns an wie mit geheimer Gewalt. Am Abend zu Allerheiligen badeten wir — es war schon ziemlich kalt — in einem Entenpfuhl nahe beim Kreuzweg bei St. Kunigund und schütteten Weizen und Haber ins Wasser. Jeder von uns schöpfte ein Krüglein voll und nahm es mit, wir besprengten Felder und

Weinberge und waren überzeugt: auf diesem Acker wächst kein Halm mehr, und jene Reben geben keine Trauben mehr!"

„Ihr waret ja in Wahrheit Teufelsbuben," sagte Manincor, „erzählet mir mehr von Euren Jugendstreichen!"

„Ich bin fertig," antwortete Ernberger. „Mein Vater kam bald hinter unser tolles Treiben und zog mir die Lodenhose stramm, und als ich es gebeichtet hatte, durfte ich eine Zeitlang zur Buße nicht ministrieren."

„Aber Ihr sprachet von einem Prozeß — was hat der alles zutage gefördert?"

„Es handelte sich im ganzen um zehn Hexen: die stachen mit einem Messer, das sie im Frühlicht auf einem Bauernhof in einen Pferdeeimer voll Wasser, Wein, Milch, Salz und Mehl getaucht hatten, einem Kruzifix die Augen aus, um sich unsichtbar zu machen, verhexten die Mütter, daß sie ihre eigenen Kinder aßen, und besprachen die Kühe auf der Weide und im Stall, daß ihnen statt der Milch Blut aus den Eutern floß, sie legten viele Häuslein in Asche und vergifteten Menschen und Vieh. Einen Bauern, Jakob zu Laßnitz am Pachern, streckten sie plötzlich tot zu Boden, indem sie auf dem Stumpf einer von ihm gefällten Buche Nattern und Kröten dörrten. Meist kamen sie auf dem Pachern zusammen, bei der Quelle, die kurz vor St. Wolfgang fleußt; ihr böser Geist, Tscherni, der schwarz war wie die schwärzeste Katze, trug sie auf ein Zeichen, das sie ihm mit einem kleinen Glöcklein gaben, durch die Luft zu diesen nächtlichen Zusammenkünften. Wenn sie dort: ‚Pischek! Pischek!' riefen, erschien der leibhaftige Gottseibeiuns als schwarzer Mann und brachte ihnen Geld. Manchmal besuchte sie der Teufel auch in der Gestalt eines brennenden Bockes, oder sie ritten auf ihm durch den Pachernwald im bleichen Sternenlicht spazieren. Zur Winterszeit saßen sie dort oben im Schnee und machten Hexenbrot, indem sie aus einer Weizenähre drei Körner klopften; wer davon aß, wurde in einen Kater verwandelt. Sie schmierten sich gerne mit einer Salbe aus Menschenfett und

flogen dann als Habicht mit fedrigem Leib über die Weingärten und warfen Hagelschlossen in der Größe von Hühnereiern auf die Reben nieder. Es war die höchste Zeit, daß man sie verhaftete und ihrem Unwesen ein Ende bereitete."

„Was hat man mit ihnen gemacht?"

„Man spannte sie auf die Folter und verhörte sie. Sie bekannten alle ihre Greueltaten und wurden als Zauberinnen und Giftmischerinnen verbrannt oder gesackt und in der Drau ersäuft."

„Und wann war das, sagtet Ihr?"

„Vor etlichen Jahrzehnten!"

„Und heute gibt's hier keine Hexen mehr?"

„Ich glaube fest daran; im Pachern wimmelt es noch immer von den unheimlichen Weibern."

„Und warum macht man ihnen nicht den Prozeß?"

„Der Ankläger fehlt und eine einigermaßen beglaubigte Unterlage, etwa ein plötzlicher Todesfall in der Nachbarschaft oder ein absonderliches, schweres, öffentliches Unglück, wie Viehsterben, Pestilenz, eine Überschwemmung, ein Erdbeben, eine Feuersbrunst und ähnliches."

Antonius Manincor war sehr nachdenklich geworden.

Er dachte an eine zwanzigjährige Hexe mit den brennenden Augen einer Teufelin, mit milchweißer Haut, blaßroten Wangen, blendenden Zähnen, nachtdunklem Haar und mit einer Stimme wie Glockenklang und einem Lachen wie Kinderlachen. Nein, sie war doch keine Hexe, und ihr konnte er keinen Prozeß machen lassen und aus Ketten und Kerker, vor Folterung und schmählichem Tod sie befreien durch seine Liebe. Aber eine Zauberin und Giftmischerin war doch auch sie: sie hatte seinen Geist verhext und sein Blut vergiftet, daß seine Gedanken nicht mehr loskamen von ihr und alle seine Sinne nach ihr schrien: Ursula!

Stöhnend stand er auf und sagte mit blassem Angesicht zu dem erstaunten Kaplan: „Euer Bericht hat mich sonderlich aufgeregt, ich bedarf jetzt der Ruhe. Gute Nacht!"

17.

„Ihr habt mir keinen Gefallen getan," sagte eines Tages Johannes Janischitz dem Stadtpfarrer, „daß Ihr mich dem Erzherzog zum Stadtrichter vorgeschlagen habt; die Amtsfreunde machen mir Amt und Leben sauer."

„Was tun sie Euch denn?"

„Ich sage Euch, die Sitzungen sind eine Qual. Gleich in der ersten protestierten sie wider meine Ernennung und erklärten nachträglich die Abhaltung der Kommission in den Mauern der Stadt für einen unerhörten Akt der Gewalt und für einen obrigkeitlichen Eingriff in ihre Rechte und Freiheiten, den sie nicht klaglos und protestlos hinnehmen könnten."

„Der Erzherzog kann machen, was er will."

„Ja, er hat ihnen aber erst vor zwei Jahrzehnten das Recht der freien Richterwahl bestätiget und hat jetzo selbst dagegen verstoßen."

„Er kann machen, was er will," wiederholte Manincor. „Gegen Ketzer ist alles erlaubt. Sie sollen froh sein, daß er sie mit Gewalt verschonet."

„Und sie wehren sich, so gut sie's können. Den Lukas Hofer haben sie uns wieder abspenstig gemacht; sie haben ihm für sein Verhalten vor der Kommission einen scharfen Verweis erteilt. Hanns Scheidenschnabel haben sie gar nicht mehr in den Rat zugelassen, Ihr wißt, daß an seiner Statt die Bürgerschaft wieder einen Lutherischen zum Ratsfreund gewählt hat, Christophen Leeb. In den Sitzungen beachten sie mich kaum. Sie hören mich an und erwidern nichts, sie tun und beschließen, was sie wollen, und ich darf über ihre Anträge und Vorschläge abstimmen lassen, sie fühlen sich ganz und gar als eine Körperschaft Augsburgischer Konfession."

„So werde ich nach Gratz schreiben," brauste der Stadtpfarrer auf. „Der Rat ist schuld, daß die Kommission vergeblich gearbeitet hat. Die Bürger bleiben halsstarrig bei

ihrem sektischen Unwesen und ziehen, laufen und fahren haufenweis aus der Stadt hinaus gen Windenau, der Rat muß das Auslaufen verbieten, dann wird es gleich aufhören, der Rat ist schuld, der Erzherzog muß wider den Rat vorgehen. Seid ohne Sorge, Herr Stadtrichter, die Sitzungen werden Euch bald noch Freude machen."

Sechs Wochen später saß der alte Himmelstainer in einem Sonderzimmer beim „Erzherzog" ganz allein beim Wein.

„Ist's wahr," fragte ihn der Wirt, der sein Schwiegersohn war, „es ist wiederum ein Befehl vom Erzherzog gekommen?"

„Einer?" antwortete der Ratsherr, „alle Wochen kommt einer, es schneit Befehle!"

„Und was fordert der Erzherzog von denen von Marchburg?"

„Es ist immer dasselbe, die Befehle gleichen einander wie die Eier, nur sind's jetzt keine Hühnereier mehr, sondern Gänseeier."

„Wieso das?"

„Der Erzherzog bläst etwas stärker in die Backen und sagt jetzo die Strafe genauer an, mit der er bisher nur so im allgemeinen gedroht hat."

„Für das Auslaufen gen Windenau?"

„Gewiß, das wird jetzt ein teurer Spaziergang, der kostet von nun an zehn, zwanzig und dreißig Taler und zuletzt die teure Vaterstadt!"

„Was Ihr nicht sagt! Ausschaffung aus Marchburg?"

„Und aus dem Land!"

„Potz Blitz! Der Erzherzog schlägt eine scharfe Klinge!"

„Es sind Hiebe in die Luft. Wir fürchten uns nicht."

„Was werdet Ihr tun?"

„Gar nichts. Wir sind im Recht. Der Erzherzog fordert von uns, daß wir die Stadtämter und den Rat mit katholischen Personen besetzen, und erklärt die Wahl Christophen Leebs für null und nichtig. Da steht der Erzherzog wider den Erzherzog. Wir halten uns an den vom Zweiundsechzigerjahr, der uns unser Privilegium, darunter das der freien Rats- und Richterwahl, ausdrücklich bestätiget hat."

„Habt Ihr das dem Erzherzog erklärt?"

„Nein, wir haben beschlossen, die Befehle nicht anders anzusehen, wie die Straßenbuben ein fröhliches Schneegestöber."

„Ihr habet Recht, Herr Vater, aber traurig ist es doch, daß also ein Erzherzog wider eine Stadt vorgeht, die sich so wacker in den Türkenkriegen gehalten hat."

„Ja, dafür waren wir Marchburger dazumal gut, unter Wildenrainer unsere Haut zu Markte zu tragen, und jetzo sind wir mißachtet um unseres Glaubens willen. Franz, ich sage Euch, bauet niemals auf ein Fürstenwort, auch wenn Ihr's schriftlich habt."

„Ich möchte mein Weinhaus am liebsten anders benennen."

„Das lasset nur, es nützt Euch und uns nichts, es schadet Euch nur. Doch nun muß ich heim!"

In der Kirchgasse begegnete ihm der Stadtrichter. Der Alte wollte an ihm mit kurzem Gruße vorüber. Da sagte ihm Janischitz: „Herr Himmelstainer, Ihr habet am meisten Einfluß im Rat, o wollet mir doch mein Amt nicht also erschweren und mir lieber helfen, daß der Rat des Erzherzogs Befehlen gehorche!"

Der Ratsherr antwortete ruhig: „Ihr seid Maurermeister, Herr Stadtrichter. Saget mir, so Euch der Erzherzog befiehlt, Ihr sollt ein Haus, so Ihr gebaut habt, niederreißen, werdet Ihr es tun?"

Janischitz entgegnete: „So etwas befiehlt der Erzherzog nicht!"

Da sagte der Alte: „Uns aber hat er solches befohlen. Unsere Väter haben mit Mühe und Schweiß und Blut die Freiheit dieser Stadt Marchburg gebaut und sie wider Türken und Ungern verteidigt in wackerem Streit, und wir sollen jetzo diese Freiheit preisgeben und niederreißen? Und das tun wir, wenn wir dem Erzherzog gehorchen, wenn nicht mehr die freie Wahl freier Bürger, sondern sein Befehl die

Männer in den Rat entsendet, wenn nicht mehr das Vertrauen der Mitbürger, sondern die Gunst des Landesfürsten, nicht mehr die Fähigkeit, sondern die katholische Gesinnung über die Wahl in den Rat entscheidet. Keiner von uns, der seine Vaterstadt liebt und dem ihr Wohl am Herzen liegt, kann sich dazu hergeben, der Totengräber ihrer Freiheiten und Rechte zu sein. Wenn Ihr Ehre im Leibe hättet, würfet Ihr dem Erzherzog Euer Amt noch heute vor die Füße."

Und damit ließ er den Richter stehen.

Der begab sich zum Stadtpfarrer, der ihn hatte rufen lassen. Antonius Manincor war sehr schlecht gelaunt: „Das Auslaufen gen Windenau hört nicht auf und hört nicht auf! Ich bin mit Euch sehr unzufrieden, Herr Stadtrichter. Wann werdet Ihr endlich gegen die Bürger mit den Strafen vorgehen, die der Erzherzog befohlen hat?"

Als Janischitz, um eine Antwort verlegen, schwieg, sagte der Pfarrer: „Bestrafet die Bürger endlich einmal mit zehn Talern und zwar gleich am nächsten Sonntag!"

Janischitz hatte Bedenken: „Wie, wenn auch Ratsherren darunter sind?"

„Sie werden darunter sein," antwortete Manincor, „um so besser, ich nehme alles auf mich, wir haben den Erzherzog für uns, zur Not zwingt er die Stadt mit Waffengewalt zum Gehorsam!"

So stellte der Richter tatsächlich am Sonntag die Stadtwache an der Draubrücke auf; er selbst verbarg sich im Häuschen des Torhüters und wartete auf die Rückkehr der Kirchfahrer.

Die Wagen der Welzerischen, des Pflegers der Burg Obermarchburg und einiger anderer Adeliger ließ er ruhig vorüber, dann nahte eine Gruppe Bürger zu Fuß. Jetzt trat Janischitz hervor und forderte von jedem von ihnen zehn Taler Strafe, die sie nach des Erzherzogs Befehl für ihr Auslaufen gen Windenau verwirkt hätten. Als sie sich von ihrem Erstaunen erholt hatten, machten sie einen gewaltigen Lärm

und nahmen eine drohende Haltung gegen den Stadtrichter ein, da ließ er die Wache die Spieße fällen und drohte jeden niederstoßen zu lassen, der Hand an ihn legen würde. Wer die zehn Taler nicht bar erlegen konnte, — und das konnten nur einer oder zwei, — der wurde aufs Rathaus gebracht und dort in Haft gehalten, bis seine benachrichtigten Angehörigen die Strafe bezahlt hatten.

Auf diese Weise wurden an jenem Sonntag dreißig Bürger verhaftet. Etliche versuchten, sich durch Lügen hindurchzuwinden: sie wären nicht in Windenau gewesen, sondern auf dem anderen Ufer spazieren gegangen. Aber der Stadtrichter, der vom Glaubensexamen und von der Pfarrkirche her die Gesinnung fast jedes einzelnen kannte, glaubte ihnen nicht.

Vom Rat war keiner dabei, nur der alte Himmelstainer war in Windenau gewesen. Langsam kam er über die Brücke. Janischitz forderte von ihm das Strafgeld. Da lachte der Alte ihn aus, und als der Stadtrichter ihn durch zwei Stadtknechte abführen lassen wollte, rief er mit lauter Stimme: „Mit dieser Faust haue ich Euch mitsamt diesen beiden armen Schelmen in die Pfanne, sobald mich einer angreift."

Da wagte Janischitz nicht, ihn zu verhaften.

Am Abend war das Stadtsäckel um dreihundert Taler reicher und die Weinhäuser besuchter denn je, und am andern Morgen konnte Manincor etliche Seiten vollschreiben mit Schmähungen und Drohungen, die gestern die empörten Bürger gegen ihn selbst, den Erzherzog und den Stadtrichter ausgesprochen hatten. Man hatte der Bürgerschaft an den Säckel gegriffen, und hier war sie am empfindlichsten.

Der Stadtpfarrer beschloß, diese Woche infolge einer Erkältung das Haus zu hüten und keine Messe zu lesen, und dem Stadtrichter wurden in der nächsten Nacht von einer johlenden und schreienden Menge sämtliche Fensterscheiben eingeworfen, und der Stadtdiener stand dabei und lachte dazu.

Von dieser Zeit an nannte der alte Himmelstainer den

Stadtrichter nie mehr anders als den Schinderknecht, weil er wehrlose Bürger wie harmlose Hunde eingefangen und ins Rathaus gesperrt hatte. Manincor hielt es für gut, angesichts der Empörung, die eine solche Strafe erzeugt hatte, ein zweites Mal nicht so vorzugehen, und auch dem Richter war der Mut vergangen; er war froh, daß keiner vom Rat unter den Verhafteten gewesen und so wenigstens ein heller Aufruhr vermieden war, der ihm selbst gar leicht das Leben hätte kosten können.

Er überlegte überhaupt, ob er nicht sein Amt niederlegen sollte, aber es war einträglicher als sein Maurergeschäft: die Fleischer und Lederer mußten ihm jährlich jeder drei Gastmähler geben, die Wirte, die Bäcker, die Wachshändler, die Salzhacker, Fragner, Käseschneider, Kastanienbrater, sie alle mußten ihren Teil zahlen, und dann hätte es sein Weib niemals geduldet, und auch seinen eigenen Ohren klang es lieblich und fein, wenn er als der Herr Stadtrichter angeredet ward.

Er mied den Stadtpfarrer, wo er konnte. Der lag ihm zuviel in den Ohren, und redete ihm zu sehr darein. Tat immer, als ob ein Stadtpfarrer mehr wäre denn ein Stadtrichter, und das wollte Janischitz bei aller gut katholischen Gesinnung denn doch nicht zugeben und vergaß dabei, daß ein Stadtpfarrer doch mehr war als ein von ihm eingesetzter und abhängiger Stadtrichter. Er machte jedesmal seinem Ärger in lauten Worten Luft, so oft ihn der Diener des Antonius Manincor in den Pfarrhof berief, und das kam in der Woche zwei- bis dreimal vor.

Der Stadtpfarrer brauchte bloß gehört zu haben, der Predikant wäre in der Stadt, so bestürmte er alsbald den Richter, ihn endlich verhaften zu lassen. Aber der wollte nicht, er war kein Freund von Verhaftungen, er fürchtete sich vor Clementen Weltzer.

„Ich werde über Euch nach Gratz berichten," drohte ihm der Pfarrer, „ich werde Euch absetzen lassen."

Janischitz fürchtete sich weniger vor dem Erzherzog denn vor seinem Pfleger und sagte: „Ich habe noch genug von dem letzten Sturm. Das nächstemal wirft man mir nicht die Scheiben, man wirft mir den Schädel ein. Zudem hetze ich mir die Wirte auf den Hals, die sind immer zufrieden mit des Herrn Lierzers Zeche, und die Wirte haben, wie Ihr wohl wisset, eine große Macht."

„Könnt Ihr ihn nicht, wenn er des Abends aus einem Weinhaus kommt, ergreifen lassen?"

„Wie gesagt, es ist mir zu gefährlich. Er ist ein Diener der Landschaft und in ihrem Schutz. Ich will schon anderswie sorgen, daß er hinfort die Stadt meidet."

„Wie das?"

„Laßt mich nur machen!"

Am nächsten Tage ließ er durch einen befreundeten Bürger den Predikanten bitten, sich nicht mehr in der Stadt finden zu lassen, der Pfarrer bedrohte und bedrängte ihn, den Richter, mit starker Strafe, er sollte ihn sofort gefänglich einziehen.

Sigmund Lierzer ließ ihm sagen, jedem Zigeuner stände die Stadt zu betreten frei, und ihm, dem Viertelprediger, wollte er sie verbieten? Er wunderte sich, daß ein Stadtrichter vor einem Stadtpfarrer also gehorsam und willfährig wäre. Er würde in die Stadt kommen, wann und so oft er wollte, denn sie hätte gar so fürtrefflichen Wein! Fortan war der Stadtrichter auch kein Freund von Verhandlungen mehr.

Der Predikant meldete das noch selbigen Tages Clementen Weltzer, der mahnte ihn zur Vorsicht und trug ihm auf, nur dann die Stadt zu betreten, wenn er amtlich in ihr zu tun hätte. Lierzer errötete und wollte etwas erwidern, als die Türe aufgerissen ward und der alte Doktor Homelius und der Zeugskommissarius Franz Lang in größter Aufregung ins Zimmer traten.

„Denkt euch, ihr Herren," berichtete letzterer, „ich komme heute von einer Dienstreise aus der Grafschaft Cilli zurück, da finde ich diesen Befehl des Erzherzogs vor. Er beruft

mich und den Herrn Physikus nach Gratz zur Verantwortung in Glaubenssachen."

Er überreichte dem Pfleger das Schreiben. Der las es durch und sagte: „Nun geht der Erzherzog gar gegen Landschaftsdiener vor!"

Doktor Homelius jammerte: „Das hätte ich bei meinen treuen fünfundzwanzigjährigen Diensten nicht erwartet!"

„Werdet ihr hinaufgehen?" fragte Lierzer.

Lang antwortete: „Das fällt uns beiden nicht bei! Wir machen's wie die Bürger, wir gehorchen nicht."

„Aber ihr müßt doch antworten," sagte Weltzer.

„Wir schreiben an die Verordneten," rief Franz Lang. „Das Ärgste ist doch, daß mir aufgetragen wird, außer der Stadt zu wohnen. Meine Psalmen müssen dem welschen Pfaffen böse in den Ohren liegen!"

„Aber der Hofkanzlei müßt ihr doch auch antworten," wiederholte Weltzer.

„Der schreiben wir," sagte Lang, „daß wir beide alt und schwach sind, und deshalb nicht hinaufkommen können, und daß wir Offiziere der Landschaft sind, denen es unverwehrt ist, die Gottesdienste in Windenau zu besuchen."

„Tut das," sagte der Pfleger, „ich wünsche Euch, daß Ihr damit Glück habet."

Als die beiden Männer gegangen waren, sagte Weltzer sehr ernst zum Predikanten: „Herr Predikant, denkt an das, was ich Euch auf dem Friedhof gesagt habe, habet acht auf Euren Wandel und meidet die ‚Mehlgrube'. Euer Verslein im Trinkbuch dort hörte ich neulich aus dem Munde eines halbwüchsigen Buben. Damit habt Ihr Euch kein schönes Denkmal gesetzt!"

Da antwortete Lierzer: „Fehler haben wir alle, Herr Weltzer, und Ihr rücket mir die meinen in letzter Zeit sehr häufig vor, ich bin doch kein Schulknabe mehr."

Weltzer erstaunte über des Predikanten bisher ungewohnte Sprache und sagte heftig: „Um so schlimmer, daß Ihr Euch

nicht beherrschen könnt! Muß ich Euch als Inspektor sagen, daß Gotteshaus und Weinhaus sich nicht vertragen, muß ich Euch an Eure Bestallung erinnern, kurz, nachdem ich sie Euch übergeben habe, und Euch mahnen, Euer heiliges Amt nicht also zu vernachlässigen und zu verunehren?"

„Wenn Euch das Leben so herumgeworfen hätte wie mich, wenn Euch das Leben so drückte wie mich, würdet Ihr mich verstehen und nicht verdammen."

„Ihr seid kein Privatmann, Ihr seid ein Prediger des Evangeliums, und das sagt alles! Denket Euch, es riefe Euch ein Schwerkranker zur letzten Kommunion, und Ihr, Ihr säßet auf der Weinbank, wie gefällt Euch das?"

„Ihr habet recht, Herr Weltzer, ich leide selber am meisten darunter, helfe mir Gott, daß es anders werde!"

Und traurig schlich er heim.

Nach acht Tagen war Franz Lang schon wiederum bei Weltzer; er hatte mit Doktor Homelius zusammen einen erneuten Befehl erhalten, nach Gratz zu kommen. Diesmal war er schon weniger aufgeregt. Sie gingen wiederum nicht, als zwei weitere Befehle den beiden ersten folgten, und konnten auch schließlich, dank dem tatkräftigen Eintreten der Verordneten, unangefochten in Marchburg verbleiben und aufatmen.

Schlimmer erging es den beiden Ratsbürgern Lukas Hofer und Christoph Leeb, die auch zur Verantwortung nach Gratz vorgeladen waren.

Ersterer war von Manincor angezeigt worden, weil er sein vor der Kommission gegebenes Versprechen, die Lutherkapelle zu meiden, gebrochen hatte, letzterer, weil er ungeachtet des erzherzoglichen Befehls im Rate verblieben war. Im Vertrauen auf sein gutes Recht reiste Leeb gen Gratz und vermochte auch Hofer, sich dort zu stellen. Alsbald nach ihrer Ankunft wurden sie in der Hofkanzlei verhaftet, ohne daß man sie zuvor verhört hätte.

Erst etliche Tage später, als ihr Ausbleiben auffiel, erfuhren die Bürger Marchburgs davon. Die Ratsherren traten ohne

Vorwissen des Richters im „Erzherzog“ zusammen und beschlossen, durch Weltzer den Schutz der Landschaft anzurufen.

Der Pfleger sandte sofort einen ausführlichen Bericht über die Lage und die jüngsten Vorfälle an die Verordneten und schloß in banger Sorge vor der Zukunft mit den Worten: „Gott der Herr wolle ins Mittel kommen, denn sonsten wird es sich nicht bessern, und tröste und erhalte alle Verfolgten bei der erkannten Wahrheit beständig. Amen.“

18.

„Und nun noch etwas: wo soll die Vermählung sein? Habt Ihr schon darüber nachgedacht oder Euch mit Ursula besprochen?“ fragte Clement Weltzer Adam von Kollonitsch.

„Die Wahl des Ortes überläßt Ursula ganz uns,“ antwortete der Bräutigam. „Am liebsten wäre ihr freilich zu Windenau, wo wir uns versprochen und den Brautkuß gegeben haben.“

„Das ist ganz und gar ausgeschlossen,“ sagte Weltzer. „Herberstein will nicht einmal mehr dort predigen lassen, seiner Frau sind unsere Gottesdienste schon lange ein Dorn im Auge, sie haßt das Getümmel am Sonntagsmorgen, sie ärgert sich über das Rollen jedes Wagenrads und das Wiehern jedes Rosses, über jeden Fuß, der über den Schloßhof geht, über jedes Lied, das aus der alten Marienkapelle zu ihren Ohren dringt, auch mag sie unseren Predikanten nicht, ihr Groll auf ihn ist geradezu krankhaft, so quält sie ihren edlen Gatten ständig, er soll hinfort die Predigten nicht mehr zulassen, und da ist es mir arg wider den Strich, ihnen beiden nun auch den Lärm einer Hochzeitsfeier zuzumuten, zu der viel müßiges und schaulustiges Volk herzuströmen wird.“

„Das sehe ich ein.“

„Ich muß die Empfindlichkeit der Herbersteiner schonen, so lange es angeht. Denn wo sollen wir sonst mit unseren Gottesdiensten hin? Und der Freiherr ist unter den Händen

seiner stolzen Frau schon sehr schwach geworden. Sie muß ihm eingeredet haben, daß er sich die Ungnade des Hofes zuziehe, wenn er die Religionsexerzitien in seinem Schlosse nicht einstellt. Denn ich weiß, daß die Verordneten in einem Briefe ihn dieserhalb beruhigt und ihn auf die Religionspazifikation hingewiesen haben. Er hat sich sogar, um dieser Unannehmlichkeiten ledig zu werden, mit dem Gedanken getragen, sein Schloß zu verkaufen, und es den Verordneten angeboten: ein Grund mehr, ihn nicht mit Eurer Vermählung zu behelligen.“

„So soll sie in meinem oder Eurem Hause sein.“

„In keinem von beiden: sie soll im Rathause sein! Ihr wundert Euch darüber, es werden sich viele darüber wundern. Aber Eure Trauung soll eine Kraftprobe zwischen mir und dem Stadtpfarrer Manincor sein, zwischen dem Rat und dem Richter, zwischen der Stadt Freiheit und der Herrschaft der papistischen Kirche, und wir wollen sehen, wer den Sieg behält! Die Hochzeit, die ich meinem einzigen Kinde ausrichte, soll Freund und Feind beweisen, daß der Adel im Herzogtum Steyr sich uneingeschränkter Religionsfreiheit erfreut, daß, ob auch der Erzherzog gegen die Städte und Märkte, ja selbst gegen die Diener der Landschaft vorgeht, die Herren und Landleute nicht heimlicherweise mit ihren Predikanten verkehren und sich mit ihrer Religionsübung wie die Fledermäuse in finstere, verborgene Löcher verkriechen. Nein, am hellichten Tage, vor der gesamten Öffentlichkeit der Stadt, in ihrem Mittelpunkt, im Rathaus wird mein Kind Euch angetraut werden, und wenn zehn welsche Pfaffen sich dagegen stemmen. So ist mein Wille!“

Kollonitsch war freudig einverstanden. Ursula hatte ihm einmal in einer herzlichen Aussprache von der Stunde erzählt, da Antonius Manincor ihr zu nahe getreten war, und seit der Zeit verachtete er ihn. Auch war er ein viel zu guter Protestant, als daß er sich nicht höchlich gefreut hätte, wenn der welsche Stadtpfarrer, der Predigtstuhl und Rathaus

regieren wollte, einmal kräftig in die Schranken gewiesen wurde.

„Ich gehe jetzt zu Ursula," sagte er, „sie wird schon warten."

Am nächsten Sonntag ward das Brautpaar in der Marienkapelle zu Windenau zum ersten Male verkündigt. Beide waren zugegen, und Ursula senkte errötend das Haupt und atmete schwer, als sie ihren Namen zusammen mit dem des geliebten Mannes an heiliger Stätte öffentlich nennen hörte, und es schoß ein Strom dankbarer Freude und bräutlichen Glückes durch ihren Körper, als in diesem Augenblicke eine starke Manneshand sanft die ihrige drückte.

Nach dem Gottesdienste gingen sie Arm in Arm den andern voraus gegen Marchburg.

„In vier Wochen seid Ihr mein Weib, Ursula," sagte Adam von Kollonitsch.

„Wenn ich's mir bis dahin nicht noch anders überlege!" neckte sie.

„Das werdet Ihr nicht, das weiß ich: nie werdet Ihr einen Mann finden, der Euch so lieb hat wie ich."

„Ja, ich vertraue Euch," antwortete sie, „und will Euch immer alles sagen."

„Sind wir nicht Lebenskameraden geworden, Ursula?" fragte er.

„Ja, ich will Euch keinen einzigen Gedanken verbergen, Ihr sollt immer alles wissen, was in mir vorgeht. Das ist mein ganzes Glück, daß Ihr mich so versteht wie keiner sonst. Sagt, bin ich schwer zu verstehen?"

„Ich liebe Euch und darum versteh' ich Euch. Ich staune oft, daß es so einen Menschen gibt wie Ihr, so klug, so lieb, so innerlich reich, so rein und stolz und gut!"

„Höret auf, Liebster, Ihr versteht mich und doch kennt Ihr mich noch nicht. Aber das eine sollt Ihr wissen: Wie ich Euch lieb habe und was ich oft aus Sehnsucht um Euch leide, wenn Ihr mir ferne seid, glaubt mir's, kein Weib auf Erden hat noch Gleiches empfunden!"

Da antwortete er: „Schade, Ursel, daß Ihr mir das hier auf der Straße gesagt habt: in Eurem Mädchenstübchen will ich Euch die Antwort geben, und ich denke, Ihr werdet mit ihr zufrieden sein. Aber wollen wir jetzt nicht umkehren und Vater und Mutter entgegengehen?"

Und als sie Hand in Hand vor die Weltzerischen traten, dachte der Pfleger: Ein Allerweltssonnenschein ist doch die Maid. Aber noch nie sah ich sie so leuchten wie jetzt: mein Auge wird hell und mein altes Herz wird warm von ihrem Glanz und mein Haus wird dunkel werden, wenn sie als Herrin in die Burg Schleinitz einzieht.

Da schob sein Weib leise den Arm in den seinigen und schmiegte sich an ihn, als hätte sie seine Gedanken erraten, und er nickte ihr dankbar zu und flüsterte ihr ins Ohr: „Ja, Ihr habt recht, ich hab' ja noch Euch, und Ihr geht nicht fort von mir!"

„Was habt Ihr da über mich gesagt, Vater?" fragte Ursula.

„Daß ich froh bin, daß ich dich bald los werde," antwortete Weltzer.

„Das glaube ich, Ihr seid ja so gut, Ihr gönnt meinem Liebsten auch etwas Gutes!"

Da lachten alle, und dies Lachen verscheuchte bei den Eltern die Wehmut, mit der sie daran gedachten, daß sie bald ihr einziges Kind hingeben sollten.

Schon am andern Tage hatten Richter und Rat über ein langes Schreiben Clementen Weltzers zu entscheiden, worin er um Überlassung des Rathaussaales für die Trauung seiner Tochter bat. Ehrlich, wie er war, verschmähte der Pfleger darin jeden Umschweif und jede Ausrede, sondern erklärte klipp und klar, daß es ihm nur darauf ankäme, festzustellen, ob, wie der Bürgerschaft und den Landschaftsdienern, so auch den Herren vom Adel anjetzt in Glaubenssachen das Stündlein geschlagen hätte. Er übernähme jedwede Verantwortung für den wohlüberlegten Schritt und vertraute auf die Frei-

heit und Gerechtigkeit des Rates, mit der er bisher stets der katholischen Geistlichkeit Widerpart gehalten, und hoffte, mit seinem Anliegen nicht zu aller Spott und zu des übel besonnenen und leidigen Gegenteiles Frohlockung abgewiesen zu werden.

Dieses Schreiben Weltzers brachte den Rat in nicht geringe Verlegenheit. Vorsichtigerweise hatte es der Pfleger nicht dem Richter, sondern dem alten Himmelstainer zugeschickt.

Janischitz war sprachlos vor Erstaunen und sah einen gewaltigen Kampf mit dem Stadtpfarrer voraus, wenn dem Ansuchen Weltzers willfahrt wurde. Doch hielt er sich vorderhand ruhig, um die Stimmung der andern zu erfahren.

Der alte Schlossermeister las das stolze, trotzige Schreiben Weltzers vor und fügte gleich hinzu, um die andern zu beeinflussen, der Pfleger wollte mit seinem Begehren zwar Rat und Rathaus schier ein wenig zu einer Art von Kraftprobe zwischen den Herren und Landleuten und dem welschen Stadtpfarrer mißbrauchen, aber trotzdem befände er, daß die Bürgerschaft, der Weltzer bei der unlängst stattgehabten Kommission so treuherzig an die Seite getreten wäre, jetzo auch an seiner Seite verbleiben und ihm zu Gefallen sein müßte. Das Schlimmste, was ihr darob begegnen könnte, wäre ein abermaliger Befehl vom Erzherzog, und sie wüßten ja alle, daß von keinem dieser Befehle noch bisher ein Stein aus Marchburgs Mauern herausgefallen wäre. Das Rathaus wäre ein frei Eigentum der Bürgerschaft und der Rat könnte darüber nach seinem Ermessen und Gutdünken verfügen.

Abraham Sollhofer wies jedoch darauf hin, daß die Entscheidung nicht so leicht wäre und nicht so leichtfertig gefällt werden dürfte, wie Himmelstainer dächte und wollte. Es zeigten sich große Gefährlichkeiten an, Bürger, die sich ansonsten unärgerlich gehalten und kein anderes Verbrechen begangen hätten, denn daß sie gen Windenau ausgelaufen wären, — dabei schoß er einen Blick voll Hasses auf den Stadtrichter — wären wie Malefizpersonen insolange in Verbot gehalten worden, bis sie eine namhafte Geldstrafe erlegt hätten, zwei aus des Rats Mitte fehlten heute allhier und wären zu Gratz ins Gefängnis geworfen, er gäbe zu bedenken, daß die geringfügige Sache, als da wäre die Einleitung zweier Verlobter vom Adel, denn doch zu schwere und gewichtige Folgen für eine ohnehin arme und schwer gedrängte Stadt nach sich ziehen könnte, als daß der Rat wagen dürfte, dem Ansuchen Weltzers stattzugeben. Zudem wäre ihnen nicht damit gedient, daß er die Verantwortung übernähme, sie hätten ja bei der Kommission gesehen, wie wenig Macht und Einfluß ein einzelner Herr und Landmann in diesem beschwerlichen Zeitlauf hätte.

Da schlug der alte Himmelstainer mit der schweren Faust auf den Tisch und rief: „So wollet Ihr vor dem welschen Pfaffen am Boden liegen? Der Herr Weltzer begehrt nichts Unrechtes von uns, und so Ihr ihm den Saal weigert, tut Ihr ein Unrecht. Wir waren so oft seine Gäste zu Windenau, das er auch für uns geschaffen, nun soll er einmal unser Gast sein und sein liebes Kind in diesem Saal Herrn Adam von Kollonitsch an die Seite geben, oder Ihr seid alle miteinander stumme Hunde!"

Aber trotzdem waren die meisten vom Rat nicht geneigt, einen neuerlichen Streit mit Antonius Manincor dieserhalb hervorzurufen, ja einer nannte es geradezu eine sonderbare Laune des Pflegers, seine Tochter just im Rathaus trauen zu lassen, statt in seiner Wohnung oder auf der Burg Schleinitz, oder wie es doch am angemessensten wäre, bei einem so frommen und edlen Manne, der zudem Kircheninspektor wäre, in der Kapelle zu Windenau.

Diesen Augenblick wollte der Richter benützen, um abstimmen zu lassen, nahm aber zuvor auch seinerseits zu Weltzers Schreiben Stellung: es wäre ihm glaubwürdig berichtet — Himmelstainer unterbrach ihn: „Vom welschen Stadtpfaffen!" —, daß der Predikant beim nächsten Betreten in der Stadt gegriffen werden sollte, die Trauung wäre erst, wie

Weltzer geschrieben hätte, in einem Monde, und es wäre sehr fraglich, ob bis dahin noch ein Predikant im Viertel zwischen Drau und Mur vorhanden wäre.

Weiter kam er nicht, alle sprangen erregt auf, und der alte Himmelstainer rief: „Das ist eine Schande, daß ein Richter der freien Stadt Marchburg zum Büttel eines welschen Stadtpfaffen sich hergibt und an einen Verkünder des unverfälschten Gotteswortes seine Hand legen will. Wer jetzt noch das Rathaus versagt, macht sich mitschuldig an der Verfolgung des heiligen Evangeliums. So lange noch ein Atem ist in meiner Brust, werde ich auf der Schanze stehen für die Augsburgische Konfession und deren Diener und Anhänger. Soll's dann einmal dem Predikanten an Leib und Leben gehen und soll Kampf sein, wohlan, so wollen wir ihn durchfechten, ganz anders als bisher: lieber ein offener, ehrlicher Streit, denn dieses angstvolle Hinschielen nach dem Stadtpfarrhof und dies Hinhorchen nach obrigkeitlichen Befehlen und dieser vorsichtige Tanz zwischen den Eiern, die uns der welsche Jesuiter allwöchentlich zwischen und vor unsere Füße legt!"

Da hatte der trotzige Alte ein gewonnenes Spiel, der Stadtrichter stand allein, Ursula Weltzer sollte im Rathaus getraut werden.

Antonius Manincor staunte nicht wenig, als ungerufen der Stadtrichter mit hochrotem Gesicht bei ihm eintrat, und sein Erstaunen wandelte sich in maßlose Wut, als er von Weltzers Schreiben und dem Verlauf der Ratssitzung erfuhr.

Im ersten Augenblicke meinte er, das wäre des Vaters Rache für den sündhaften Antrag, den er, der Stadtpfarrer, in einer liebestollen Stunde seinem Kinde gemacht hatte, aber dann erkannte er, daß es ein Schwertstreich gegen ihn und damit gegen seine teure Kirche war, den der Pfleger führen wollte.

Er überhäufte Janischitz mit den heftigsten Vorwürfen, nannte ihn ein Hampelmännlein, das an der Schnur des Rates, dem er doch vorstehen sollte, just so zappelte wie dieser,

zumal der alte Himmelstainer, zöge, und drohte ihm, er würde noch heute seine Absetzung zu Gratz beantragen und durchsetzen.

Der Stadtrichter sah die ganze kurze Herrlichkeit seiner Amtsführung in nichts versinken und verteidigte sich: „Es war nichts zu machen, Herr Stadtpfarrer. Alle vom Rat haben ein starkes Häßchen wider Euch, und sie taten dem Weltzer den Gefallen, weniger ihm zuliebe als Euch zum Trutz. Wenn Ihr mich absetzen lassen wollet, so tut es getrost; ich sage Euch aber: Ihr werdet mit einem andern Stadtrichter noch weniger ausrichten. Ich kenne jetzt die Schliche und Ränke des Rats, ich kenne jeden einzelnen der Männer, ein neuer wird nur neuen Trutz und neuen Sturm erregen, lasset mich im Amte, so will ich Euch dafür binnen Mondesfrist den Predikanten gebunden in den Pfarrhof bringen, und Ihr sollt mit mir zufrieden sein."

Der Stadtpfarrer überlegte. Der Richter hatte nicht unrecht, auch war ein besserer Nachfolger nicht leicht und schnell zu finden, und wenn Janischitz wirklich den verhaßten Predikanten abtun wollte und konnte, so war die Niederlage mit der Trauung im Rathaussaal wieder wettgemacht.

So sagte er gnädig: „Nun wohl, Herr Stadtrichter, ich nehme Euer Versprechen an. Aber ich warne Euch dringend, reizt mich nicht noch einmal zum Zorn, ansonsten ist es unweigerlich um Euer Amt geschehen. Ihr wißt, ich ruhe nicht eher, als bis die Augsburgische Konfession zu Marchburg am Boden liegt, und Ihr sollet mir dabei helfen. Freut Euch, daß Ihr es dürfet, Ihr erwerbet Euch einen großen Lohn im Himmel bei Gott und der allerheiligsten Jungfrau."

Als Janischitz draußen war, froh, daß die Unterredung mit dem gefürchteten Manne so glimpflich abgelaufen war, dachte er: „Kein Süpplein wird so heiß gegessen, als es gekocht wird. In einem Monde kann viel geschehen, und es war ein kluger Gedanke, eine so lange Frist zu setzen. Erst muß die Hochzeit der Weltzerin vorbei sein, dann wollen wir weiter sehen."

Ihm war sein Amt lieber als seine Kirche, den Pfleger fürchtete er noch mehr als den Pfarrer, der in der Bürgerschaft ebenso verhaßt wie jener beliebt war. Soviel hatte er seinem Weibe lange nicht zu erzählen gehabt, und sie dankte ihm für seine Mitteilsamkeit und Umsicht durch einen kräftigen Trunk und Imbiß.

Weltzer erfuhr mit großer Freude von der Haltung des Rates, war aber welterfahren und vorsichtig genug, um zu wissen, daß Antonius Manincor die vier Wochen bis zur Hochzeit nicht ungenützt verstreichen lassen, sondern alles aufbieten würde, die Trauung im Rathaus zu hintertreiben.

Wäre es nicht klüger gewesen, mit seinem Schreiben bis wenige Tage vor der Hochzeit zu warten? Klüger, ja, aber auch feige, und das widerstrebte dem aufrechten Manne.

Der Streit zwischen der Augsburgischen Konfession und dem Gegenteile mußte sich immer mehr zuspitzen zu einem Streit zwischen ihm und dem Stadtpfarrer: sie waren die Führer ihrer Fähnlein, nun wohl, dann wollte er seinen Mann stellen und für das Gotteswort streiten mit aller Macht, und sollte es wirklich von seinen zahlreichen Widersachern zertreten am Boden liegen, dann wollte er bis zum Ende das reine Gewissen furchtloser Treue behalten und mit untergehen in einem Kampf, in dem das Recht auf seiner Seite war und mit so ungleichen Kräften gekämpft ward.

Auch Lierzer jubelte auf, als Weltzer ihm durch einen reitenden Buben ansagen ließ, die Hochzeit würde im Rathaus sein, und gerne willfahrte er des Pflegers Geheiß, für die nächste Zeit nach Tunlichkeit die Stadt zu meiden und sich gar bescheidentlich und unumschweifig zu halten, damit ja der böse Anschlag wider ihn, von dem der Stadtrichter unvorsichtigerweise im Rate geplaudert, nicht glückte und er etwa gar noch vor der Trauung aufgehoben würde.

19.

Wenige Stunden nach seiner Unterredung mit Janischitz fuhr Antonius Manincor höchstselbst gen Gratz, um beim Statthalter, dem Bischof von Laibach, über die von Marchburg und den Pfleger Beschwerde zu führen.

Zu seinem größten Erstaunen fand er in der Burg nicht das erwartete Lob ob seines Eifers für die heilige Kirche und insonders in Sachen der Trauung im Rathaussaale wenig Entgegenkommen. Im Gegenteil, der Statthalter warf ihm vor, daß er durch sein schroffes, kopfstößerisches Verhalten gegenüber der Bürgerschaft die Regierung um die erhofften Früchte brächte. Man hätte auf die Kommission zu Marchburg alle Hoffnungen gesetzt, und siehe da, sie hätte sich als ein Schlag ins Wasser erzeigt. Er sollte nicht so heftig in den Rat hineinregieren, sondern sein Augenmerk mehr auf den Predikanten beschränken und Sorge tragen, daß er endlich gemäß den Befehlen Ihrer fürstlichen Durchlaucht abgeschafft würde. Er berichtete fast allwöchentlich von dessen Liebe zum Wein, so daß man in Gratz jeden Tag sein Ableben am Trunkwahn oder doch zum mindesten seine Gefangensetzung, die bei einem solchen Aquaviter doch leicht zu erreichen wäre, erwartete, statt dessen müßte er heute aus des Stadtpfarrers Munde vernehmen, daß er unangefochten in der Stadt Gassen sich bewegte und daß des Auslaufens der halsstarrigen Bürgerschaft gen Windenau kein Ende wäre. Was die Feier der Weltzerin im Rathause anlangte, so handelte es sich um zwei Adelspersonen, zumal um eine Tochter eines Pflegers des Erzherzogs, und in einem solchen Falle könnten nur Ihre Durchlaucht selber eingreifen und ein Machtwort sprechen, und wie Manincor wohl wüßte, wäre sie gerade jetzo in den Niederlanden, von wo die Rückkehr nicht allsobald zu erwarten wäre. Er würde selber durch ein Schreiben an Weltzer versuchen, ihn umzustimmen, und der Stadtpfarrer

möchte dem Pfleger dieses Schreiben, das er gleich aufsetzen wollte, persönlich übergeben.

Das kam Antonius Manincor sehr ungelegen, er hatte noch genug von dem ersten und einmaligen Zusammenstoß mit dem sektischen Führer im Pfarrhof, nun sollte es zu einem zweiten in dessen Wohnung kommen, er suchte nach einem Ausweg aus dieser unangenehmen Lage und fand ihn nicht, er mußte gehorchen, zumal er durch die Vorwürfe, mit denen ihn der Bischof bedacht hatte, stark eingeschüchtert war.

So nahm er denn das Schreiben aus den Händen des Statthalters entgegen und hörte mit Ingrimm aus seinem Munde die Worte: „Also, Herr Stadtpfarrer, hinfüran etwas gelinder, etwas mehr hintenherum, so kommt Ihr auch zum Ziel, und schneller als durch offenen Kampf wider die sektischen Teufelsbuben. Vor allem aber rate ich Euch: schauet auf den widerwärtigen Predikanten und schaffet ihn ab, denkt der Worte, die des Erzherzogs erlauchte Gemahlin gesprochen: ‚Frage nur den Predikanten nach, und so du einen findest, so lasse ihn henken.' Ihr braucht ihn nur zu fangen, für das Henken wollen schon wir sorgen!"

Und damit entließ er ihn.

Antonius Manincor vergaß bald seines Grolles in den Armen eines Grazer Dirnleins, das ihn vor dem Landhause mit heißen Augen angeblitzt hatte und das leichter zu fangen gewesen war denn ein sektischer Predikant, und fuhr am andern Morgen in unfreundlichem Spätherbstwetter gen Marchburg zurück.

Es fröstelte ihn, hie und da schlug ihm der Regen ins Gesicht, er schlief viel unterwegs, und wenn er wach war, wollte er an nichts denken.

Nur einmal, als die Rosse dampfend vor einer Schenke verschnauften und er zum Mittagsimbiß in die schmutzige, mit lärmenden Bauern gefüllte Trinkstube treten mußte, wachte eine heiße Sehnsucht nach dem sonnigen Süden der Heimat in ihm auf, wo die Sitten so viel feiner und der Himmel so viel blauer und die Luft so viel wärmer ist denn hier unter den teutschen ungeschlachten Barbaren, die ihm mit ihrem trutzigen und störrischen Wesen das Leben so schwer machten, und zum ersten Male ertappte er sich bei dem Wunsche, Marchburg aufzugeben und in seine Tiroler Heimat zurückzukehren.

Aber dann schämte er sich dieser Gedanken: erst mußte er der verhaßten Augsburgischen Konfession den Herzstoß geben, und daß er's tun würde, stand ihm felsenfest, trotz der Niederlage, die er sich in Gratz geholt hatte, und so setzte er sich in eine Ecke und ließ sich vom feinsten Weine geben und hob das Glas und flüsterte gegen das blutrote Naß:

„Leben und lustig zechen,
Das mag dem Teufel in der Hölle den Nacken abbrechen!"

Und er lächelte wie einer, der beim Schachspiel trotz des Verlustes einiger Figuren seiner Überlegenheit über den Gegner sich bewußt und überzeugt ist, daß er nach ein paar Zügen ihn matt setzen wird.

Spät abends kam er in seinem Pfarrhof wieder an. Im Zimmer seiner beiden Kapläne war noch Licht. Sollte er fragen, was in den drei Tagen seiner Abwesenheit sich Neues zugetragen? Er fürchtete eine schlechte Zeitung, so daß er aufgeregt und unruhig wurde, und ging vorüber und legte sich schlafen.

In der Nacht hatte er einen Traum: Ursula Weltzer erschien ihm, schön und strahlend wie eine Siegesgöttin, und ihr tiefschwarzes Haar floß über ihre weißen Schultern und ihre Augen blitzten im Feuer eines wilden Triumphes, und ihre rechte Hand hielt ein Schwert, und an dessen Spitze stak ein durchbohrtes Herz, und Tropfen roten Blutes sickerten auf sein weißes Linnen; da wachte er jählings auf und schrie: „Ursula! Ursula!"

Clement Weltzer zu Eberstein stand von seinem Schreibtisch auf und seufzte; er hatte sich gerade mit seiner „Raitung wegen seiner beim windenauerischen Kirchenwesen ge-

habten Inspektion und daher verrichen Empfang und Ausgaben" beschäftigt und gesehen, daß er wieder einmal tief in den eigenen Säckel greifen mußte, um einen namhaften Fehlbetrag zu decken.

Annamaria sah die Sorgenfalten auf seiner Stirn und fragte ihn: „Stimmt es wieder nicht?"

„Nein," antwortete er, „und es wird niemals stimmen. Kennt Ihr die Geschichte, ob sie wahr ist, weiß ich nicht, die der letzte Fürstabt von St. Blasien berichtet? Zu ihm habe einmal ein lutherischer Predikant geäußert: ist es nicht also, wir haben halt doch ein bequemes Gläublein? Meine Religionsverwandten allhier, die Herren und Landleute und die Bürgerschaft scheinen auch so zu denken, ihr einzig Werk für den Glauben ist das Auslaufen und das Protestieren, vor allem das Protestieren wider jede Geldausgabe für unser Kirchenwesen, das Arbeiten und Sorgen und Zahlen überlassen sie mir, es wird mir schier zuviel."

„Freuet Euch doch, daß Ihr es könnt, Liebster. Was wären wir alle ohne Euch? Wir können nichts mit ins Grab nehmen, und Ursula stehet auf unser Geld nicht an."

„Und wenn ich nicht mehr bin, Annamaria?"

Da stand sie auf und schlang die Arme um seinen Hals und sagte weich: „Redet nicht davon, ich bitte Euch, Ihr macht mir unnötig das Herz schwer."

Er fuhr ihr sanft mit der Hand durch das schwarze Haar, und drückte sie an sich: es tat ihm leid, ihr weh getan zu haben, was brauchte sie von seinen Todesahnungen zu wissen, die ihn in letzter Zeit so häufig quälten? Sie war so zart, so ganz anders als die starke, tapfere Ursula, er mußte fein mit ihr umgehen und hätte ihr am liebsten jeden Schmerz und jede Sorge ferngehalten.

So standen sie, vom roten Morgensonnenlicht umfunkelt, in ihre Gedanken versunken, und rissen sich erst von einander los, als sie das laute Anschlagen des Klopfers an das Haustor vernahmen.

Bald darauf meldete Gertrud zu beider Erstaunen den Stadtpfarrer Antonius Manincor.

Weltzer ging ihm höflich entgegen und bot ihm einen Sessel an, während das Weib des Pflegers mit stummem Gruß das Zimmer verließ.

Der Stadtpfarrer entschuldigte sich ob seines unerhofften Besuches, er käme im Auftrage des Statthalters und hätte dem Herrn Weltzer dieses Schreiben zu übergeben.

„Wenn es sich um die Hochzeit meines Kindes handelt, Herr Stadtpfarrer, so will ich es gar nicht lesen, so ist alle Mühe umsonst."

„Ich weiß nicht, was darinnen stehet," antwortete Manincor.

Der Pfleger erbrach es und las es, ohne eine Miene zu verziehen, dann legte er den freundlich, in väterlich bittendem Tone gehaltenen Brief auf den Tisch und sagte: „Der Statthalter ersucht mich, nicht das Rathaus in Anspruch zu nehmen. Wollet so freundlich sein, Herr Stadtpfarrer, ihm zu vermelden, ich könne ihm leider nicht zu Willen sein."

Da erhob sich Manincor und fragte: „Warum nicht, Herr Weltzer? Lasset auch mich ein paar Worte zu dieser Angelegenheit sagen." Und als der andere unwillig eine abwehrende Bewegung machte, fuhr er fort: „Ja doch, ich bitte Euch darum, ich bin in Eurem Heim, ich bin anjetzt Euer Gast, und einem solchen müßt Ihr schon ein Wort verstatten. Herr Weltzer! Ich möchte Euch einen Vorschlag machen: Laßt Ihr das Rathaus fahren und ich will hinfüran den Predikanten unverfolgt lassen, ich denke, so ist uns beiden gedient, und wir können im Frieden miteinander leben, wie Ihr es unter meinem Vorgänger gewohnt gewesen seid!"

Weltzer wollte aufbrausen, er beherrschte sich aber, und nur seine Stimme verriet seine starke Erregung, als er dem Feinde die Antwort gab: „Ei, Herr Stadtpfarrer, Ihr seid ein sauberer Kuhhändler, ich weiß schier nicht, was ich zu Eurem Angebot sagen soll. Die Sache mit dem Rathaus ist

abgemacht. Darüber hatte der Rat zu entscheiden, wie Ihr wohl wißt. Daran ändert auch das freundliche Schreiben des Statthalters nichts und nichts Euer unwürdiger und — gleißnerischer Vorschlag. Ihr versprecht mir etwas, wozu Ihr ohnehin verpflichtet seid: Euch gehet der Predikant gar nichts an, Ihr habt ihn nicht zu verfolgen, er stehet in der Landschaft Dienst und Schutz, und Ihr habt sie auf dem Hals, wenn Ihr ihm auch nur ein Härlein krümmt. Ihr wollt ihn nicht mehr verfolgen. Damit gebt Ihr also offenkundig zu, daß Ihr ihn verfolgt habt, und ich weiß auch, daß Ihr ihn weiter verfolgen werdet, bis er am Boden liegt. Die Katze läßt das Mausen nicht, und darum soll es zwischen uns beim Alten bleiben, Herr Stadtpfarrer!"

„Ihr werdet es bereuen, Herr Pfleger," antwortete Manincor. „Es stehet im Grunde ganz bei mir, ob ich den Predikanten in der Stadt dulden will oder nicht, ja, ich sage nicht zuviel, es stehet auch bei mir, ob das Auslaufen gen Windenau von der Obrigkeit noch länger mit angesehen werden soll oder nicht."

Weltzer unterbrach ihn mit einem höhnischen Lachen: „Ihr habet eine erstaunlich hohe Meinung von Eurem Einfluß. Ich sage Euch, Windenau wird noch stehen, wenn Antonius Manincor längst vergessen im Erdreich ruht!"

„Denket daran," erwiderte ruhig der andere, „daß ich Euch bei der Kommission gezeigt habe, was ich ausrichten kann."

Die Erinnerung an diese Gewalttat und an seine eigene Niederlage dabei jagte dem Pfleger das Blut ins Gesicht: „Wenn Ihr so vielvermögend seid, so hintertreibet doch die Hochzeit im Rathaus und kommet nicht als ein Bettler zu mir!"

„Gut, ich werde sie hintertreiben! Ich gehe jetzt und sage Euch nur noch das eine: Ihr werdet noch einmal den Bettler brauchen, Herr Clement Weltzer zu Eberstein, dann denkt an diese Stunde! Lebet wohl!"

Weltzer antwortete nichts. In höchster Erregung ging er

zum Fenster und ließ sich die frische Herbstluft um die erhitzte Stirne wehen.

Unten am Haustor traf der Stadtpfarrer mit Ursula zusammen, die von einem Ausgang heimgekehrt war. Er verneigte sich errötend tief vor ihr, sie aber würdigte ihn keines Blickes und warf das Haupt stolz in den Nacken. Da ballte er die Faust und ging eilend davon.

Zu Hause überdachte er noch einmal die Unterredung mit dem Pfleger.

Er hatte die Friedenshand geboten, der andere aber hatte erkannt, daß er als ein Wolf im Schafspelz gekommen war, und so hatte er nichts erreicht. Aber er hatte gedroht, er würde die Feier im Rathaus hintertreiben, die Drohung mußte er ausführen, sonst war er zweifach geschlagen.

Er ließ sofort den Stadtrichter kommen und erklärte ihm, er wäre zu Gratz gewesen und der Statthalter verböte die Überlassung des Rathauses zu dem besagten Zweck.

Janischitz wunderte sich nicht wenig über des Pfarrers schnellen Erfolg und sagte: „Dann wird wohl Richter und Rat ein Schreiben des Statthalters dieserhalb zugehen, und wir werden dann nochmals über diese Angelegenheit beraten."

Auf diesem Wege kam Manincor nicht weiter.

Es verging eine Woche, eine zweite Woche, die Zeit der Trauung rückte immer näher, der Stadtrichter argwöhnte, daß der Pfarrer ihn belogen hätte, ging zu ihm, kühn gemacht durch seine Verlegenheit, und fragte ihn nach einer Beglaubigung des Verbotes.

Manincor erwiderte, sie würde sicherlich noch kommen, er sollte sich nur gedulden, und wenn sie nicht käme, so wäre der Statthalter durch andere Geschäfte abgehalten, Janischitz sollte nur auf seine, Manincors, Verantwortung die Feier im Rathaus verbieten.

Aber der antwortete ihm: „Herr Stadtpfarrer, das werde ich nicht tun. Ich warte auf Euren Rat getrost auf den Be-

fehl von Gratz und kommt er nicht, so bleibt es beim Ratsbeschluß und im übrigen bei unserer Vereinbarung."

Da versuchte in ohnmächtiger Wut der Stadtpfarrer ein letztes Mittel, er wandte sich an einen verkommenen Fleischergesellen und trug ihm auf, Genossen zu werben, die für Geld und gute Worte den Hochzeitszug durch Steinwürfe und Geschrei zu stören geneigt wären.

Aber auch mit diesem verzweifelten Schritt hatte er kein Glück, er erhielt zur Antwort: „Herr Stadtpfarrer, tragt nur Eure eigene Haut zu Markte, der Wein draußen mundet mir besser als das Wasser im Stadtturm, zudem, was gehet mich eine harmlose Hochzeit an? Seid Ihr vielleicht dem Bräutigam neidig?"

Manincor zuckte zusammen und entließ ihn schleunigst.

So blieb es dabei: Ursulas Hochzeit ward im Rathaus gefeiert!

Es war der elfte Christmondtag. In der Nacht war der erste Schnee gefallen.

Als Ursula aufgestanden war, sah sie die Dächer der Nachbarhäuser weiß. „Ei," scherzte sie, „die ganze Stadt hüllt sich mir zu Ehren in ein glänzendes Brautgewand und wir werden im Schlitten ins Rathaus fahren."

Dann gedachte sie daran, daß es die letzte Nacht gewesen war, die sie in ihrem Mädchenstübchen geschlafen.

Sie umfing es mit liebevollen Blicken.

Dort, am Fenster, stand an ihrem Lieblingsplatz die Bank, auf der sie fleißig genäht, gelesen und geträumt hatte.

In ihrer Nähe stand ihr Schreibtisch, an dem sie ihrem Liebsten so manches Brieflein geschrieben, das am andern Tag der reitende Bub gen Schleinitz getragen, und Ursula schrieb lieb und schön. Adam von Kollonitsch jubelte immer über ihre Briefe, die ihn einen tiefen Blick in die reiche Welt ihres Inneren tun ließen, und da er viel besser mit der Reitgerte und dem Degen umzugehen wußte denn mit der Feder, so war er oft in nicht geringer Verlegenheit mit seinen Antworten auf die liebeatmenden, oft mädchenhaft-schüchternen und doch wieder so leidenschaftlichen Worte seiner Braut.

Gestern noch hatte sie ihm geschrieben, voll seliger, jubelnder Freude auf den morgigen Tag. Sie dachte daran und lächelte: ihr letzter Brief enthielt ihr erstes Lied. Das war ihr ganz wie von selber aus dem Herzen geflossen, was wohl ihr Liebster dazu sagen würde?

Ihr Blick glitt über die Bilder an der Wand, streifte ihre Blumen, die sie gepflegt, den Schrank, der ihre Mädchenkleider barg, das Bett, in dem sie ihre Kindheitsträume nun ausgeträumt hatte.

So hell war ihr Stübchen, und als nun noch die Morgensonne ihre funkelnden Grüße ihr zu Füßen warf, da schien die Braut ganz wie in Licht getaucht, ein Bild wundersamer Reine und Schöne.

Sie ging hinunter zu den Eltern, und als sie ihre ernsten Gesichter sah, da fiel es auch dem Mädchen schwer auf die Seele: Hochzeitstag ist auch Abschiedstag.

Sie warf sich der Mutter an die Brust und schluchzte in wortlosem Glück und Leid, und der Vater wandte sich ab und die Mutter ließ ihr Kind gewähren.

Dann aber trat Weltzer an die Braut heran, legte seine Hand unter ihr Kinn, sah ihr tief in die tränenfeuchten Augen und fragte sie: „Ursel, liebe Ursel, soll ich die Hochzeit absagen?"

Da schüttelte sie das Haupt und lächelte unter Tränen und rief: „O Vater, ich bin ja so glücklich, ich hab ihn so lieb, so lieb!"

„Dann weine auch nicht mehr, Kind, sei tapfer und stark; wir sind es auch, gelt Annamaria?"

Die nickte stumm und küßte ihr Kind, sie hatte es schon einmal erfahren: eine Mutter sein heißt opfern müssen und opfern können.

In einer Stunde kam Adam von Kollonitsch. Gertrud half gerade Ursula, das Brautkleid anzuziehen. So war er

vorerst mit den Weltzerischen allein. Er sagte ihnen schlicht und warm: „Ich danke Euch, daß Ihr sie mir gegeben, ich will sie Euch hüten wie ein Heiligtum."

Und Weltzer antwortete: „Wir haben Vertrauen zu Euch."

Dann erschien die Braut, schön wie ein junger Maientag: die schlanken Glieder waren in weiße Seide gehüllt, von dem tiefschwarzen Haar flossen die leichten Wellen des jungfräulichen Schleiers, gekrönt von dem Kränzlein grüner Myrten, und ihr Angesicht war überhaucht von einem rosenroten Schimmer bräutlichen Glückes.

„Ursula, Ihr seid die Schönste in Steyr," huldigte ihr der Bräutigam, und die Mutter wehrte: „Macht sie doch nicht noch eitler!"

Da antwortete sie: „Mutter, für meinen Liebsten kann ich nicht schön genug sein, und alle meine Schönheit habe ich von Euch!"

„Da habt Ihr's, Annamaria," scherzte Weltzer, „ich sag's ja auch immer, und Ihr wollt es nicht glauben!"

Sie antwortete ernst: „Laßt uns von andern Dingen reden, wir müssen bald ins Rathaus fahren, der Predikant wird schon warten."

Die Sonne hatte den Schnee schon wieder weggeschmolzen, es tropfte von den Dächern, und die Straßen schimmerten feucht.

Bald fuhren die Wagen vor.

Auf dem Platz vor dem Rathaus wogte schwatzend und gaffend eine zahllose Menge.

Im Sitzungssaal, den Maria Lierzer zusammen mit Gertrud mit Fichten- und Tannengrün ausgeschmückt hatte, so daß eine würzige, harzige Waldluft ihn durchwehte, hatte sich der Rat vollzählig eingefunden, auch der Stadtrichter war erschienen.

Sigmund Lierzer stand vor dem als Altar hergerichteten, in die Breite des Saales gestellten Sitzungstisch, gerade über ihm leuchteten die bunten Farben des Stadtwappens.

Es war derselbe Raum, in dem die Kommission das Glaubensexamen abgehalten hatte, in dem Clement Weltzer dem Kanzler entgegengetreten war. Daran dachte er jetzt: Nun legte sein Kind ein Glaubensexamen ab, im Beisein der Eltern, vor Richter und Rat, vor Gott selbst. Sie wird es in Ehren bestehn, seine Ursula. Er dankte Gott für alle Freude, die er ihm mit diesem Kinde gegeben hatte vom ersten Tage an, da er sie auf den zitternden Armen gehalten!

Die Kopulation verlief getreu dem Rituale des Jeremias Homberger.

Die uralten Worte aus dem ersten Buche des Moses, aus dem heiligen Evangelium Matthäi und aus dem Briefe St. Pauli an die Epheser dröhnten durch den Saal, der sonst nur Worte irdischer Geschäfte zu hören gewohnt war, und dann rief der Predikant in seiner Trauungsrede dem Brautpaar den Wunsch in die Seelen, es möchte allzeit seines Lebens bei der gemeinsamen Wanderschaft der dreifachen Losung getreulich nachfolgen: „Hand in Hand! An Gottes Hand! Dem Himmel entgegen!"

Laut und deutlich gab der Bräutigam seinen Konsens: „Ich, Adam Freiherr von Kollonitsch, nehme Euch, Ursula Weltzer zu Eberstein, mir zu einem ehelichen Gemahl, und gelob Euch meine Treu," während die Braut vor Erregung kaum den ihrigen sprechen konnte.

Lierzer legte ihre Hände ineinander: „Gottes Friede sei mit euch, euer Herz und Leben sei ihm geweiht, eure Wohnung werde eine Stätte der Liebe und des Glückes und des Segens, und jeder eurer Tage bis zum Grabe werde ein neuer Zeuge der Barmherzigkeit eures Gottes, der über euch walten möge durch unsern alleinigen Herrn und Heiland Jesum Christ, hochgelobet in Ewigkeit! Amen."

Beide knieten nieder, und segnend legten sich des Predikanten Hände auf beider Haupt: „Der Herr segne euch und behüte euch!"

Den Nachmittag über blieben Kollonitsch und seine junge

Frau bei den Weltzerischen, und nur der Predikant und seine Frau waren auch zugegen.

Die Stunden vergingen schnell, Lierzer war wieder einmal ganz und gar Poet, er beherrschte, da Weltzer still und ernst geworden war, die Unterhaltung, erzählte viel von seiner Heimat und aus seinem Wanderleben, und Ursula war ihm dankbar, daß er ihnen allen über die Abschiedsstunden hinweghalf.

Als die Dämmerung hereinbrach, fuhren die Predikantenleute heim.

Ursula riß sich endlich los aus den Armen der Mutter, küßte ihren Vater und ging, dem geliebten Manne auf seine Burg zu folgen.

Als sie im Wagen saßen, schmiegte sie sich an ihn, und er schlang den Arm um sie und flüsterte ihr zu: „Mein Weib, mein liebes, liebes Weib!"

Und ihr fielen die Worte ein, die sie ihm gestern in ihrem ersten Lied geschrieben, und sagte ihm leise: „Ich seh' nach dir, wie man nach Sternen sieht!"

Da jubelte er: „O meine Sängerin! O was bin ich reich!"

So fuhren sie in den Winterabend hinaus, und die große Glocke der Stadtpfarrkirche begleitete mit ihrem tiefen Klange beide noch weit auf ihrer seligen Fahrt in den blühenden Gottesgarten des Glücks.

20.

Antonius Manincor saß in seinem Pfarrhof wie eine Kreuzspinne in ihrem Netz, die auf eine Fliege lauert. An Ursulas Hochzeitstage hatte er sich eingeschlossen, Speise und Trank verweigert und bleich, in dumpfem Brüten, auf seinem Lager liegend zur Decke gestarrt.

Er wollte, er mußte Rache nehmen für die doppelte Niederlage, die er erlitten als Pfarrer und als Mensch.

Das stolze, schöne Mädchen war ihm für immer verloren. Es war gut, daß er der Versuchung nicht nachgegeben hatte, das Priesterkleid um ihretwillen auszuziehen, um sie so womöglich zu seinem rechtmäßigen Weibe zu gewinnen, das schwerste Opfer seines Lebens hätte er umsonst gebracht.

Nun weilte sie im Schirm und Schutz der Burg Schleinitz in den Armen eines andern, der sie nach Lust liebkosen durfte, und so oft er daran dachte, würgte es ihm an der Kehle und jagte es sein heißes, südliches Blut schneller durch die Adern. Und er war ganz ohnmächtig ihr gegenüber, da war keine Hoffnung mehr, er, der so manches Dirnlein geherzt hatte, wußte, daß er die stolze Weltzerin nie mehr vergessen würde, und er rang die Hände nach ihr im körperlichen Schmerz und schrie ihren Namen hinaus in die unheimliche Stille seiner einsamen Nächte: „Ursula! Ursula!"

Er hatte sich von ihrer Hochzeit alles haarklein berichten lassen, von ihrem Kleid, von ihrem Aussehen, ihrer Haltung, von des Predikanten Ansprache, und so qualvoll es für ihn war, dem zuzuhören, was Janischitz darüber erzählte, diese Qual ward ihm in seiner unseligen Stimmung zu einer Lust, und um dieser Lust willen verzieh er großmütig dem Stadtrichter, daß er bei der Feierlichkeit zugegen gewesen war.

Der riß ihn endlich aus seiner stumpfen Untätigkeit los und erinnerte ihn an die Rache, die er für das Rathaus nehmen wollte. Um sich sein Amt zu sichern, gedachte der Richter nunmehr, wo die Hochzeit vorüber war, sein Versprechen zu erfüllen und dem Predikanten auf den Hals zu rücken. „Seid getrost, Herr Stadtpfarrer," ermunterte er ihn, „es soll keine Woche vergangen sein, und der Herr Sigmund Lierzer hat die letzte Maid in seinem Leben getraut!"

Manincor fiel der Rat des Statthalters ein und er sagte: „Fanget es nur fein vorsichtig an und vermeidet jegliches Aufsehen, auf daß kein Aufruhr und schlimmer Schaden daraus für uns entstehe."

„Seid ohne Sorge! Nennt mich schon der alte Himmelstainer einen Schinderknecht, so will ich den sektischen Predikanten einfangen wie einen Hund!"

Da blitzte es in des Welschen dunklen Augen auf in einer wilden Vorfreude auf einen großen Triumph, er klopfte dem Richter auf die Schulter und sagte: „Wenn Ihr das zuwege bringt, erwirke ich Euch von der Regierung einen erklecklichen Lohn in Gold, und Ihr bleibet zeitlebens allhier ein Stadtrichter!"

Das Glück schien ihm günstig zu sein. Schon am nächsten Nachmittag — es war bereits die Dämmerung hereingebrochen — meldete ihm ein an der Draubrücke aufgestellter Bub, daß der Predikant in die Stadt gekommen und sich in das Haus des Hanns Scheidenschnabel begeben hätte.

Flugs nahm der Stadtrichter zwei Ratsdiener und stürmte die Stiege des ehemaligen Ratsherrn hinauf, aber er fand im Schlafgemach nur den schwerkranken Mann; der Predikant war, durch den treuen Torwächter gewarnt, durch einen rückwärtigen Ausgang entflohen und im Schutz des Abenddunkels längst wieder auf dem andern Ufer in Sicherheit.

Janischitz fluchte und fuhr den schier zu einem Gerippe abgemagerten Kranken an: „Was wollte denn der sektische Predikant bei Euch? Ihr habt doch bei der Kommission den lutherischen Glauben abgesagt?"

Der antwortete mit schwacher Stimme, die aus der Tiefe eines Grabes zu kommen schien: „Laßt mich in Ruhe! Laßt mich sterben!"

Da ging der Richter ärgerlich davon.

Sigmund Lierzer war inzwischen heimgekehrt. Er lachte der Gefahr, in der er gewesen, und scherzte seinem Weibe gegenüber: „Hab' gar nicht vermeint, daß ich so schleichen und laufen kann, bin halt doch noch jung! Und als ich auf dem andern Ufer war, ist mir das Reimlein in der Seele erklungen:

Ein Stadtrichter zog mit Spießen und Stangen
Und wollt' einen Predikanten fangen.
Dieweil er aber kam zu spät,
Hat der ihm eine Nase gedreht!"

Maria Lierzerin warnte: „Spottet nicht also, er kann auch einmal recht kommen, und es ist um Euch und um uns alle geschehn!"

„Etwas Gefahr ist Salz fürs Leben, ich fürchte mich nicht!"

„Aber ich fürchte mich für Euch. Warum zieht Ihr denn Euer Wams nicht aus"

„Weil ich noch einmal fort muß."

„Noch einmal in die Stadt?"

„Ich muß doch zum Hanns Scheidenschnabel zurück zur heiligen Kommunion, er wartet ja auf mich, daß er mit einem seligen Stündlein beschließe. Ich gehe um Mitternacht, dann ist keine Gefahr!"

Da bat sie ihn eindringlich, wenigstens heute zu Hause zu bleiben, aber er schnitt ihr alle Reden ab und verwies sie auf seine Bestallung: „Ihr habt sie gelesen, darinnen steht, daß ich mich aus eigenem Bewegnis zu den Kranken verfügen soll, und hier läßt mich einer rufen!"

„Aber er gehört doch nicht mehr zu uns!"

„Um so mehr muß ich gehn, er ließ mir doch ansagen, daß er seinen damaligen Verrat bitterlich bereue, und er fürchtet, daß er ihm nicht vergeben werden könnte, er will zur Augsburgischen Konfession zurück, und da sollte ich feig sein? Wenn er mir nur nicht einstweilen abscheidet!"

Sie sah, er ließ sich nicht umstimmen, und fügte sich und entließ ihn um Mitternacht mit banger Sorge.

Es war eine rabenschwarze Nacht. Bis in die Wipfel des Windenauer Eichenforstes raste der Wintersturm.

Der Predikant stolperte über Baumwurzeln und stieß sich an manchem Stamme, und nur langsam kam er vorwärts. Kein Stern stand am Himmel.

Es war grimmig kalt. Die Landstraße war ganz menschenleer. Hier und da bellte ein Hund in den Häusern und Höfen, an denen der nächtliche Wanderer vorüberkeuchte.

Der drückte den leinernen Beutel fest an seine linke Brust, in dem er die silbernen Geräte, Kännlein, Kelch und Patene

zur Darreichung der letzten Wegzehrung für die Seele eines Sterbenden mit sich trug.

Endlich kam er zur Draubrücke. Er hörte das Rauschen des Stromes, der zornig gegen die hölzernen Joche stürmte. Die ganze Brücke schien ihm zu schwanken. Sein Herz schlug schneller in der unheimlichen Finsternis, in der er nichts sah, in der er nur das Brausen des Wassers vernahm.

Auch die Stadt am andern Ufer lag in undurchdringlichem Dunkel, aus keinem Hause, in keiner Gasse schimmerte ein Licht.

So stand er aufatmend vor dem Fallgitter. Im Häuslein des Wächters rührte sich nichts.

Lierzer klopfte zweimal schnell hintereinander, wie er mit ihm verabredet hatte, mit seinem Stab gegen die kleine Glocke, drinnen schlug ein Hund an, und alsbald kam schlaftrunken der treue Mann, ließ das Gitter nieder und sagte ihm: „O Herr Predikant, Ihr kommt leider vergebens."

„Warum?"

„Hanns Scheidenschnabel ist um zehn Uhr verstorben."

„Woher wißt Ihr das?"

„Ich wollte mich just niederlegen, da läutete das Zügenglöcklein. Ich wunderte mich, daß es so spät noch in der Nacht gezogen ward, das geschieht doch sonst nicht. Erscheint bald darauf der Stadtrichter und trägt mir auf, ich solle Euch sagen, wenn Ihr wiederkämet, Ihr dürftet unangefochten in der Stadt Mauern Euch aufhalten! Ich war höchlich erstaunt über die späte Stunde und noch mehr über die sonderbare Botschaft, traute dem Frieden nicht und sagte: ‚Der Herr Predikant dürfte wohl so bald nimmer in die Stadt kommen.' ‚Vermein's auch,' antwortete er, ‚wo ihm der Versuch, den Hanns Scheidenschnabel der alleinseligmachenden Religion zu appraktizieren, zu kläglich fehlgeschlagen ist. Habt Ihr das Zügenglöcklein gehört? Es hat ihm geläutet, er ist soeben abgeschieden und ich habe dafür gesorgt, daß der Herr Stadtpfarrer noch zuvor seine Beichte gehört und ihm das letzte Öl gegeben hat. Und weil er ein Ratsherr war und weil er voller Reu in den Schoß der heiligen Kirche heimgekehrt ist, so hat der Herr Stadtpfarrer trotz der späten Stunde noch für ihn läuten lassen.'"

Lierzer war höchlich betroffen.

Es tat ihm leid, daß er zu spät gekommen war, aber was sollte die auffällige Botschaft des Stadtrichters? Hätte der nicht annehmen müssen, daß er in dieser Nacht noch zu Scheidenschnabel zurückkehren würde, und war in einer solchen dunklen und stürmischen Nacht nicht die beste Gelegenheit, ihn gefangen zu nehmen? Und wenn er selber zu bequem war, sich auf die Lauer zu legen, wozu hatte er seine Gerichtsdiener? Und warum ließ er ihm den freien Aufenthalt in der Stadt ansagen? Und das wenige Stunden, nachdem ihm der Predikant nur mit knapper Mühe durch Hintertüren und Schleichwege entkommen war? Woher auf einmal diese Sinnesänderung?

Das war es: Der Richter wollte ihm eine Falle legen, wollte ihn sicher machen und ihn dann bequemer, ohne Opferung seines Nachtschlafes, aufheben.

Lierzer schüttelte den Kopf und sagte zu dem Wächter: „Verborgen ist mir die Weisheit der Obrigkeit. Verzeiht mir, daß ich Euch umsonst bemüht. Nun laßt mich wieder heimgehen. Lebet wohl!"

Müde und durchfroren kam der Predikant nach Hause.

Die ganze nächste Woche mied er die Stadt.

Er besuchte Ursula Kollonitsch auf ihrer Burg und traf sie allein. Der Freiherr war gen Gratz gereist.

Die junge Frau sprach gleich mit Lierzer über das, was sie jetzt am tiefsten bewegte, über den Quell der Lieder, der in ihr aufgebrochen war.

Ihre Liebe, diese reine, selige Liebe war ihr das Höchste in der Welt. Schön, klug und reich, wie sie war, hatte es ihr schon frühe nicht an Bewerbern gefehlt. Sie hatte aller gelacht, und keiner vom ganzen Adel des Herzogtums Steyr

konnte sich der kleinsten Gunstbezeugung rühmen, die ihm die tolle Ursel jemals erwiesen hätte. Sie war frisch und herb wie der Wein in ihres Vaters Garten, sie spielte mit allen und ließ mit sich nicht spielen, sie hielt sich alle fern, nicht weil sie von sich eine übertriebene Meinung gehabt hätte, sondern weil sie voll mädchenhaften Übermuts und voll kecker Launen war. Alles an dem Mädchen war lebendig: das Auge blitzte, der Mund plauderte, und die Hände waren nie müßig. Als die Liebe sie erfaßte, war ihr das ein stolzes, heiliges Erlebnis, das wühlte ihr ganzes Sein auf, und mit starker, edler Leidenschaft gab sie sich ihren Gefühlen hin. Oft sagte sie dem geliebten Manne, das Glück würde ihr noch die Brust zersprengen, sie könnte es kaum noch tragen. Und sie befreite sich in Liedern. Ihre Liebe weckte ihre Lieder. Ihre Lieder dienten ihrer Liebe. Sie empfand jedesmal eine jubelnde Freude, wenn ihr wieder etliche Reimlein gelungen waren, wenn sie sie ihrem Liebsten vorlesen konnte.

„Wollet Ihr eines hören, Herr Predikant? Das habe ich heute morgen gemacht, das kennt mein Gemahl noch gar nicht!"

Lierzer war sehr begierig. Er hatte noch keine dichtende Frau kennen gelernt und traute auch wohl keiner Frau eine besondere Gabe und Leistung auf dem Gebiet einer Kunst zu, auf dem er selber sich immer noch als Schüler wußte, auf dem er selber immer noch als ein Zweifelnder und Schwankender schritt, ungewiß, ob für ihn der Kranz wohl in den Sternen hänge.

Ursula stand und las mit leise zitternder Stimme, voll tiefster Empfindung:

„Unsere Liebe ist keine, so müde macht,
Hat nicht Fessel, noch Zügel,
Trägt uns in gleißender Sonne Pracht,
Und silbern schimmert ihr Flügel.

Trägt uns über Elend und Leid
In Gottes Blumengarten,
Wo Englein im Sonntagsfeierkleid
Am güldenen Tor uns erwarten.

Dort unter Fliederbüschen versteckt
Und jeglichem Auge entzogen,
Dort hat sie ein Tischlein uns gedeckt,
Von bunten Faltern umflogen.

Dort sitzen alltäglich beisammen wir
Und trinken in durstigem Zuge,
In unstillbarer, seliger Begier
Aus ihrem kristallenen Kruge.

Wir sitzen bis tief in die sinkende Nacht,
Von ihrem Schleier umwoben:
Unsere Liebe ist keine, so müde macht,
Unsere Liebe trägt uns nach oben!"

Von purpurner Glut übergossen, schwer atmend, das Haupt gesenkt, stand sie da, eine Priesterin des Heiligen und Schönen, und schwieg.

Auch Lierzer sagte lange nichts. Er hatte geglaubt, die Freundin gut zu kennen, nun offenbarte sie ihm erst ihr tiefstes Wesen, und was er da schauen durfte, war beseligend und beschämend und anspornend zugleich. Ein kostbares Kleinod war dieses Menschenkind, das mit seiner reinen und reichen Liebe in den Himmel flog und sie dort barg an Gottes Brust vor den neugierigen Blicken der Menschen. Seine Lieder kamen ihm arm und schwach vor gegen dies eine, das eine Zwanzigjährige gesungen, aber er wollte mit ihr seine Kräfte messen und im Wettstreit mit ihr wachsen und an ihrer Seite ein Schaffender sein und ein Ganzer und Großer werden im Reiche der Kunst.

„Ihr habt mich einmal einen Poeten genannt, Frau Ursula,

erinnert Ihr Euch, in Windenaus Eichenhain. Damals wußte ich nicht, daß ein größerer an meiner Seite ging. Habt Dank für diese Stunde, Ulrich von Liechtenstein hat in seinem ‚Frauendienst' kein schöneres Minnelied."

„So glaubt Ihr an meine Kunst, Herr Lierzer?" jubelte sie und trat auf ihn zu.

Er erhob sich und küßte ihr stumm die Hand. Dann sagte er, und seine dunklen, klugen Augen leuchteten: „Wie hat man Euch jemals die tolle Ursel nennen können?"

„Ich verdiene den Namen heute noch, denn wäre ich's nicht, könnte ich so lieben und so singen?"

Da schwieg er stille vor so viel Leidenschaft und erkannte: Des Weibes Seele ist ein tiefer, tiefer See, und wer sie ergründen will, ist wie die Schwalbe des Sommers, die mit den Spitzen ihrer Flügel die Oberfläche streift, und darunter ruht die unergründliche Tiefe.

Ursula fragte, als durchschaute sie seine Gedanken: „Habt Ihr nicht auch Minnelieder?"

„Wenig," antwortete er. „Die Zeit, da es in mir jubelte, ist vorbei. Ich habe keine Lerche mehr in meiner Brust. Wem die Sorge im Herzen hockt, hat keinen Feiertag. Schaut, das Haar um meine Schläfen ist schon grau, und ein alter Minnesänger ist so lächerlich wie eine alte Frau, die noch Reigen tanzt."

„So habt Ihr Eurem Gemahl kein Liedlein geweiht?"

„Wohl, noch vor kurzem, als ich ihr einmal wieder wehe getan in einer Zeit, da der Poet und der Predikant in mir in heftigem Streite lagen und der grobe Predikant den Poeten zu Boden geschlagen."

„Wie heißt das Lied? Ihr habt, ich weiß es, ein erstaunliches Gedächtnis. Sagt es mir auf."

„Es klingt etwas traurig, es ist so ganz anders als Euer jubelnder Sang."

„So sagt es mir," drängte sie ungeduldig.

Da sprach er mit weicher Stimme die wehmutsvollen Verse:

„Nur um das eine bitte ich:
Sei meine treue Gärtnerin,
Du weißt ja, daß ich ohne dich
Ein armes, welkes Blümlein bin.

Doch nimmst du mich in gute Hut
Und schenkst mir Licht und kühlen Tau
Und Regen mir und Sonnenglut,
Blüh' ich für dich, herzliebe Frau!"

„Was hat Frau Maria dazu gesagt?"

„Ihr kennt ja mein Weib: sie spricht nicht viel, aber jedes Lied, das ich ihr sang, bewahrt sie wie ein gülden Geschmeide in ihres Herzens Schrein, und jedes Lied, das ich ihr sang, ist ihr ein Entgelt für manches schwere Leid, das ich ihr angetan."

„Ihr tut immer, als ob Ihr ein ganz arger Sünder wäret. Auf, Herr Lierzer, wir wollen mitsammen singen. Ich lese Euch noch ein Lied."

Und wieder floß ein tiefer, schöner Sang von ihren roten, frischen Lippen, und dann sagte sie: „Nun ist die Reihe an Euch."

„Ich habe nur noch geistliche Lieder."

„Um so besser, geistliche Lieder sind auch Minnelieder!"

Und er gehorchte, und so sangen sie sich beide unermüdlich mit roten Wangen und klopfendem Herzen und leuchtenden Augen gegenseitig ihre Lieder, bis endlich Lierzer sagte: „Nun sei es genug, Frau Ursula. Wir wollen uns für später auch noch etwas aufsparen. Es ist übrigens eine Untugend von uns Poeten, daß wir niemals satt werden."

„So bleibt uns der Hunger, die Sehnsucht, und die ist schöner als das Sattsein."

„Das sagt Ihr?"

„Ich hoffe, ich werde niemals satt!"

Wie ein Träumender ging Sigmund Lierzer heim.

Die Wintersonne lag leuchtend auf dem verschneiten Tal,

das ganze Draufeld strahlte ihm in silbernem Licht, seit diesem Morgen, seitdem er erfahren: er hatte daheim ein Weib, das ihn verstand, und in der Burg Schleinitz eine Freundin, die eine Sängerin von Gottes Gnaden war, ein Poet wie er, ein Poet, mit dem sich's lohnte, zu wetteifern mit aller Kraft; und alle Sorgen dieser Zeit versanken vor der beseligenden Hoffnung, zu den Begnadeten zu gehören, auf deren Stirne die Kunst ihren heiligen Weihekuß gedrückt hat: „Heil Euch, Frau Ursula, lasset uns singen und leben!"

21.

Der Stadtrichter mußte sich wieder einmal von Antonius Manincor schwere Vorwürfe gefallen lassen, daß er den Predikanten immer noch nicht abgetan hatte. Es waren schon Monate seit Ursulas Hochzeit verflossen, es ging dem Frühling entgegen, und Sigmund Lierzer verrichtete noch immer seinen Dienst und betrat, wenn auch vorsichtiger als sonst, die Stadt.

Janischitz ärgerte sich, daß der Predikant nicht so leichtgläubig in die Falle gegangen war, die er ihm gelegt hatte, und sich trotz der durch den Torwächter ihm angesagten Botschaft nicht frei und offen in der Stadt bewegte.

So mußte er ihm weiter auflauern.

Einmal sah er ihn mit dem alten Himmelstainer und einem andern Ratsherrn gehn, da wagte er sich nicht an ihn heran. Ein anderes Mal fuhr er im scharfen Trab im Wagen des Herrn Adam von Kollonitsch zum Herrn von Weltzer, da konnte er ihm auch nichts anhaben.

Endlich traf er ihn allein.

Lierzer war auf dem Wege zur „Mehlgrube".

Er hatte einen bösen Strauß mit der Herbersteinerin gehabt, der noch üble Folgen für ihn haben konnte, da wollte er — sein Keller war schon lange leer — in der Trinkstube im Banne des feurigen Weines seines Grolles und seiner Sorgen wieder einmal vergessen.

Mit finsterer Miene, den Mund fest zugekniffen, gleichgültig gegen jede Gefahr, so ging er am hellichten Tage durch die Straßen der Stadt und fühlte sich auf einmal von kräftiger Faust gehalten. „Hallo, Herr Predikant, jetzo müßt Ihr in den Turm!"

Lierzer erschrak, als er den Stadtrichter sah, als er merkte, wie von allen Seiten Kinder, Weiber und Männer herzuströmten. Aber er faßte sich, fest und ruhig sah er dem Richter in die Augen und sagte: „Deshalb braucht Ihr an mich doch nicht wie an einen gemeinen Verbrecher die Hand anzulegen."

Da ließ ihn Janischitz los, und blitzschnell sprang Lierzer durch die Reihen des neugierigen Volkes davon, während alsbald etliche Männer auf den Richter eindrangen und ihn baten, er solle doch den unschuldigen Mann in der Ruhe lassen und nicht also wie einen Hasen durch die Gassen hetzen.

Janischitz aber fuhr sie an in höchster Erregung: „Ihr macht euch des Aufruhres schuldig!" und setzte dem verhaßten Gegner nach. Aber Lierzer hatte einen großen Vorsprung.

Der Weg zur Draubrücke war ihm abgeschnitten, beim Frauentor würde er nicht hinausgelassen werden, beim Ulrichstor würde er auch nicht mehr Glück haben, so war es das beste, zu Weltzer zu fliehen. Aber das war ein weiter Weg, und die Straßen lagen voll hohen Schnees.

Da fiel ihm Franz Lang ein. Er war ein Diener der Landschaft, und der Richter würde es nicht wagen wollen, sein Haus zu betreten.

So jagte er in mächtigen Sätzen, den Verfolger wenige Schritte hinter sich, der rettenden Heimstatt des Zeugskommissarius zu und erreichte sie glücklich. Er schlug das Haustor zu, das offen stand, und hatte gerade noch Zeit, es zu verriegeln, als Janischitz sich mit Wucht dagegen warf, so daß es in allen Angeln krachte.

Franz Lang war einheims. Durch den Lärm wurde er aufmerksam gemacht, kam die Treppe herunter und fand zu

seinem Erstaunen den Predikanten mit keuchendem Atem und kochendem Leibe in höchster Erregung an seiner geschlossenen Haustüre stehen.

„Was ist geschehen, Herr Lierzer?“ fragte er.

„Der Stadtrichter stehet draußen, wie ein Fleischerhund das Reh, so hat er mich bis hieher gejagt, ich bin schier außer Atem.“

„Beruhigt Euch, Ihr seid in meinem und damit in der Landschaft Schutz, ich werde dem Richter ein Wörtlein sagen, gehet nur zuvor hinauf!“

Der Predikant ging langsam, am Geländer sich festhaltend, die Stiege hinauf, Franz Lang entriegelte die Tür, trat dem Richter entgegen, und rief ihm zu: „Trollet Euch nur wieder heim, Herr Richter, in meinem Hause habt Ihr nichts zu suchen!“

„Ich weiß, daß ich es nicht betreten darf, so werde ich es belagern lassen und warten, bis der Vogel ausfliegt, so gerät er mir doch ins Garn!“

„Da könnt Ihr Monde lang warten, ich habe Speis' und Trank genugsam für ihn. Ich wünsche Euch also viel Geduld, Herr Stadtrichter.“

So ließ ihn der Alte stehen und kam herauf zum Predikanten, der sich müde in einen Sessel geworfen hatte.

„Ihr dauert mich, Herr Predikant,“ sagte er. „Ich will Euch zuvor einen Imbiß geben, so kommt Ihr am ehesten wieder zu Euch selbst.“

„Nein, lasset das jetzo, ich bitte Euch. Die Anstrengung des Laufes in dem tiefen Schnee hat mich weniger mitgenommen denn die Empörung über meine Schmach: alles Volk, Weiber und Kinder, haben zugeschaut, wie ich mit fliegendem Mantel, den Kopf vornübergeneigt und die Hände zurückgelegt wie der marathonische Läufer durch die Gassen gesetzt bin. Es hätte nur noch gefehlt, daß mir ein Hund bei dem tollen Lauf in die Waden gefahren wäre, dann könnt' ich nimmer auf der Kanzel zu Windenau stehen.“

„Redet nicht also, Ihr leidet um des Evangelii willen. Ich kann auch ein Liedlein davon singen. Ich bin schon wiederum gen Gratz gefordert worden. Wir können uns gegenseitig damit trösten, daß wir um unseres teuren Glaubens willen in solche arge Verfolgung geraten sind!“

„Ja, aber diese beständigen Scharmützel reiben mich auf. O warum bin ich kein Kriegsmann, der mit Büchse, Spieß und anderer Wehr seinem Gegner entgegentreten darf in offener Feldschlacht, Mann wider Mann, Brust wider Brust, Auge in Auge? Fallen dürfen im ehrlichen Streit dünkt mich würdig und schön, flüchten müssen vor Kerker und Ketten ist mir erbärmlich. Herr Lang, ich wollte, es hätte alles ein Ende, und ich wäre gar tot!“

„Schämt Euch, Herr Predikant, wie könnt Ihr so am Boden liegen? Ihr habet in Euren Predigten so oftmals uns Mut gemacht in allen Widerwärtigkeiten dieser argen und bösen Zeit, nun dürfet Ihr nicht vor mir erscheinen als einer, der anderen prediget und selber verwerflich erfunden wird. Lasset uns schauen, was es draußen gibt!“

Von der Straße drang Lärm herauf, laute Stimmen wie von Streitenden.

Der Richter hatte einen Buben zum Rathaus geschickt und vier Gerichtsdiener holen lassen, die alle vier Seiten des freistehenden Langschen Hauses besetzt hielten.

Inzwischen hatte sich viel Volk eingefunden, dessen Mehrheit offen Partei für den Predikanten nahm und laut wider den verfolgerischen Stadtrichter tobte und schimpfte.

Im nahen Stadtpfarrhofe öffnete sich ein Fenster, Antonius Manincors bleiches Gesicht erschien im Rahmen und verschwand bald wieder, als er bemerkte, daß die Stimmung des Volkes immer erregter wurde.

Sigmund Lierzer trat mit Franz Lang ans Fenster und rief dem Volke mit lauter Stimme zu: „Liebe Leute, gehet nach Hause, mir geschieht nicht Übles!“

„Kommt getrost herunter, Herr Predikant,“ antwortete ihm

eine Stimme, „wir schützen Euch und geleiten Euch sicher zur Brücke!"

„Schweigt," donnerte der Stadtrichter, „und gehet auseinander oder ich treibe Euch durch die Spieße der Gerichtsdiener auseinander. Wollet Ihr es denn wirklich zu einem Aufruhr kommen lassen?"

„Wir dulden das Unrecht nicht in unserer Stadt, wir holen den gesamten Rat, wir holen den Herrn Weltzer, wir lassen Sturm läuten vom Turm!"

„Da kommt der Herr Weltzer!"

Ein Jubel antwortete dieser Botschaft.

Dem Pfleger war sofort von der Gefahr gemeldet worden, in die der Predikant geraten war, und hatte sich alsbald aufgemacht, ihn zu befreien.

Ehrerbietig machte ihm das Volk Platz, es war stille geworden wie in einer Kirche. Mit zornfunkelnden Augen trat er auf den Richter zu: „Was erdreistet Ihr Euch, einer ehrsamen Landschaft wohlbestallten Diener also zu verfolgen? Ich werde das den Herren Verordneten berichten, auf daß sie bei der Regierung Eure sofortige Absetzung fordern."

„Herr Weltzer, ich habe strengen Befehl, den Predikanten, so er in die Stadt kommt, zu ergreifen."

„Vom Stadtpfarrer!"

„Vom Erzherzog, dessen Pfleger Ihr seid. In mehr denn fünfzehn Befehlen fordert er die Abschaffung des sektischen Predikanten, und ich bin ihm Gehorsam schuldig so gut wie Ihr!"

Wieder sah Weltzer wie damals bei der Kommission eine unübersteigliche Mauer vor sich aufgerichtet: die Befehle des Erzherzogs.

So kam er nicht zum Ziel.

Er überlegte und sagte dann zum Richter: „Tretet mit mir ein wenig beiseite, ich will Euch etwas sagen, und die Menge braucht es nicht zu hören."

Als sie vom Volk sich entfernt hatten, fuhr der Pfleger fort:

„Ihr beruft Euch auf die Befehle Ihrer fürstlichen Durchlaucht? Saget mir doch, wer hat diese Befehle veranlaßt? Das wisset Ihr doch so gut wie ich!"

„Der Herr Stadtpfarrer, aber — — —"

„Der Herr Stadtpfarrer mit seinen ständigen Klagen und Beschwerden, die von den Jesuiten zu Gratz noch jedesmal unterstützt und vergrößert werden. Begreifet Ihr denn nicht, daß der Erzherzog auf Drängen der gegenteiligen Geistlichkeit solche Befehle erlassen muß, weil er ein treuer Sohn seiner Kirche ist, weil er ein Mönch auf dem Throne ist, weil man ihm sonst mit zeitlichen und ewigen Strafen zusetzt und das Leben schwer macht? Gerade, daß es soviele Befehle sind — Ihr sprachet von fünfzehn —, beweiset doch, daß es ihm nicht ernstlich darum zu tun ist, den Predikanten abzutun, was auch wider die Religionspazifikation wäre. Wenn er wirklich gegen ihn vorgehen wollte, so hätte ein Befehl genügt, der scharf und deutlich auf der Stadt Ungehorsam in einem solchen Falle die höchste Strafe setzte, und seht, es geschieht doch nichts weiter. Darum rate ich Euch gut, lasset den Herrn Lierzer unangefochten und ich werde nichts weiter gegen Euch unternehmen."

„Aber ich hab' es dem Herrn Stadtpfarrer zugesagt, daß ich ihm den Predikanten fangen will."

„Seht Ihr's, die Ratsherren werfen Euch immer vor, Ihr seiet nichts anderes denn der allzeit willfährige Diener des Herrn Antonius Manincor. Herr Stadtrichter, seid ein Mann, macht Euch los von dem unheilvollen Einfluß des Stadtpfarrers, regiert Ihr die Stadt und lasset den Pfaffen seine Kanzel regieren."

„Er wird meine Absetzung als Stadtrichter betreiben, wenn ich nicht Wort halte!"

„Wenn er die Macht dazu hat! Hat er die Hochzeit im Rathaus hintertreiben können? Und er hat, wie ich überzeugt bin, genugsam dawider gearbeitet. Überschätzet den Welschen nicht, er kann Euch nicht schaden, wohl aber kann der Rat,

der, wie Ihr wohl wißt, nur aus meinen Religionsverwandten bestehet, Euch nützen und schützen!"

„Ihr habet recht, Herr Weltzer, ich will Euch zu Willen sein, aber wie fange ich's an, daß mein Rückzug in Sachen des Predikanten nicht so offenkundig werde?"

„Das laßt nur meine Sorge sein."

Er rief der Menge, die sich noch immer ruhig verhielt, die Erklärung zu, daß er mit dem Stadtrichter freien Abzug für den Predikanten ausgehandelt hätte, sie sollten daher unbesorgt sein um sein Leben und seine Freiheit und getrost zum Mittagsimbiß gehen, worauf das Volk sich nach allen vier Richtungen zerstreute.

„Nun entlasset Ihr Eure Gerichtsdiener, Herr Richter. Ich werde jetzo zu Herrn Franz Lang hinaufgehen und nach einiger Zeit den Predikanten selber zur Brücke begleiten. Ich hoffe, Ihr lasset nun in Zukunft den armen Predikanten unangefochten. Lebet wohl!"

Als der Pfleger in der Haustür verschwunden war und der Stadtrichter sich zum Gehen wandte, ereilte ihn eine Botschaft des Stadtpfarrers, er sollte sich sofort zu ihm begeben. Aber diesmal erwiderte Janischitz dem Boten: „Saget dem Herrn Stadtpfarrer, mein Weib warte mit dem Essen!"

„Was wolltet Ihr in der Stadt?" fragte Weltzer droben bei Franz Lang den Predikanten.

„Ich, ich wollte zu Euch."

„Und was wolltet Ihr bei mir?"

„Ich wollte Euch — berichten, was sich mit der Freifrau von Herberstein und mir zugetragen hat."

„Ihr habt ein Spottgedicht auf sie gemacht?"

„Ihr wißt schon davon?"

„Der Freiherr hat's mir geschrieben und ersucht mich, Euch abzusetzen."

„Das wäre zu harte Buße für meinen übermütigen Sang."

„Ihr seid undankbar, Herr Predikant, Ihr hättet so törichten Streich schon um des Freiherrn willen unterlassen sollen, Ihr seid undankbar und unklug. Wie lange ist's her, daß ich Euch ein Schreiben der Verordneten übergeben mußte, worin geschrieben stand: ‚Wenn aus Eurem unbescheidentlichen Wandel, aus Eurer Unachtsamkeit ein Unglück zustoßt, so habt Ihr niemand anderm die Schuld zuzumessen, aber Euer Gewissen beschwert Euch um so heftiger, daß die Gemeine dessen entgelten möge. Wisset Euch darnach zu richten!' Und nun habt Ihr gar noch die Herbersteiner arg vor den Kopf gestoßen! Ich werde Euch, den ich soeben vor dem Stadtrichter geschützt habe, vor dem Herbersteiner nicht schützen können."

„Mein Vergehen ist doch nicht so groß, Herr Weltzer," lenkte Lierzer ein. „Wollet Ihr meinen Reim hören?"

„Verschont mich damit. Ihr, Herr Zeugskommissarius, habet wohl auch keine Lust dazu?"

Dem Alten war so etwas schon eher nach dem Geschmack, aber da Weltzer abgeneigt war, so stimmte er bei.

„Die Kammerjungfer hat mich in diesen unleidlichen Handel gebracht, sie hätte das Spottliedlein, das ich ihr unvorsichtigerweise gegeben, nicht stracks zu ihrer Herrin tragen müssen. Aber auch die Unschuld ist nicht sicher vor denen, die Natterngift unter ihren Lefzen tragen, und gemeiniglich ergibt es sich, wenn wir vermeinen, wir seien unter vertrauten Christen, so wohnen wir mit dem heiligen Ezechiel mitten unter Skorpionen und falschen Brüdern."

Da bat Franz Lang: „Herr Pfleger, der Herr Predikant hat es nicht leicht, das haben wir wiederum heute ersehen. Wir sind allzumal Sünder und fehlen mannigfach, auch ein Diener des heiligen Evangelii hat seine Schwächen und Gebrechen. Ihr werdet gewißlich den Herbersteiner wieder beruhigen können, so daß dem Kirchenwesen zu Windenau kein Schaden erwachse!"

„Das wird sehr schwer sein, die Predigten läßt der Freiherr fortan nicht mehr zu."

Lierzer erschrak und verwünschte die tolle Laune, in der er als Poet für so manche erfahrene Kränkung eine leichte, fröh-

liche Rache an der stolzen, herrischen Frau hatte nehmen wollen: jetzo war seine und der Seinen ganze Zukunft in Gefahr.

Da rief Franz Lang: „So bauen wir ein Auditorium, haben wir nicht lange genug davon geredet? Wo ein Friedhof und ein Predikantenhaus ist, darf eine Kirche nicht fehlen. Herr Weltzer, greifet das Werk mit Freuden an, wir werden das Unsrige tun!“

Der Kircheninspektor hatte selbst schon lange daran gedacht, den Bau endlich anzugreifen, und als ihm vom Zorne der Herbersteiner berichtet ward, war es gleichfalls sein erster Gedanke gewesen, aber gerade in der gestrigen Nacht hatte er sich lange schlaflos auf seinem Lager gewälzt: Sein Herzleiden machte ihm immer größere Sorge und Unruhe und er fürchtete sich, ein Werk anzufangen, von dem er nicht wußte, ob er es bei seinen Lebzeiten würde hinausführen können.

Als ihm nun der ehrliche, treue Alte so freudig seine Hilfe versicherte, faßte er auch Mut und rief: „In Gottes Namen also, so wollen wir bauen! Aber was fangen wir mit dem Predikanten an?“

In seiner Stimme klang schon wieder das alte Wohlwollen, er hätte es schon um Ursulas willen nicht über sich gebracht, Sigmund Lierzer zu entlassen. Aber einen Denkzettel sollte er haben!

Als der Zeugskommissarius bat: „Lasset ihn laufen, wie ihn der Stadtrichter hat laufen lassen,“ da antwortete Weltzer: „Nur gegen zwei Bedingungen: zum ersten muß er sich bei den Herbersteinerischen ob seiner Spottlust entschuldigen, zum andern muß er uns beiden geloben, fortan das Gasthaus ‚Zur Mehlgruben‘ gewissenhaft zu meiden!“

Das eine war dem Predikanten so schwer wie das andere, aber beide Strafen zusammen waren nicht so schlimm wie die Entlassung aus dem Kirchendienst. So sagte er denn: „Ich will beides erfüllen. Was aber mein Zechen in der Mehlgrube anlangt, so geschieht mir Unrecht, man soll aus einem Gläschen Wein, das ich alldort trinke, mir nicht gleich einen Teufelsstrick drehen. Aber hat mein Herr Christus in den Tagen seines Fleisches, da er auf Erden wandelte, hören müssen, er sei vom Teufel besessen, ein Samaritan, ein Weinsäufer und ein Verführer des Volkes, und ist den lieben Aposteln am heiligen Pfingsttage diese Auflage geschehen, daß sie voll süßen Weines, so will ich mich um nichts anderes und besseres achten und in dieser baufälligen Hütte und der argen und bösen Welt auch nichts anderes getrösten!“

Weltzer runzelte die Stirn, er liebte es nicht, wenn der Predikant im gewöhnlichen Gespräch den Kanzelton anschlug, darum sagte er kurz: „Lasset uns gehen, ich bringe Euch sicher bis an die Brücke!“

Als Franz Lang wieder allein war, öffnete er die beiden Fenster seines Zimmers, und obgleich es erst Mittagszeit war und er nur zum Morgen und zum Abend seine Psalmen zu singen pflegte, so schmetterte er doch schon jetzt mit besonders lauter Stimme den Lob- und Dankpsalm zum welschen Pfarrhof hinüber: „Unsere Seele ist entronnen wie ein Vogel dem Stricke des Voglers, der Strick ist zerrissen, wir sind los! Gott sei Dank, daß er uns nicht gab zum Raub in ihre Zähne!“

Als er geendet, lächelte er vergnügt in sich hinein mit der ehrlichen Freude des Mannes, der weiß, daß der verhaßte Gegner über einen mißglückten Handstreich sich ärgert, und der Zeugskommissarius haßte Antonius Manincor mit derselben Kraft, mit der er der Augsburgischen Konfession treuergeben war.

22.

Sonntagmorgen im Mai! Der alte Himmelstainer war auf dem Wege nach Windenau. Er ging früher als alle andern, denn er brauchte mit seinen achtzig Jahren länger als die andern. Sein Rücken war noch gerade, und sein Auge blitzte unter den buschigen, weißen Brauen noch hell, wie damals, als es auf Marchburgs Wall in trotziger Kampfeslust

den Türken entgegenlohte, aber sein Fuß war langsam geworden, als wüßte er's: es geht dem Grabe zu!

Links und rechts vom Wege brannten in der Morgensonne die weißen Kerzen der Kastanien, und auf den grünen Wiesen und Feldern, die sich fast bis an den Draufluß drängten, leuchteten die schneeigen Blüten der Obstbäume, daß sie schier den alten Handwerksmeister blendeten.

Über ihm jubelte eine Lerche. Er breitete schützend die Hand über die Augen und sah der Sängerin nach, die immer höher und höher stieg. Und als sie droben in einem unermeßlichen Lichtmeer seinen Blicken entschwand, und doch ihre lauten Triller immer noch an sein Ohr schlugen, da nickte er und sagte zu sich selbst: „Just so wie beim Herrgott, man sieht ihn nicht und hört ihn doch!"

Er hatte ihn zeitlebens gehört, in Glück und Leid.

Er wollte ihn heute hören, im Kirchlein zu Windenau. Im eigenen Kirchlein.

Der Herr Weltzer hatte schnell gearbeitet. Noch schneller als beim Friedhof und beim Predikantenhause. Nicht zwei Monate waren es her, daß der Kircheninspektor ans Werk gegangen war, und heute sollte es eingeweiht werden.

Freilich, es war nur ein hölzerner Bau, mit Reichladen verschlagen, für den stolze Eichen aus dem Pachernwald gefällt worden waren, aber was tat's? Die teure Augsburgische Konfession im Viertel zwischen Drau und Mur hatte wiederum einen Schritt nach vorwärts getan, ein drittes Gebäu war nun ihr freies Eigentum, das liebe Wort Gottes hatte ein Heim. Ludwig Himmelstainer ging unwillkürlich schneller, seine Gedanken trieben ihn weiter.

Als er in Windenau ankam, war noch niemand da. Da stand das Kirchlein vor ihm, schmucklos, unansehnlich, eher einer Scheune denn einem Gotteshause gleich.

Die eine Seite ruhte auf der Friedhofsmauer, und das gefiel dem Schlossermeister zuerst nicht.

„Mußte denn der Herr Weltzer also mit dem Raume sparen?" fragte er sich. „Warum hat er denn nicht auch hier noch eine Säule mauern lassen? Unsere Widersacher werden spotten: unser Auditorium lehne sich an den Friedhof, und bald werde es ganz und gar begraben sein."

Aber dann sah er, daß die Kirche durch einen Gang auch mit dem Predikantenhause verbunden war, daß somit alle drei Baulichkeiten als ein Ganzes zusammenhingen, und da war ihm der Gedanke Weltzers auf einmal lieb als ein treffliches Sinnbild der Gemeinschaft, wie sie alle Religionsverwandten umfaßte, die Lebenden und die Toten, den Predikanten und die ganze Gemeine.

Auch das lobte er, daß der freie Raum unter dem Kirchenfußboden dank der Höhe der Friedhofsmauer und der drei Tragsäulen so hoch war, daß in Ungewitters Zeit diejenigen, so die Predigten besuchten, Roß und Wagen unter- und einstellen konnten. Schön war ihm nur, was nützlich war.

„Der Herr Weltzer hat alles wohl bedacht. Nun will ich das Innere sehen."

Drinnen traf er den Predikanten.

„Der Predigtstuhl ist derselbe," erklärte ihm der, „so wir im Schloß gebrauchten, Abraham Sollhofer hat ihn gemacht, desgleichen die vier langen Bänke mit Lehnen und die sechzehn ohne Lehnen. Schaut her, den alten Kelch hat Meister Hans zu Marchburg gepunzt und ausgebessert, das niederländische Tischtuch auf dem Kommuniontisch hat Herr Weltzer gekauft, auch diese silberne Kanne zur Taufe und diese zinnene zur Kommunion. Das Kirchengesangbuch, glaube ich, erstand er bei Hansen Schmidl, Buchdrucker zu Gratz. Und habt Ihr draußen am Tor am eisernen Ring das Sammlungssäckel gesehen? Hoffentlich halten die Religionsverwandten das Geld nicht mehr so fest, daß der Sorgen des Herrn Weltzer etwas weniger werden."

„Es sind teure Zeiten, Herr Lierzer," entgegnete der Alte. „Ein jeder tut, was er kann!"

Die Weltzerischen kamen vorgefahren, pünktlich wie immer.

Langsam stieg der Pfleger aus, half seinem Weibe aus dem Wagen und warf einen leuchtenden Blick auf das Kirchengebäu, auf dessen Holz der volle Glanz der Morgensonne wie ein Gottessegen lag. Er fühlte sich heute so leicht und frei, und ungequält von seinen Leiden war er doppelt dankbar für das gelungene Werk und gab in seiner tapferen, treuen Seele keiner Sorge Raum.

Er übersah die stattliche Schar der Zuhörer, die in Gruppen plaudernd oder müßig schauend vor dem Auditorium standen. Etliche waren auf dem Friedhof. Zwischen den üppigen grünen Ranken des wilden Weins leuchtete der vom Winterschnee weißgewaschene Heilandsleib wie Margaretenblümlein aus einer Wiese. Auf den Grabsteinen verdampfte in schleierleichten, silbernen Wellen der Tau der Maiennacht.

An der Landstraße harrten schüchtern wie Kinder windische Bauern aus den Dörflein des Pachernwaldes. Derweil noch im Schlosse gepredigt ward, wagten sie sich nicht heran an die Augsburgische Konfession, die ihrem weltfremden Sinne wohl nur als ein Eigentum der Herren und Bürgersleute erscheinen mochte. Nun aber, wo sie in ein Heim eingezogen war, für das sie das alte, harte Holz ihrer Eichenstämme hergegeben hatten, wo der Morgenwind von dem schlichten Bau den Duft der frischen Bretter wie einen Gruß aus ihren Wäldern zu ihnen herübertrug, wollte sie ihnen da vertrauter werden?

„Unsere heilwertige Religion,“ sagte Weltzer zum Predikanten, „wirbt auch um die Seelen des windischen Volkes. Gott gebe, daß sie auch dort eine Wurzel fasse und eine Frucht trage!“

„Das wird schwer halten,“ antwortete Lierzer. „Sie verstehen nicht teutsch.“

„Lateinisch verstehen sie auch nicht.“

„Aber werden entschädigt durch Weihrauch und Meßgewand, durch Kirchenfahnen und Prunkaltar. Sie sind wie die Kinder: Sie wollen schauen, wenn sie glauben sollen. Sie werden sich an unserem Auditorium bald satt gesehen haben und kommen nicht wieder.“

„Ihr mögt recht haben. Die Augsburgische Konfession ist fürs Herz und nicht fürs Auge, aber weht nicht doch der Stallgeruch von Bethlehem hindurch, und müßte ihnen der nicht lieb und gewohnt sein?“

„Das Alltägliche schätzt der Bauer nicht: Heu und Haber riecht er jeden Tag, und Sonne hat er genug, er liebt den Sonntag, der bringt ihm in seiner Kirche weiße Weihrauchwolken und den rotglühenden Schein des ewigen Lichts. Herr Weltzer, ich setze keine Hoffnung auf dies Volk.“

„Ihr habt wenig Glauben an die Macht unseres Glaubens.“

„So viel wie Ihr. Aber könnt Ihr Korn säen auf ungepflügten Grund? Lasset die Pflugschar von Jahrhunderten durch diese Massen gehen, und das Feld der Augsburgischen Konfession wird voll von goldenen Ähren stehen.“

Da flog ein Schatten über des Pflegers Gesicht. Die Pflugschar von Jahrhunderten? Wenn nur nicht zuvor, wenn nur nicht bald schon die friedhässigen Widersacher die keimfrohe, hoffnungsselige Saat des teuren Gotteswortes, die noch nicht ein Jahrhundert lang die Fluren des teutschen Volkes bedeckte wie ein weites, grünes Meer, mit dem schweren Eisenfuß der Gewalt wieder zu Boden stampften!

Aber der Maienmorgen war so licht und schön, und der Eichenforst, der links und rechts von der Straße sich zum Himmel reckte und die drei Baulichkeiten, die der treue Mann in unermüdlicher Fürsorge für seine Religionsverwandten geschaffen hatte, wie ein schützender Mutterarm umfing, war so durchklungen von jubelnden Vogelstimmen, daß auch seine Seele flugs frei und lerchenfroh sich in die Höhe schwang.

Zudem kamen jetzt Adam und Ursula von Kollonitsch, er warf einen warmen Blick auf sein glückstrahlendes Kind und da sah er nichts als Gnade und Segen und eine köstliche Verheißung.

23.

Beim Predikantenfang hatte der Stadtrichter Janischitz gänzlich versagt. Im Spätherbst des Vorjahres hatte er dem Stadtpfarrer zugesagt, Sigmund Lierzer abzuschaffen, und jetzt im Erntemond, wo man das Korn auf den Feldern schnitt, war alles beim alten.

Antonius Manincors Geduld war zu Ende. Mit Unwillen hörte er, daß Janischitz mit den Ratsherren des öfteren im „Erzherzog" beim Weine saß, daß alle, mit Ausnahme des alten Himmelstainer, ihm sein Vorgehen gegen den Predikanten und die Bürgerschaft und seine Willfährigkeit gegen den welschen Stadtpfaffen längst verziehen hatten, wo sie sahen, daß er sich allmählich vom Einfluß des Pfarrhofs freizumachen suchte und sich mitunter sogar über die ohnmächtige Wut Manincors lustig machte.

Auch daß Lierzer nach wie vor in der „Mehlgrube" verkehrte, daß die Bürger zahlreicher denn je gen Windenau ausliefen, seit dort — wie der Stadtpfarrer es nannte — der hölzerne Hundestall für Türkenversammlungen erbaut worden war, vernahm er mit immer wachsendem Groll.

Er gab nicht nach. Er hatte wohl manchmal Stunden, wo er des Kampfes müde war, wo er daran dachte, die Arbeit wider die sektische Religion aufzugeben. Er war felsenfest davon überzeugt, daß die verhaßte Augsburgische Konfession einmal im ganzen Herzogtum Steyr am Boden liegen würde, dank der Tätigkeit der Jesuiten und der Macht des Erzherzogs, und dann würde auch zu Marchburg und im draufeldrischen Bezirk ihr Untergang besiegelt sein, ganz von selbst, auch ohne ihn.

Aber dann wurde er immer wieder schnell umgestimmt und zu neuem Kampf aufgestachelt durch Ehrgeiz und Rachsucht: beides gab ihm, der nach Art seines welschen Stammes es nicht liebte, alle Kräfte und alle Gedanken eine lange Zeit

hindurch auf ein noch fernes Ziel zu sammeln, eine ausdauernde Zähigkeit.

Der Stadtrichter Janischitz mußte entfernt werden. Er war zu lau in der Bekämpfung der ketzerischen Religion. Es würde dem Stadtpfarrer ein Leichtes sein, ihn bei der Regierung als einen Freund des halsstarrigen und unbotmäßigen Rates zu verdächtigen.

Damals, als er den Predikanten, den er beinahe im Hause des Franz Lang schon in der Hand hatte, zu Manincors größter Überraschung und weidlichem Ärger wieder freigelassen hatte, war der Stadtpfarrer nicht gegen ihn eingeschritten, weil es beinahe zu einem Aufruhr gekommen war und weil der Rat des Statthalters, die Sache fein säuberlich anzufangen, noch in des Pfarrers Ohren klang.

Jetzt aber, im Hochsommer, wo unter dem heißen Kuß der Sonne alles in tiefem, traumsüßem Frieden lag, wo viele der Bürger in ihren Weingärten dämmerten und Richter und Rat nur selten sich zu einer Sitzung versammelten, jetzt schien ihm die Zeit zu einem neuen Schlag wider die Augsburgische Konfession gekommen: ein neuer, schärferer und verläßlicherer Stadtrichter sollte Sorge tragen, daß die mannigfachen Befehle des Erzherzogs endlich befolgt würden.

Auch empfahl es sich, die Aufmerksamkeit Ihrer Durchlaucht wieder einmal auf die Stadt Marchburg und auf ihren leidigen Ungehorsam in Sachen des Glaubens zu lenken und dadurch womöglich noch härtere Befehle wider sie zu erwirken.

Sein Bericht über die Vorgänge in der Stadt und im Bezirk seit der Kommission, die der Erzherzog in Ungnaden gen Marchburg entsendet, unterstrich vor allem die offenkundige Tatsache, daß es den hiesigen Bürgern weniger um den Glauben zu tun wäre, worin sie seit alters, wie männiglich bekannt, lässig gewesen wären, denn um Trutz, Bosheit und Haß, womit sie den klaren Befehlen des Erzherzogs zuwider mißgläubige Personen in des Rats Mittel gebrauchten, die sektischen Gottesdienste zu Windenau besuchten und die angedroh-

ten Strafen der Obrigkeit für nichts achteten. Leider leistete in dem allen der Stadtrichter Janischitz dem Rat und der Bürgerschaft sträflichen Vorschub, und das traurige Wesen allhier würde nicht geändert werden, so nicht ein anderer Stadtrichter, der Herz und Mund am rechten Flecke hätte, das Heft in die Hand nähme und alles zum Besseren wendete.

Zu seiner höchlichen Freude wurde er bald darauf nach Gratz gerufen, und diesmal wehte ihm in der Burg ein ganz anderer Wind entgegen.

Der Kampf um die Macht zwischen dem katholischen Erzherzog und den protestantischen Ständen tobte noch in aller Schärfe, und weil fort und fort zwischen beiden um Sachen des Glaubens gehandelt und über Sachen des Glaubens verhandelt wurde, so konnte es nicht ausbleiben, daß die Augsburgische Konfession immer schwereren Schaden litt, denn auf der Seite des Fürsten war die größere Macht, und der Gehorsam gegen Gottes Wort und die Treue gegen den Landesherrn verbot den Ständen, auf tief einschneidende Befehle und Maßregeln anders zu antworten als durch papierene Proteste, die unwirksam bleiben mußten bei einem Manne, der fest entschlossen war, die uralte heilige katholische Religion in seinen Landen wiederherzustellen.

Und immer tatkräftiger, unter geschickter Vermeidung von offener Gewalttat, ging er wider die Augsburgische Konfession vor.

Das Herzogtum Steyr widerhallte von Klagen über mannigfaches Unrecht, so in den Städten und Märkten und auf dem Gäu der lutherischen Religion, sowie den Predikanten und Schulmeistern angetan ward. Alte Freiheiten, seit Jahrhunderten von den Vätern ererbt, wurden mißachtet, besonders in Sachen der Besetzung der Stadtämter. Es schien, als ob die Katholischen allein der Ämter fähig, die Evangelischen aber mit Entgeltung ihrer Religion keinen Zugang zu den Ehrenstellen haben sollten: sie wurden wirklich hintangesetzt, frei erwählte Stadtrichter wurden, weil sie der Augsburgischen

Konfession zugetan waren, trotz geschehener Präsentation nicht mit Bann und Acht belehnt. Verbrechen blieben dadurch vielfach unbestraft, und Malefizpersonen mußten den Bürgern mit unerträglichen Unkosten auf dem Hals liegen, teils entrinnen und ausbrechen, teils im Gefängnis gar sterben und verderben. Etliche Predikanten wurden von den Schlössern der Herrn und Landleute ihren Weg weiterzunehmen verursacht, Schulmeister wurden gar in Verbot gelegt.

Eine große Unzufriedenheit war im Lande: man spürte allenthalben, daß der Druck von oben stärker und daß die Schlinge um den Hals der Augsburgischen Konfession immer fester gezogen ward.

So kam es, daß Antonius Manincor in seiner Unterredung mit dem Statthalter, die mehrere Stunden währte und in der er seinen schriftlichen Bericht ausführlich durch wahre und unwahre Mitteilungen mannigfacher Art ergänzte, mit Leichtigkeit das Versprechen erlangte, daß beim Erzherzog die Absetzung des Stadtrichters und ein weiteres schärferes Vorgehen wider die von Marchburg erwirkt werden sollte.

Janischitz saß gerade mit seinem Weibe in bester Laune beim Mittagsmahl, als ihm ein Gerichtsdiener ein Schreiben an Richter und Rat überbrachte.

Er wischte sich die Finger, mit denen er die braunknusperigen Knochen eines gebackenen Huhnes fleißig zum Munde geführt hatte, am Tischtuch ab, tat einen tiefen Zug aus dem Weinkrug und erbrach das Siegel.

Während er las, verfärbte er sich, und seine Hände zitterten.

„Was ist geschehen?“ fragte sein Weib.

„Ich bin Stadtrichter gewesen,“ antwortete er dumpf.

„Ich hab's Euch immer gesagt, es wird einmal so kommen, Ihr hieltet es zu sehr mit den Sektischen.“

„Das hat mir der Stadtpfarrer eingebrockt, morgen laufe auch ich aus gen Windenau.“

„Schämt Euch! Der Predikant würde große Augen machen;

einst seid Ihr ihm nur durch der Stadt Gassen nachgelaufen, jetzo laufet Ihr ihm gar bis Windenau nach."

„Wenigstens bin ich wieder ein freier Mann und kann tun und lassen, wie ich mag. Ärger hab' ich als Maurergeselle auf meinem Gerüst nicht aufgemerkt, daß ich nicht herunterfalle, wie ich als Stadtrichter immer hab' auf der Hut sein müssen, daß ich's allen recht mache und es mit keinem verderbe. Und der Rat wird sich noch mehr verwundert die Augen reiben, wenn ich ihm in der Sitzung dies Schreiben vorlesen werde!"

„Was steht denn noch darinnen?"

„An meine Stelle tritt Stephan Hase."

„Der Schleicher? So hat ihm sein Herumstreichen um den Pfarrhof doch endlich genützt, und seine Frau wird noch fleißiger denn sonst zum Herrn Stadtpfarrer beichten gehen!"

„Der Pfarrer soll in Hinkunft ständig bei Spital- und Kirchenraitungen zugegen sein, das ist von alters her nicht gebräuchlich und damit wird schier in der Stadt Marchburg eine Dorfgewohnheit aufgebracht. Ich höre schon jetzt den alten Himmelstainer dawider donnern."

„Weiter!"

„Der sektische Predikant ist auf der Stelle aus der Stadt zu schaffen."

„Seht Ihr, das war die Hauptsache, jetzt kann der Hase den Jagdhund machen."

„Der Handwerkspersonen, Zünften und Bruderschaften Begleitung zu den sektischen Kondukten wird eingestellt, da diese Beleitung zu der Pfarrkirche und dem darin zu haltenden Gottesdienst gestiftet worden sei."

„Der Herr Stadtpfarrer hat wacker zu Gratz gearbeitet!"

„Die für die Kirche zu Windenau bestehenden Legate abgestorbener Personen sind nicht dorthin zu verschaffen, sondern abzufordern und zu Nutz der katholischen Kirche anzulegen."

„Daraus schaut wiederum das Gesicht des Herrn Antonius Manincor!"

„Der Stadtpfarrer in Marchburg wird beauftragt, die Durchführung dieses Befehls zu überwachen."

„So ist der Stadtpfarrer Stadtrichter geworden!"

„Ungehorsam wider diesen Befehl kostet zweihundert Dukaten!"

Da sprang sie auf: „Nun freue ich mich, daß Ihr des Amtes los seid: das wird noch ein arger Handel werden, und vielleicht hätten sie Euch auch noch gen Gratz gefordert und dort in Haft gesetzt, wie Christophen Leeb und Lukas Hofer, die immer noch nicht daheim sind."

Er legte sich in seinem Sessel zurück und seufzte. Dann tat er wieder einen tiefen Trunk und sagte zu seinem Weibe: „Traget das Huhn hinaus, ich will es heute abend weiteressen."

Er stand auf und ging trotz der Mittagsglut stracks zum alten Himmelstainer.

Der saß in seiner schattigen Laube und hatte einen kleinen Urenkel auf dem Knie und ließ ihn reiten. Dabei sang er im tiefsten Baß:

„Reiter, Reiter, Reitersmann,
Hast du keine Spornen an!
Soll das Rößlein traben,
Mußt du Spornen haben!"

Das fröhliche Lachen des Kleinen drang bis hinaus auf die Straße.

Janischitz durchschritt das Gärtchen, das mit jeder Blume, mit jedem Strauch die sorgfältige Pflege durch einen Mann bewies, der Feierabend hatte, und bog zur Laube ab. Aus dem dunklen Grün des wilden Weines bluteten hie und da schon einige rote Blätter.

Der Alte runzelte die Stirn, als der unliebsame Besucher gebückt im Eingang erschien. Als er jedoch das Schriftstück in seiner Hand und den großen Ernst in seinem Antlitz bemerkte, ward seine Neugier wach, er setzte den Kleinen nieder, erhob

sich schwerfällig und sagte: „Ihr waret noch nie bei mir, und ich vermeinte Euch auch nie bei mir zu sehen, seit Ihr uns zum Stadtrichter gesetzt worden seid, gar sehr wider unsern Willen."

„Seid getrost, Meister Himmelstainer, ich bin es nicht mehr. Ich bringe Euch meine Absetzung und unserer geliebten Stadt manche neue und schwere Widerwärtigkeit."

„Laßt sehen!"

Er setzte sich wieder nieder und hieß auch den andern sich setzen. Das Kind drückte sich schüchtern in eine Ecke.

Und Himmelstainer las.

Und über sein bleiches, durchfurchtes Gesicht, auf dem noch vor kurzem der helle Glanz großväterlichen Glückes geleuchtet hatte, zog jetzt das Gewitter eines wilden Zorns: in seinen Augen blitzte es auf, und von seinen Lippen grollten die kurzen Donner trotziger Flüche, und als er zu Ende gelesen, warf er das Papier zu Boden und trat mit dem Fuße drauf und hob die geballte Faust in die Höhe und schrie: „Verfluchter Pfaff! Verfluchter Pfaff!"

Da begann der Kleine zu weinen.

Der Alte streichelte ihm das blonde Haar und die weichen Wangen und sagte nichts.

Dann trug er ihn langsam und unsichern Schritts ins Haus.

Janischitz hob das Schriftstück auf.

Im nahen Apfelbaum flötete eine Amsel. Nach geraumer Zeit rief ihn Himmelstainer zu sich herauf.

„Ihr seid mitschuldig an diesem Befehl," fuhr ihn der Alte an. „Ihr hättet bei der Kommission die Ernennung nicht annehmen, Ihr hättet Euer Amt hinwerfen sollen, als Ihr sahet, wozu Euch der Stadtpfaff mißbrauchte, die Absetzung ist Euer verdienter Lohn. Ihr habt Antonius Manincor zu groß und mächtig werden lassen, das hat ihm Mut gemacht zu diesem schweren Anschlag wider der Stadt Freiheiten, und so seid Ihr mitschuldig."

„Meister Himmelstainer, macht mir keinen Vorwurf, lasset

uns lieber beraten, wie dem Übel zu begegnen und was in dieser Sache zu machen sei."

„Beruft eine Sitzung ein."

„Dazu muß schon Stephan Hase geladen werden. Ich wollte zuvor Euren Rat hören."

„Ein Hase Stadtrichter von Marchburg! Den wird der Fuchs im Pfarrhof auch bald in den Fängen haben."

„Was soll mit dem Predikanten geschehen?"

„Gar nichts. Lieber räumen wir alle vom Rat selber die Stadt, als daß wir uns eine solche Sünde wider den heiligen Geist auf den Rücken laden. Insgeheim müssen wir Türken, Heiden und Banditen handeln und wandeln lassen, und da sollen wir die Instanz sein, dadurch die Diener des Wortes Gottes verfolgt und vertrieben werden sollen?"

„Aber die hohe Strafe von zweihundert Dukaten!"

„Wo kein Gras wächst, ist kein Heu. Die Stadt ist in große Armut geraten, mit dem Kriegsvolk sind wir schier über Vermögen beschwert worden. Viele andere Städte und Flecken haben nicht in gleichem Maße wie wir ihre Mannschaft aufgemannt. Ja, wir haben noch dazu zu der bei uns jüngst gehaltenen Musterung das Kriegsvolk und andere Durchreisende von unserem geringen Vorrat auf des Erzherzogs Vermahnung unterhalten, sind aber von den meisten mit einem Spott und Undank, auch wohl von etlichen nicht mit einem Pfennig ausgezahlt worden, haben auch zum Anzug wider den Erbfeind christlichen Namens unser Roß, Wagen und Knecht, zur Nachführung etlicher Munition und Rüstung, gar nach Agram und andern Orten mehr dargeben müssen, ohne einige Bezahlung. Täglich und immerzu gehen uns allerlei Befehle wegen Besserung der Wege und Straßen zu. Und darum werden wir die zweihundert Dukaten nicht zahlen!"

„Was ist mit den Spital- und Kirchenraitungen?"

„Die sind altem und wohlhergebrachtem Gebrauch nach etliche hundert Jahre her außer Beisein eines hiesigen Pfar-

rers aufgenommen und ratifiziert worden. Das Spital ist allein von den Bürgersleuten, daher es auch ein Bürgerspital genannt wird, gestiftet und die Pensation allein denen von Marchburg von den Stiftern anbefohlen worden. Und wie ich mich meinem Wissen nach einiger Verdächtigkeit oder Eigennützigkeit nicht zu erinnern habe, so dürfen wir füglich damit nicht beschuldigt werden."

„Was soll mit der Zechen und Bruderschaften Beleitungen nach Windenau zum Begräbnis geschehen?"

„Die können getrost abgeschafft werden. Das ist das allermindeste."

„Und die Legate?"

„Etliche Bürger haben noch in ihrer Lebzeit Legate hinausgegeben, etliche sind auch wohl nach ihrem Absterben von ihren Erben dorthin gereicht worden. Wir können doch nicht den einen oder andern in ihrer Güte die Hand sperren, zumal die allgemeine Landesfreiheit es mit sich bringt, daß einer und der andere mit seinem Hab und Gut frei ist."

„Also Ihr meint, wir sollten auch diesen schweren Befehl in den Wind schlagen?"

„Gewißlich. Hinter ihm steckt nur der welsche Stadtpfaff. Ich bin überzeugt, der ganze Rat wird mir beistimmen und nicht willens sein, vor Antonius Manincor also zu Kreuze zu kriechen, wie er es in seinem Wahne wünscht. Berufet getrost auf morgen eine Sitzung ein, ich werde schon dafür Sorge tragen, daß die Antwort derer von Marchburg teutsch und deutlich ausfällt."

„Ich danke Euch, Meister Himmelstainer."

Als Janischitz draußen war, rief der Alte wieder den kleinen Urenkel zu sich: „So, Peter, nun können wir weiter reiten, das Gewitter ist vorüber, und die Sonne scheint schon wieder, und Gott der Herr wird unsere alte liebe Stadt Marchburg und die Augsburgische Konfession schützen. Komm her, Bub!

Reiter, Reiter, Reitersmann,
Hast du keine Spornen an!
Soll das Rößlein traben,
Mußt du Spornen haben!"

24.

„Vergesset niemals, Herr Stadtrichter," sagte Antonius Manincor, „daß Ihr mir Euer Amt zu danken habet. Ich habe das Zutrauen zu Euch, daß Ihr besser denn Euer Vorgänger auf das Wohl unserer heiligen Kirche und auf die Abwendung jeglichen von den Sektischen ihr drohenden Schadens Bedacht nehmen werdet."

„Ihr könnt Euch auf mich verlassen," lächelte Stephan Hase. „Ich bin ein Gerbermeister, wie Ihr wißt; ich will der Augsburgischen Konfession und dem widerwärtigen Predikanten schon das Fell gerben, daß Ihr Eure helle Freude daran haben werdet."

„Wir werden sehen. Im Versprechen seid Ihr Marchburgerischen Bürger insgesamt groß, das hab' ich genugsam erfahren. Im übrigen bin ich ja im letzten Befehl Ihrer fürstlichen Durchlaucht ausdrücklich dazu bestellt worden, das Stadtwesen zu überwachen. Ihr habet also die Pflicht, mir immer alles getreulich zu berichten, was im Rat und in der Bürgerschaft vorgehet. Wie war es bei der gestrigen Sitzung?"

Der neue Stadtrichter erzählte von dem Abgang des Janischitz, nachdem er unter eisiger Stille den Befehl des Erzherzogs verlesen hatte, von einer langen und scharfen Rede des alten Ludwig Himmelstainer, der unter Berufung auf Gottes Wort und auf der Stadt Freiheiten und Gerechtsame trotz der schweren angedrohten Strafe von zweihundert Dukaten dem Befehl nicht Folge zu geben riet mit Ausnahmen in Sachen der Beleitungen der Bruderschaften — „um doch unsern guten Willen zu zeigen" —, von Ausbrüchen des Zornes und des Hasses, in dem fast alle Herren vom Rat vom Stadtpfarrer gesprochen hätten, es wäre ein unerhörtes,

in keiner andern Stadt des Herzogtums Steyr vorkommendes Stück, daß ein Pfaff, und dazu noch ein welscher, so zu sagen an die Spitze des Wesens einer teutschen Stadt gesetzt würde, und lieber zündeten sie die teure Vaterstadt an allen Ecken und Enden an, die sie so oftmals mit Blut und Leib und Leben wider den türkischen Erzfeind verteidigt, denn daß sie die Schmach dulden wollten, daß sie vor einem welschen Pfaffen den Nacken beugten und seine leidige und ganz unerträgliche Aufsicht sich gefallen ließen. Namentlich der alte Himmelstainer hätte immer wieder auf diese Schande gehämmert, mit einer Kraft und Leidenschaft, als stände er wieder wie in den Jahren seiner besten Manneskraft am Ambos, und ihm, dem Stadtrichter, wäre der alte Mann erschrecklich erschienen in seinem Zorn, als er seinen Mitbürgern die wilden Worte zurief: „So es dabei bleiben soll, daß dieser Stadt Rathaus an Stelle von freierwählten Männern von einem fürgesetzten welschen Pfaffen regiert werden soll, so gelobe ich Euch bei meinen achtzig Jahren und bei meinem weißen Haar: mit diesen Händen, die allzeit fleißig geschafft und wenn's not tat, die Büchse gebrauchten zur Verteidigung unserer teuren Vaterstadt, mit diesen Händen reiße ich Antonius Manincor aus seinem Pfarrhof und werfe ihn dem versammelten Volke vor: da habt Ihr die Schlange unter Euren Füßen, die fort und fort ihr verderbliches Gift unter Euch gespritzet hat, zertretet sie, und Gott im Himmel wird Euch gnädig sein!"

Der Stadtpfarrer erbleichte und ballte die Faust, dann sagte er, und in seinen dunklen Augen brannte ein unheimliches Feuer: „Du wirst der nächste sein, dem die Schlange den Todesbiß gibt, auch deines Alters werde ich nicht schonen! Aber erzählet weiter!"

„Schier drei Stunden haben sie verhandelt, endlich ward eine lange Antwort an den Erzherzog beschlossen, ganz im Sinne des Ludwig Himmelstainer, die Antwort soll aber erst in etlichen Wochen abgehen, denn, so hatte der Alte gemeint,

es wäre ein vortreffliches Mittel, eine Sache auf die lange Bank zu schieben, man könnte dann sehen, ob es dem Erzherzog mit dem Befehl und der Strafe Ernst wäre, und zudem stünde zu hoffen, daß er sich eines Besseren besänne, zumal wenn inzwischen die allgemeine Lage sich änderte und die Verordneten zu Gunsten der Städte und Märkte eingreifen könnten."

„Wie hat man Euch aufgenommen?"

„Man hat mich übersehen, als ob ich Luft wäre. Nur einmal hat Himmelstainer auf mich und meinen Namen angespielt, indem er sagte: ‚Wir wollen dem welschen Stadtpfarrer zeigen, daß wir keine Hasen sind, sondern Hunde, die bellen und beißen können.'"

„Nun, bisher haben die Hunde mehr gebellt, und das verstehen sie gut. Vor ihrem Beißen fürchte ich mich nicht. Zumal der alte Himmelstainer hat keine Zähne mehr."

„Wie soll ich mich nun weiter verhalten?"

„Gebet scharf Obacht auf den Rat, zumal auf den alten Hetzer, lasset ihn durch die Gerichtsdiener unbemerkt in seinem Tun und Treiben beaufsichtigen, und dann vor allem, sucht mir den Predikanten zu fangen, sobald er sich in der Stadt zeigt."

„Er wird sobald nicht kommen, der Rat hat ihm eine Warnung zugeschickt."

„Er fliegt wie die Motte ins Licht in die ‚Mehlgrube'. Stellet doch dort ständig einen Gerichtsdiener auf: an seiner Liebe zum Weine können wir ihn fassen."

„Der Herr Weltzer wird ihn wiederum retten wie dazumal."

„Der ist ein kranker Mann, hat schon das Wasser in den Füßen, der wird nicht mehr lange schützen und schaden können."

„Ich hab' ihn gestern gesehen: die Eiche ist noch aufrecht."

„Wird bald am Boden liegen, und wenn sie fällt, haben wir ein leichtes Spiel."

„Ich zweifle auch nicht, daß unsere heilige Kirche das Spiel gewinnen wird, aber der Sieg wird nicht leicht sein!"

Da rief Antonius Manincor laut, und seine schmächtige Gestalt reckte sich hoch und er hob die Hand empor, und seine Augen leuchteten: „Und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen! Herr Stadtrichter, wir streiten für unsern göttlichen Heiland und für die hochgelobte reine Gottesmutter, die bleiben thronen in den Wolken des Himmels in Kraft und Majestät, die Augsburgische Konfession aber wird zertreten und zerfetzt am Boden liegen, von allen verachtet, von niemandem beweint. Dessen wollen wir einer guten Zuversicht sein!"

Um dieselbe Stunde sagte Clement Weltzer zu seinem Weibe: „Nun werde ich, ehe der Winter einbricht, die Schule bauen, wir wollen Sorge tragen für die liebe Jugend."

Da erschrak sie. Sie sah, wie sein körperliches Leiden wenn auch langsam Fortschritte machte, und er lud sich immer neue Lasten und Sorgen auf seine immer schwächer werdenden Schultern. Mit Zittern und Grauen dachte sie oft der Zukunft, der einsamen Tage und der schlafarmen Nächte der Witwenschaft und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Was habt Ihr, Liebste?"

„Ich dachte daran ... ich dachte, wie könnet Ihr wieder bauen wollen, wo vor wenigen Tagen erst solch scharfer Befehl wider die von Marchburg ergangen ist?"

„Noch stehet der Adel in seinen Freiheiten unangetastet da, noch darf er auf seinen Schlössern Schulmeister halten. Der unserige wird zu Windenau wohnen und dem Namen nach ein Schulmeister des Herrn von Herberstein sein."

„Ist der Freiherr dessen zufrieden?"

„Seit wir mit unserem Kirchenwesen ganz und gar von seinem Schlosse abgerückt sind und er Ruhe hat vor seinem Gemahl, habe ich keinen Tadel mehr wider ihn."

„Sie werden den Schulmeister fangen wollen wie den Predikanten."

„Sie dürfen beide nicht mehr in die Stadt. Ich werde noch heute dem Herrn Lierzer schreiben und ihm, im Falle er die Stadt noch einmal betritt, die alsbaldige Entlassung androhen. Und doch fürchte ich, er läßt auch entgegen seinem Versprechen die ‚Mehlgrube' nicht."

Sie seufzte.

„Es ist ein Jammer um den Mann. Ich verstehe ihn nicht mehr. Ursula sagte mir, daß sie mit ihm ob seines Hanges zum Weine geredet hätte; da hätte er gemeint, man sollte ihn gewähren lassen, er hätte sich noch nie betrunken, beim Weine kämen ihm die besten Gedanken, und wenn er nur ein Gläslein in sich hätte, so wäre alles in ihm ein einziges wundersames Lied, ein viel schöneres, als er jemals zu Papier gebracht hätte."

„Das ist keine Entschuldigung für einen Prediger des heiligen Evangeliums. Dafür ist der Schulmeister anders, er heißt aber auch nicht umsonst Sobrius."

„Was bedeutet das?"

„Das heißt Nüchtern."

Da lachte sie: „Das ist ein eigenartiger Zufall."

„Ich fahre jetzo hinaus nach Windenau. Fahrt Ihr mit?"

„Gern. Aber Ihr solltet doch nicht bauen, ich bitte Euch. Die Zeiten werden immer ernster, die Befehle immer drohender, der Stadtpfarrer trägt immer größere Siegeszuversicht zur Schau. Wer weiß, wie lange Eure Schule stehen wird."

„Und wenn sie nur etliche Monde stünde, so wird gebaut! Was hat der Herr Mathias Amman gesagt: Ein Wettlauf zwischen ihnen und uns, ein Wettlauf im Bauen und Befehlen! Zug um Zug auf dem großen Schachbrett des Lebens, noch stehen bei der Augsburgischen Konfession König und Königin und noch stehen beide Türme, wenn wir auch manchen Springer und Läufer und manchen Bauern verloren haben. Er soll uns nicht matt setzen, der Herr Antonius Manincor. Ich will nunmehr einen für ihn gefährlichen Zug tun, indem ich für unsere liebe Jugend sorge. Kommt, Liebste, wir wol-

len fröhlich hinausfahren, noch nie war mir ein Herbst so schön wie dieser."

Er lächelte wehmütig, er ahnte, daß es sein letzter sein würde, und er lebte gern.

Annamaria aber ging ins Nebengemach, und als sie ihm zu lange ausblieb, ging er sie holen und erschrak über ihr heftiges Weinen. Er legte die Hand auf ihre zuckenden Schultern und sagte weich: „Ich weiß, was Ihr fürchtet. Mir ist ganz wohl, Annamaria, würde ich sonst bauen?"

Sie aber glaubte ihm nicht, sie stand auf und barg ihr Gesicht an seiner Brust und schluchzte wild.

Er konnte ihr nichts mehr sagen. Er drückte sie sanft an sich und küßte sie auf das Haar, dann richtete er ihr Haupt empor, sah ihr in die tränenverschleierten Augen und suchte ihre bebenden Lippen.

Erst nach einer Stunde fuhren sie hinaus gen Windenau.

Die milden, sonnigen Tage des Herbstes ermöglichten den schnellen Aufbau des Schulhauses, das wiederum ganz aus Holz aufgerichtet ward.

Auch eine kleine Hütte für den Meßner wurde hergestellt und ein Brunnen gegraben.

Als alles fertig war, atmete der Kircheninspektor auf und sagte zum Schulmeister Nikolaus Sobrius, den er ob seines frischen, treuherzigen Wesens sehr lieb gewonnen hatte: „So, lieber Schulmeister, nun werde ich wohl nichts mehr bauen. Die Augsburgische Konfession im draufelderischen Bezirk hat jetzo alles, was ihr zu einem fröhlichen Gedeihen vonnöten ist. Sehet Ihr mir nur immer rechtschaffen auf unsere Buben und Maidlen."

„Kommt doch einmal, Herr Kircheninspektor, und wohnet dem Unterricht bei."

Weltzer versprach es.

Eines Tages erschien er plötzlich im Schulhause und trat stracks in die Stube.

Da schnellten die Kinder in die Höhe.

Mit freundlichem, väterlichem Blick umfing er die rotwangigen, pausbackigen, kleinen Gesellen, die frei und offen und neugierig dem unerwarteten Besucher entgegen sahen.

Er begrüßte den Schulmeister und fragte: „Was treibet Ihr just?"

„Im Stundenplan stehet Religion. Ich bin gerade beim vierten Gebot."

„So fahret nur getrost fort."

Weltzer setzte sich.

Er gedachte seiner eigenen Jugend, des griesgrämigen, langweiligen Präzeptors, der ihn mit dem Auswendiglernen trockener, zumeist unverstandener Katechismuswahrheiten, langer Bibelabschnitte und Gesangbuchverse gequält hatte, und hier, bei diesem jungen, lebendigen Schulmeister, den ihm ein gütiges Geschick aus Thüringen hergeweht hatte, und unter dieser aufgeweckten und etwas übermütigen Jugend wurde sein altes Herz wieder jung und wurde warm unter dem Strahl der Liebe, der aus den Blicken von Lehrer und Schülern, der ihm aus jeder Frage und jeder Antwort entgegenleuchtete.

Nikolaus Sobrius war ein Erzieher von Gottes Gnaden. Er brauchte des Stabes nicht, er lenkte die wildesten Knaben durch Blick und Wort und hielt gute Ordnung, ohne daß man etwas von Zwang bemerkt hätte. Oftmals schallte ein lautes, fröhliches Lachen durch die Schulstube, wenn der Lehrer ohne Rücksicht auf den Gast durch ein lustiges Stücklein die Katechismusspeise zu würzen wußte, und doch lag alsbald wieder der Ausdruck frommer Ehrfurcht auf den Kindergesichtern, wenn Sobrius mit heiligem Ernst von Vater und Mutter sprach, ihr Sorgen und Mühen, ihr Glück und Leid seinen lauschenden Zuhörern malte und die schlummernde Liebe zu den Eltern in ihnen weckte.

Da weinte in der vordersten Bank ein kleines Mädel.

„Was ist dir denn, Anna?" fragte Sobrius.

„Meine Mutter ist so krank."

„Was fehlt ihr denn?"

„Wir haben einen kleinen Buben gekriegt."

„Oh, da brauchst du doch nicht zu weinen, das ist ja etwas Fröhliches. Schau, die andern lachen ja auch alle, deine Mutter wird bald wieder gesund."

„Nein, der Vater hat gesagt, es wird sicherlich acht Tage dauern, und acht Tage sind lang."

„Du wirst ihr heute Blumen mitbringen aus unserem Wald und wirst ihr erzählen, daß der Herr Weltzer bei uns war, dann wird sie vielleicht schneller gesund. Willst du?"

Da nickte die Kleine und wischte sich die Tränen ab und blickte nach links und rechts, und als sie dort nur fröhliche Gesichter sah, da lächelte auch sie wieder und ihr Schmerz um die Mutter war verweht.

„Und nun wollen wir dem Herrn Weltzer etwas vorsingen. Und laut wollen wir singen, und wenn das ganze Schulhaus einfällt, das macht uns nichts, ich werde es bezahlen," und er klopfte dabei auf seinen Sack.

Alle sprangen auf. Sobrius nahm die Fiedel: „Was wollen wir singen?"

Vorschläge flogen auf den Schulmeister zu wie Steine auf die Hühner, die über die frischen Gemüsebeete des nachbarlichen Gartens geraten.

Da hob er die Fiedel hoch und rief: „Also, das Lied von Doktor Martinus Luther: ‚Vom Himmel hoch, da komm ich her.' Eins, zwei, drei!"

Und sie sangen alle vierzehn Strophen des lieben Weihnachtsliedes, und ob sie auch zu laut sangen und hie und da ein vorwitziger Bub bei einer Strophe zu früh einsetzte oder ein Mädel sich in einem Satz mit den Worten irrte, dem Kircheninspektor klang dieser Kindersang schön und voll der reinsten Harmonie wie ein Lied von Engeln im Himmel, wie der Jubel der Vögel im Windenauer Eichenwald. Und er war ja auch unter Engeln im Himmel, und sein Auge blickte fröhlich auf den Jungwald, der für die Augsburgische Konfession in diesen Kindern heranwuchs, und diese eine Stunde unter der Jugend war ihm ein reicher Lohn für alle die treue und fleißige Arbeit, die er im Dienste des Kirchenwesens auf sich genommen hatte.

Als der Sang zu Ende war, erhob sich Weltzer, legte seine Hand auf einen blonden Mädchenkopf und sagte den Kindern: „Und nun bittet den Herrn Schulmeister, er solle mit euch in den Wald gehen, es ist heute ein schöner Tag."

Da sprangen die Buben und Mädchen auf, und vierzig Hände streckten sich Nikolaus Sobrius entgegen und vierzig Kindermünder riefen mit unermüdlicher Ausdauer immer nur das eine Wort: „Bitte! Bitte!"

„Stellt euch draußen auf, zu zwei und zwei!"

Ein einziger langer Jubelschrei war die Antwort.

Während die Schulstube sich leerte, drückte der Pfleger dem Schulmeister die Hand.

„Ihr habet mir eine große Freude gemacht, Herr Sobrius. Ich danke Euch."

Der andere sah mit Staunen, wie Weltzers Augen feucht waren. Er antwortete schlicht: „Ich habe die Kinder lieb. Sie sind doch Gottes lieblichste Blumen, und mein Amt ist das allerschönste, es gehet mir noch über das Predigtamt."

„Das eine ist so schön und so wichtig wie das andere. Ich sehe, Ihr seid ein getreulicher Gärtnersmann, und unter Eurer sorgsamen Pflege werden die Blumen allzeit blühen zur Ehre Gottes und zum Heil der Augsburgischen Konfession!"

Fröhlich fuhr der Pfleger heim.

Nikolaus Sobrius aber tauchte mit seinen Kindern unter im farbenbunten Eichenwald, der im milden Feuer der Herbstsonne brannte, und während die Jugend singend und plaudernd dahinzog, dachte der Schulmeister daran, daß um ihn dasselbe Feuer war, wie es aus Clement Weltzers Augen ihm entgegengeleuchtet hatte in der vergangenen Stunde, da der alte Mann wieder jung geworden war in der Gemeinschaft der Jungen.

25.

In den letzten Monaten war Ursula Kollonitsch ernst und besinnlich geworden. Sie zog sich in sich selbst zurück, war am liebsten daheim auf ihrer Burg, höchstens daß sie einmal die Eltern in Marchburg oder die Lierzerin in Windenau besuchte, ihre goldbraunen Augen schimmerten oft feucht oder sahen verträumt ins Weite, und ihre Lieder, die zu Beginn ihrer Ehe wie der Lenzsturm im Pachernwald gejauchzt hatten, klangen jetzt wie ein friedvolles Abendglockenläuten, bei dem der Wanderer stehen bleibt und die Hände faltet zum Gebet.

Ihre ganze Seele war ein Beten und Danken in dieser Zeit, da sie sich gesegnet wußte, begnadet und bestellt zur schönsten Aufgabe, die einem Weibe werden kann: in Demut dem schaffenden Gotte stille zu halten, junges, werdendes Leben in sich zu hegen und unter seligen Schmerzen es dem goldenen Lichte der Sonne zu schenken.

Oft stand sie am Arm des geliebten Gatten auf dem Balkon des Schlosses. Wohin sie sah, sah sie den Segen des Sommers: der süße Duft des Grummets von ihren Wiesen erfüllte die Luft, unter der Sichel ihrer Knechte und Mägde sanken die goldgelben Halme des Korns, auf ihren Obstbäumen rundeten sich die Früchte, in ihrem Garten verblühten mählich die letzten Rosen, aus dem Schwalbennest im Hausflur waren die fünf Jungen ausgeflogen, und auf dem Hofe tummelte sich viel junge Brut.

Dann legte sie wohl die Hand auf das Herz und atmete tief und senkte das Haupt, wie ein Apfelbaum unter dem Segen des Herbstes seine Zweige, oder sie sah in die sinkende Sonne, von ihrem purpurnen Glanze umloht, und ihr Auge trank das goldrote Licht, das den ganzen westlichen Himmel überschwemmte, und ihre Lippen flüsterten ein inniges Lied.

Wohl wußte sie, daß ihr Vater leidend war, aber mit dem frohen Mut der Jugend, die nicht sieht, was sie nicht sehen

will, glaubte sie seiner Versicherung, es hätte nichts auf sich und würde bald vorübergehen, und so war dieser Sommer für Frau Ursula eine Kette schöner, wundersamer Wochen.

Hie und da besuchte sie der Predikant. Sie aber unterschlug ihm manches Lied, das sie gesungen. Was jetzt in ihr vorging, sollte niemand wissen, auch ihr Gemahl nicht: sie wollte ganz allein sein mit ihrem Kinde, sie wollte ganz allein mit ihm reden und es schon jetzt in seligem Mutterglück eintauchen in die reiche Welt ihres Denkens und Fühlens, noch ehe es zur wirklichen Welt da draußen geboren worden war. Das ist die Eigensucht und Eifersucht der Mutter, die doch nichts anderes als heilige, schützende und segnende Liebe ist!

Und nun war sie Mutter geworden. Annamaria weilte in Schleinitz, als ihres Kindes schwere Stunde kam.

Und als das Wunder geschehen war, das so alltäglich und doch das größte Gotteswunder ist und bleiben wird, solange unsere Erde Menschen trägt, als ein kräftiges Büblein mit lautem Schrei die Mutter verlassen und die Mutter begrüßt hatte, da schloß sie die Augen vor dem Strom von Glück, der sie durchrieselte, und zwischen den geschlossenen Lidern perlten Tränen des Dankes.

Adam von Kollonitsch aber kniete an ihrem Bett und bedeckte ihre feine, weiße Hand mit Küssen und flüsterte immer wieder: „Mein Weib, mein liebes, liebes Weib!"

Dann ging er hinunter in den Garten und schnitt die letzten Blumen ab, die der geschiedene Sommer zurückgelassen, und legte sie auf ihr Bett.

Und sie stellte sich schlafend und fühlte seine Liebe und seine Freude und seinen Stolz und hätte am liebsten ihr Glück laut hinausgejubelt aus übervollem Herzen, aber sie fürchtete, den Kleinen zu wecken. So schlug sie die Augen auf und rief ihren Mann und bat ihn: „Küsset mich auf den Mund!"

Und als er sich sanft über sie neigte, umschlang sie mit beiden Armen seinen Hals und flüsterte mit leuchtenden Blicken: „Ich hab' Euch so lieb!"

Er küßte sie, und sie sagte hernach: „So habt Ihr mich damals auch geküßt, in Windenau!"

Da kam die Weltzerin herein und schickte ihn hinaus und mahnte ihr Kind: „Du mußt schlafen, Ursula! Ich habe einen Boten zum Vater geschickt, er solle am Abend herkommen. Bis dahin mußt du schlafen, Kind, daß er dich wieder bei Kräften findet."

„O ich bin gar nicht müde, Mutter."

„Das kommt noch. Jetzt bist du noch zu glücklich."

„Ich will so glücklich bleiben."

„Schlafe, mein Kind."

Da tat sie der Mutter den Gefallen und machte die Augen zu, aber der Schlaf wollte lange nicht kommen, es jubelte immer in ihrer Brust: „Ich bin Mutter! Ich bin Mutter!"

Als Clement Weltzer erfahren hatte, er wäre Großvater geworden, da litt es ihn nicht bis zum Abend, er ließ gleich einspannen, sein Kind und Kindeskind zu sehen.

Als er am andern Ufer war, und links und rechts von der Landstraße vor seinen Blicken die Felder und Wiesen sich dehnten, ließ er langsam fahren und sog das Bild des Friedens, das sich ihm darbot, tief in seine lebensfrohe, dankerfüllte Seele ein.

Im warmen Schein der Sonne weideten Kühe und Schafe. Auf den Maisfeldern, auf denen die hellgelben Kürbisse zwischen den Stauden bis an den Straßenrand vorgekrochen waren, spielte ein milder West mit dem dürren Laub und mit den feinen, federbuschartigen, alten Blütenrispen, daß ein leises Singen durch die Lüfte zog, wie wenn Engelsfinger eine Harfe schlagen. Über die weißleuchtenden Blüten auf den blutroten Stielen des Buchweizens taumelten bunte Falter und summten emsige Bienen dahin. Kein Feld war unbebaut. Wo die Sichel des Schnitters das Sommerkorn gemäht hatte, war bald wieder unter der fleißigen Hand des Menschen und unter dem Segen des Himmels neue Frucht gewachsen — ist es mit dem Menschenleben nicht auch also?

Weltzer dachte seines verstorbenen Sohnes, für den ihm seine Ursel nun einen Ersatz geschenkt hatte; auch auf seinem Lebensacker keimte eine neue Saat, was lag daran, wenn sein Tag sich neigte und wenn er durch sein sinkendes Sein schon Gottes leise Mahnung an den Todesengel hörte: „Schlage die Sichel an, denn die Ernte ist reif."

Als er an Windenau vorüberkam, ließ er halten, und vom Wagen aus überblickte er, was er dort in den letzten Jahren geschaffen: Aus den Kaminen vom Predikantenhaus und Schule wirbelte ein leichter, bläulicher Rauch, den der Mittagswind alsbald in langen Fahnen gen Osten wehte, dorthin, wo die Stadt Marchburg lag. Auf dem leuchtenden Dach des Kirchleins sonnten sich Schwalben, ehe sie gen Süden zogen, in eine noch wärmere Sonne. Der Leib des Heilands auf dem Friedhof war wie in Blut getaucht, nur das milde, edle Antlitz und die Hände waren frei geblieben vom rankenden wilden Wein und das dunkle Grün der Kletterrosen hatte die Friedhofsmauer fast ganz übersponnen, als wollte es diese Stätte des Friedens vor den Augen feindlicher Menschen verbergen.

Endlich riß der treue Mann von dem beseligenden und beruhigenden Anblick seines Werkes sich los, und als er auf der Burg Schleinitz seinem Weibe entgegentrat, brannte noch in seinen Augen das stille Feuer einer geweihten Stunde, und sie wußte: er hat einen Gottesdienst gehalten, unterwegs, ganz allein, allein mit sich und mit seinem Gott!

Frau Ursula schlief noch. So mußte er sich mit seinem Glückwunsch für sie gedulden. Um so herzlicher sprach er mit Annamaria und Adam von Kollonitsch. Wie seine Tochter gehörte auch er zu den Menschen, die ihre Freude nicht einsperren können, die sie loslassen müssen auf andere Menschen, wie ein Hündlein, das die Freunde des Hauses bellend umspringt, weil sie meinen, der andere freue sich nicht genug und freue sich nicht wie sie.

Und dann durfte er sein Enkelkind sehen. Es lag schlafend

in der jungen Mutter Arm, und Ursulas Augen strahlten dem Vater entgegen, daß Weltzer kein Wort zu sagen wußte, sondern nur immer wieder mit der Hand seinem Kinde über den Scheitel strich, und Ursula fühlte selig des geliebten Vaters Glückwunsch und Segen.

Gegen Abend fuhr der Pfleger heim, während sein Weib noch in Schleinitz zurückblieb.

Als Ursula aufgestanden war, erlebte auch sie das große, heilige Ergebnis aller echten Mütter Tag für Tag, Stunde für Stunde: Mütter sind Gottes Lieblinge. Zu seinen Stellvertretern hat er sie gesetzt. Große Gaben und Aufgaben hat er ihnen gegeben: sie dürfen an ihrem Kinde tun, was er an allen seinen Kindern tun will, sie dürfen schaffen und sorgen und lieben und opfern, und die schwerste Pflicht wird zu einem heiligen, seligen Recht.

Sie hatte einmal beim Propheten Ezechiel gelesen: „Deine Mutter war wie ein Weinstock." Der tiefe Sinn dieses schönen Wortes war ihr damals nicht aufgegangen. Jetzo verstand sie es: wie die Traube am Weinstock, so hängt das Kind an der Mutter, wie die Rebe ihr Blut der Kelter, so gibt die Mutter ihr Herzblut ihrem Kinde, und Mutter und Kind sind eins.

An einem der nächsten Sonntage ward der kleine Kollonitsch zu Windenau getauft.

Taufpate war der Großvater, die ganze Gemeine war zugegen.

Nach der Feier sagte der Predikant zu Frau Ursula: „Nun werden Eure Lieder eine Weile schweigen, meine ich."

„Im Gegenteil, jetzo werde ich erst recht singen, Kinderlieder für meinen Buben."

„Wenn Euch die Pflege des Kindes Zeit dazu läßt."

„Ich bitte Euch: ich schaue den Kleinen an, und ich habe ein Lied."

„Glückliche Mutter," sagte er warm, „der ihr Kind Lieder gibt, die ihrem Kinde Lieder gibt! Frau Ursula, ich wollte, ich wäre wie Ihr!"

„Das glaube ich," lachte sie, „ich bin der glücklichste Mensch auf der Welt!"

„Und der reichste," fügte er hinzu.

„Glück ist Reichtum," sagte sie. „Wann kommt Ihr einmal wieder zu mir? Ihr seid selten bei mir gewesen, seit ich Euch das letztemal den Text gelesen."

Er errötete: „Eine dichtende Frau kann ich loben. Eine predigende Frau ist mir zuwider, verzeiht mir."

„Ich meinte es nur gut mit Euch."

„Aber das Predigen steht Euch nicht gut, Euch am allerwenigsten."

Der gereizte Ton, in dem er sprach, war ihr unangenehm, sie lenkte daher ab und fragte ihn: „Habt Ihr wieder etwas gesungen?"

Er verneinte: „Ich bin jetzo nicht zum Singen aufgelegt. Meine Laune ist nicht die beste. Ich muß wiederum einmal auf ein paar Tage in den Pachernwald gehen, der ist immer mein bester Arzt."

„Tut das, Herr Predikant, und dann kommt zu mir, ich lese Euch wieder etliche neue Lieder vor."

Sie gab ihm die Hand und ging zu den Ihrigen.

Sigmund Lierzer aber sah ihr nach, und zum erstenmal in seinem Leben fühlte er Neid: er war neidisch auf Frau Ursula, die besser und reicher und glücklicher war als er, und er sprach hernach beim Mittagsmahl mit seinem Weibe kein Wort.

Und sie fragte ihn nicht und ertrug es still und klaglos und beschäftigte sich mit dem kleinen Dietrich, der mit seinem klugen Plaudern ihr über manche trübe Stunde hinweghalf.

Gleich nach dem Essen machte sich der Predikant fertig, um in den Pachern zu gehen.

Maria freute sich für ihn: sie wußte, er würde geheilt zu ihr zurückkehren. Auch wußte sie ihn lieber im Bergwald als in der Trinkstube: dort war die Gefahr weniger groß.

Poet und Predikant lagen wieder einmal im Streite, und weil ihr Mann unter diesem Streite litt, so litt sie auch.

Er wußte gar nicht, welchen Schatz er an diesem Weibe besaß. Er fühlte gar nicht, wie sie ihn liebte.

So lebte sie an seiner Seite dahin, eine stille, unverstandene und ungewürdigte Frau, und doch in ihrer Art glücklich, weil sie sorgen durfte für den geliebten Mann, weil sie sich um ihn sorgen durfte, und war dankbar, wenn er mit ihr zufrieden und freundlich war.

Er gab ihr die Hand zum Abschied und sagte: „Gegen Abend bin ich zurück. Hoffentlich schickt der Herr Weltzer nicht nach mir."

„Ich werde Euch schon entschuldigen."

Und er ging.

Wie ein einziges rotglühendes Opferfeuer brannte ihm im Schein der Herbstsonne der ganze Pachernwald entgegen, und als er ihm näher und näher kam, breitete er die Arme nach ihm aus wie nach einem lieben Freunde, den er lange nicht gesehen hatte.

Blendendweiß leuchtete aus den bunten Farben das Kirchlein von St. Wolfgang heraus, als hätte der Herbst, der alles auf dem Pachern übersponnen, gerade dieses einzige, winzige Fleckchen übersehen.

Tiefblau wie im Sommer hing der Himmel über der Erde. Das Auge des Predikanten suchte nach Wolken und fand keine einzige.

Er kam zu den Vorposten des Pachern. Das waren links von der Straße schwarze Fichten. Die standen ernst und still, als hielten sie heute am Sonntag Feldgottesdienst. Und rechts hoben sich massig und breit die ersten Edelkastanien vor. Ihre stachlichten hellgrünen Früchte waren schon fast alle gesprungen und hatten den dunkelbraunen blanken Kern in Fülle zu Boden geworfen. Lierzer steckte etliche zu sich. Es war sein Lieblingsbaum. Wenn er im späten Frühjahr in Blüten stand, schien es, als wäre er ganz mit Silber übergossen: kein anderer Baum hatte solch einen königlichen Schmuck.

Ehe der Wanderer in den Wald trat, blieb er noch einmal

stehen, holte tief Atem, und sein Gesicht ward ernst, wie wenn er den Predigtstuhl besteigen sollte: er stand vor dem Tempel des Herrn!

Welkes Buchenlaub auf braunen, ausgewaschenen Wegen umraschelte seinen Fuß. Auf den grauen Stämmen wechselten leuchtende Sonnenflecken mit schwarzen Schatten.

Langsam, mit durstigen Augen all diese wundersame Schönheit trinkend, stieg er auf, und seine Seele wurde frei und fromm wie das Herz eines Kindes.

Die Himmelswiese war sein Ziel. Die lag rechts unter St. Wolfgang auf einer sanftgeneigten, weiten Blöße, die einen Blick ins Tal freigab.

Als er oben angekommen war, warf er sich ins hohe Gras, das hier und da schon grau geworden war.

Gelbe Arnika und hellrote Berglilien waren schon halb verblüht.

Und er schaute nieder ins Tal.

Links vor ihm blitzte ein Stück der Drau, dicht hinter Wildhaus, wo er zuerst gewohnt, wo sein Knabe erfroren war im Schnee. Gerade vor ihm dunkelten Windenaus Eichenforste, die Stätte, wo sein Wort erklang, wo sein Weib jetzt saß in seiner Einsamkeit. Rechts sonnte sich die Stadt Marchburg und dämmerte in traumseliger Ruhe dahin, just wie ihre Bürger, die nun bald wieder Weinlese halten würden. Ihm gegenüber flutete des Posrucks weites, welliges Hügelmeer, bis es an der stolzen, mächtigen Koralpe sich brach, deren Stirne schon die silberne Krone des ersten Schnees trug.

Und wie es immer geschah, wenn er im Frieden des Pachern mit sich allein war, übersah und übersann er sein Wesen und Leben und verschwieg sich nichts und beschönigte und entschuldigte nichts.

Ein tiefer Riß ging durch sein Wesen, ein Zwiespalt, für den es keine Heilung gab. Er war nichts Ganzes. Poet und Predikant, von beiden hatte er etwas. Aber es war nicht genug, um auf beiden Gebieten Großes und Dauerndes zu schaffen.

So war sein Leben ohne Frucht. Ein Pflügen auf steinigem Grund. Ein Säen ohne Ernte. Weil er die Hand an den Pflug gelegt und zurückgesehen hatte! Weil seine Seele nicht beim Säen war! Darum hatte er keinen Segen. Darum schuf er nur Halbes.

Er dachte an Weltzer. Das war ein ganzer Mann!

Er dachte an sein Weib. Eine Blume, immer im Schatten, durch seine Schuld!

Er dachte an Ursula. Bei ihr war alles schön und gut.

Und wie er so im Grase lag, lag auch seine Seele am Boden, in qualvoller Gottverlassenheit, in grenzenloser Einsamkeit.

Das Schriftwort fiel ihm ein: „Der Mensch ist einsam, nie zu zweit."

Er wünschte sich, zu Windenau auf dem Friedhof zu liegen, unter dem Heilandskreuz.

Er warf sich herum und drückte sein heißes Gesicht ins Gras und weinte bitterlich.

Und wie er so dalag, ging das Lied durch seine Seele:

„Flogen Krähen gen Süden
Mit lautem Geschrei,
Und ich schleppte die müden
Füße und fluchte dabei!

Zum Wald bin ich kommen,
Der Wald ist so weit,
Der hat mich aufgenommen
In seine Einsamkeit.

Ihr Bäume im Walde,
Sagt, ist's bald so weit?
Geht vorüber balde
Mein herzschweres Leid?

In königlichem Schweigen
Steht ihr zuhauf,
Des Abends Schatten steigen
Schwarz herauf.

Und heim muß ich gehen,
In neue Not zurück,
Und ihr bleibt hier stehen,
Doch nicht steht das Glück!

Das Glück liegt an der Erden
Und war so schön und reich —
Ach, was soll nun werden?
O stürbe ich doch gleich!"

Und diesmal ward das Lied ihm nicht zu einer Mutter, an deren Brust das Kind sich ausweinen kann, die mit weichen Händen ihm über die Haare streicht, die mit trostreichem Munde ihm liebe, freundliche Worte sagt.

Diesmal machte das Lied ihn nicht wieder zu einem Kinde, das, wenn es sein Leid geklagt, alsbald wieder unter Tränen lächeln und weiter spielen kann. Diesmal blieb seine Seele am Boden liegen, und es war keine Hand, die sich ihr hilfreich entgegenstreckte.

Endlich stand er auf und staunte: vor ihm, im Westen, schien der ganze Himmel sich an einer roten Riesenwunde zu verbluten, und sein Blau war fahl geworden wie das Antlitz eines Sterbenden.

Da überfiel ihn aufs neue der Gedanke an seines Lebens Leid, und seine Seele betete: „Gott! Gott! Gibt es denn keinen Ausweg? Gibt es kein Heil?"

Und es ward ihm keine Antwort. Weil er nicht treu gewesen war.

Langsam, mit müden Schritten stieg er zu Tal.

26.

Die Strafe von zweihundert Dukaten war verwirkt, aber die Marchburger zahlten sie nicht. Da erhöhte sie der Erzherzog auf dreihundert und etwas später gar auf fünfhundert Dukaten, und wieder antwortete der Rat nur mit einem hinhaltenden kläglichen Schreiben, in dem er christ-

sehnlich flehte, doch der armen, in ihrem Gewissen bedrängten und durch leidige Geldnot in große Armut geratenen Bürgerschaft in Gnaden zu verschonen.

Der alte Himmelstainer war immer noch guten Mutes. Er argwöhnte wohl, daß Stefan Hase die wilden Reden, die er in der Ratssitzung wider Antonius Manincor geführt, dem Stadtpfarrer brühwarm berichtet hätte, aber er fürchtete sich nicht: er vertraute auf sein Alter, auf sein ehrliches Leben, auf die Dienste, die er seiner Vaterstadt und damit auch dem Erzherzog auf den Wällen und in der Ratsstube geleistet hatte.

Er pflegte zu sagen: „Der Erzherzog schießt wider seine Untertanen nur mit Papier und nicht mit Eisen. Er droht nur immer und macht keine Drohung wahr. Er droht und wir bitten, so kann es eine lange Weile fortgehen. Macht Euch nur keine Sorge."

Aber Antonius Manincor ruhte nicht. Er berichtete jetzt, oft zweimal in jeder Woche, nach Gratz und schilderte das Verhalten des Rates als einen hellen Aufruhr, als eine offene Auflehnung wider die fürgesetzte Obrigkeit unter sträflichem Mißbrauch des teuren Gotteswortes: „Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen."

Ja er ließ sogar in seinen Berichten je und je den Verdacht hochverräterischer Bestrebungen leise anklingen, als trüge die Marchburgerische Bürgerschaft Sehnsucht nach einer Wiederkehr des Erz- und Erbfeindes, der Türken, um mit ihrer Hilfe, das heißt durch die Bedrängnis, in die durch sie der Erzherzog geraten müßte, Vorteile in Glaubenssachen von ihm zu erhandeln und zu erpressen.

Der Erzherzog war in einer schwierigen Lage gegenüber denen von Marchburg. Er konnte das Geld von ihnen nicht eintreiben, denn es war richtig, daß die Stadt arm war.

Eine neuerliche Kommission versprach keinen besseren Erfolg denn die erste, die darum auch im ganzen Herzogtum Steyr die einzige geblieben war.

Mit Drohungen und Strafen mußte er aufhören, wo er sah, daß sie zu nichts anderem führten als zu langatmigen Bittschreiben und keinen Gehorsam erzwangen.

Er mußte zu andern Mitteln greifen.

Antonius Manincor war besonders die Schule zu Windenau und die Tätigkeit des Nikolaus Sobrius zuwider.

Der Ruf von seiner Tüchtigkeit und von dem frischen, fröhlichen Unterricht, den er erteilte, hatte auch gutkatholische Bürgersleute veranlaßt, ihre Kinder aus der Stadtschule herauszunehmen und sie trotz des weiten Weges gen Windenau zu schicken.

Die Schule war Weltzers letztes Werk. Die Schule sollte zuerst fallen!

War erst dieser mächtige Stein aus dem Bau des Kirchenwesens der Sektischen gebrochen, dann mußte mit der Zeit auch alles andere zu Boden fallen.

Es war so wie so eine unerhörte Kühnheit des Clement Weltzer, in dieser Schule eine Pflanzstätte des sektischen Giftes für die Herzen der Jugend aufzurichten.

War es bisher nicht gelungen, den Predikanten aufzuheben, der Schulmeister konnte leichter abgeschafft werden, wegen eines Schulmeisters würde die Landschaft kaum eingreifen.

Es war Ende Oktober, zur Zeit der Weinlese.

Da jubelte Antonius Manincor auf, so laut und froh, wie die Marchburgerischen Dirnlein in den Weingärten. Stefan Hase brachte ihm mit strahlendem Gesicht dienstbereit das Schreiben Ihrer fürstlichen Durchlaucht, wodurch der Schulmeister Sobrius noch vor Sonnenuntergang aus dem draufelderischen Bezirk und dem Herzogtum Steyr abgeschafft, und was nun das Wichtigste war, dem Stadtrichter aufgetragen wurde, Hand an ihn zu legen und ihn durch Gerichtsdiener gen Gratz geleiten zu lassen.

„Gehet alsbald gen Windenau," drängte er den Stadtrichter, „am liebsten ginge ich mit, aber mein Amt und meine Würde lassen es nicht zu!"

Hase nahm zwei Gerichtsdiener mit und traf vor dem Schulhaus ein, gerade als mit lautem, fröhlichem Lärm die Kinder nach Hause gehen wollten. Als sie die Männer sahen, verstummte auf einmal ihr Geschrei, und ängstlich blieben sie stehen.

Der Richter trat ein. In der Schulstube stand der Schulmeister beim Predikanten.

„Beide Vögel beisammen," dachte Hase. „Könnte ich doch den andern auch gleich fangen!" Aber er wagte es nicht.

Er ging auf die beiden zu und sagte: „Herr Nikolaus Sobrius, im Namen seiner fürstlichen Durchlaucht, Ihr seid abgeschafft!"

Der Schulmeister erbleichte.

Sigmund Lierzer aber rief: „Wie kommt Ihr zu solcher Gewalttat?"

Der Richter zog das Schreiben hervor, verlas es und zeigte beiden das erzherzogliche Siegel.

Sobrius faßte sich schnell, reichte dem Predikanten die Hand und sagte: „So muß ich denn folgen. Mich jammert der lieben Kindlein. Herr Predikant, grüßet mir Euer Weib und den Herrn Weltzer. Lebet wohl!"

„Ich fürchte, ich folge Euch bald nach," sagte Lierzer leise. „Es geht der Augsburgischen Konfession an den Hals."

Sobrius holte sich, von einem Gerichtsdiener begleitet, seine geringen Habseligkeiten, schnürte sie in ein Bündel, setzte sein Barett auf, nahm seinen Stab und trat hinaus.

Draußen warteten noch die Kinder.

Als er sie sah, traten ihm Tränen in die Augen und er rief ihnen zu: „Liebe Kinder, gehet nach Hause!"

Da fragten einige: „Wo gehet Ihr hin, Herr Schulmeister?"

„Ich muß von euch scheiden, ich komme nicht wieder!"

Da umringten sie ihn und hängten sich an ihn und weinten und baten: „O bleibet bei uns. Wir lassen Euch nicht fort. Wir haben Euch so lieb!"

Sigmund Lierzer wandte sich ab und ging in die Schulstube zurück: er konnte den Jammer der Kinder nicht mitansehen.

Sobrius suchte sie zu beruhigen: „Seid gut, liebe Kinder, gehorchet mir und geht nach Hause, ich muß auch gehorchen und — nach Hause gehen!"

Sie aber ließen ihn nicht los und riefen: „Wir gehen mit Euch!"

Die Gerichtsdiener, ob auch sie Mitleid mit der Jugend trugen, wollten es doch nicht zulassen wegen des Aufsehens, das es verursachen würde, wenn die Kinder mit dem Schulmeister durch die Straßen der Stadt zögen, aber Sobrius sagte: „Gehet eine Strecke Weges mit mir, dann wollen wir vor der Stadt Mauern Abschied voneinander nehmen. Und nun lasset mich los, sonst kann ich ja nicht gehen, und ich muß heute noch weit!"

Da gaben sie ihn frei, nur ein Bub' und ein Mädel legten den Arm in den seinigen zur Rechten und zur Linken, und so gingen sie davon.

Voran der Stadtrichter, hinter ihm der Schulmeister mit den beiden Kindern, dann die beiden Gerichtsdiener mit hochgereckten Spießen, und zum Schluß der Schweif von Kindern, der immer länger und länger ward, weil die Kleinsten nicht folgen konnten.

Und wer ihnen begegnete, schaute verwundert auf den seltsamen Zug und fragte die Kinder, was das zu bedeuten hätte.

Da antworteten sie unter lautem Weinen: „Sie führen uns unseren Schulmeister fort." Da ballte mancher die Faust und murmelte einen Fluch.

Als sie in die Nähe der Draubrücke kamen, blieb Nikolaus Sobrius stehen und sagte: „So, weiter dürft ihr nicht mitgehen. Ihr müßt allhier eine Weile stehen bleiben und mich vorausgehen lassen. Liebe Kinder, lebet wohl!"

Und er streckte ihnen die Hände entgegen und das Kleinste, das mühsam noch gerade zum Abschied zurecht gekommen war, hob er empor und küßte es. Dann rief er: „Nun ist

es genug. Grüßet eure Eltern von mir. Liebe Kinder, lebet wohl!"

Nur wenige antworteten ihm.

Er riß sich los und folgte schwankenden Schrittes dem Richter.

Auf der Brücke bat er ihn, er möchte den beiden Gerichtsdienern auftragen, ihn bei der Burg Obermarchburg zu erwarten, damit in den Straßen der Stadt kein Auflauf entstünde, wenn seine schuldlose Verhaftung in der Bürgerschaft bemerkt würde.

„Damit Ihr mir davonlaufet!"

„Herr Stadtrichter, ich habe an e i n e m solchen Abschied genug. Ihr könnt beruhigt sein."

Da tat er ihm den Willen: es war ihm auch lieber, wenn er den Schulmeister erst glücklich auf dem Wege gen Gratz hatte.

So ging Nikolaus Sobrius nur an des Stadtrichters Seite durch die Straßen der Stadt, und wer sie sah, wunderte sich wohl; da sie aber beide miteinander sprachen, so fiel ihr Zusammengehen nicht weiter auf, es dachte ja niemand an etwas Böses, und Stephan Hase atmete auf, als er endlich die Stadtmauer hinter sich hatte.

Er hätte den gefangenen Schulmeister gerne am Stadtpfarrhofe vorübergeführt, aber Sobrius hatte den Braten gerochen und nicht links abbiegen wollen, sondern war geradeaus gegangen, geradeaus nach Norden, geradeaus in die Heimat!

Hase ging sofort zum Stadtpfarrer, um ihm getreulich zu vermelden, daß der sektische Schulmeister bereits zwischen zwei Gerichtsdienern auf dem Wege gen Gratz sei.

„Ihr kommet mir wie gerufen," begrüßte ihn Manincor. „Sehet her, auch ich habe ein Schreiben von Gratz erhalten, das gleichzeitig mit dem Eurigen hätte abgegeben werden sollen, aber der Bote hat sich im Weinhaus verweilt. Ihr waret schon gen Windenau hinaus, als es mir gebracht wurde."

„Und was besagt es?"

„Es wird darinnen Bezug genommen auf das Schreiben an Richter und Rat, das Ihr empfangen habet in Sachen der Ausschaffung des Schulmeisters, und dann heißt es, ich will es Euch wörtlich vorlesen: ‚So zu befürchten steht, daß der Rat sich diesem Befehl abermals widersetzt, oder ansonsten infolge der Wegführung des sektischen Schulmeisters ein Aufruhr in der Stadt entsteht, so ist an vier aus des Rats Mittel Hand anzulegen und sie alsbald gen Gratz zu schaffen, wo sie insolange im Verbot gehalten werden sollen, bis die verwirkte Peen von fünfhundert Dukaten von denen von Marchburg in barem Gold erlegt worden ist.' Was sagt Ihr dazu?"

„Es ist alles in Ruhe und Frieden gegangen, nur die Kindlein haben geweint, daß sie mir schier erbarmt haben."

„Und glaubt Ihr, daß auch der Rat ruhig bleiben wird?"

„Das wird auf Ludwig Himmelstainer ankommen."

„Ich will Euch etwas sagen: Der Rat wird ob der Wegschaffung des Schulmeisters, so sehr beliebt gewesen ist, insonders bei der Jugend, in heiße Wut geraten und gewißlich eine große Erregung in der Bürgerschaft, wenn nicht gar einen Aufruhr, erzeugen."

„Die meisten sind in den Weingärten."

„Um so besser! Sehet, Herr Stadtrichter, zwei vom Rat sind bereits zu Gratz in Haft, vier können wir jetzo auf Grund dieses Schreibens gefangensetzen, dann ist vom Rat niemand mehr übrig, den wir fürchten müßten, und wir können, solange nicht katholische Personen für das Mittel vorhanden sind, die Wahl hinausschieben, und wir beide regieren die Stadt."

„Aber unter den vieren ist wohl der alte Himmelstainer?"

„Den können wir jetzo endlich abtun!"

„Er wird sich wehren!"

„Fürchtet Ihr Euch?"

„Es wird Blut fließen!"

„Was seid Ihr Teutschen für schwerfällige Leute! In Welschland wäre der Handel längst abgemacht."

„Mir erbarmt der alte, ehrliche Mann."

„Er ist ein Ketzer und Aufrührer, und Ihr seid zur Handhabung der Ordnung bestellt. So eine günstige Gelegenheit, die Augsburgische Konfession aufs Haupt zu schlagen, kommt uns so leicht nicht wieder."

„Aber Euer Schreiben besagt doch, daß wir im Falle des Aufruhres also gegen die vier Ratsherren vorgehen sollen, und es ist doch kein Aufruhr."

„Wollet Ihr warten, bis Himmelstainer die Sturmglocke reißt?"

„Wollet Ihr alles verantworten, Herr Stadtpfarrer?"

„Ich bin doch von Seiner Durchlaucht mit der Überwachung dieser Stadt betraut worden, wie Ihr wohl wißt."

„So will ich's wagen und zuerst den Alten, hernach aber die drei andern aufheben."

„Tut das getrost und alsbald kommt wieder zu mir und erstattet mir Bericht."

Als Stephan Hase draußen war, rieb sich Antonius Manincor die Hände.

Was tat's, daß er über den Buchstaben des Befehls hinausging! Er handelte sicherlich im Geiste des Erzherzogs, wenn er endlich einmal Ernst machte und das Ketzernest zu Marchburg auszuräuchern begann.

Und doch war er in großer Unruhe.

Wenn nur der alte Himmelstainer erledigt würde! Die drei andern würden kaum Widerstand zu leisten wagen.

Aber der Trotzkopf mit den hellen Augen unter den buschigen, wilden Brauen und dem schneeweißen Haar, dieser Feuergeist mit dem jungen, heißen Herzen, wenn der ihm nur nicht den ganzen schönen Handel verdarb!

Es war eine prächtige Zeit und eine günstige Stunde: ein großer Teil der Bürger war in den Weingärten, und was in der Stadt zurückgeblieben war, pflegte der Mittagsruhe.

Auch Manincor war es gewohnt, nach dem Imbiß ein Schläfchen zu tun, heute aber war er zu erregt; er ging im

Zimmer auf und ab, trat ans Fenster, ergriff ein Gebetbuch, warf sich in einen Sessel, sprang alsbald wieder auf und setzte seine Wanderung fort.

Inzwischen hatte der Stadtrichter sich drei Gerichtsdiener aus dem Rathause geholt und war mit ihnen auf dem Wege zu Ludwig Himmelstainer.

Vorsichtig öffnete er das Gartentor, die Haustüre stand offen.

In der Küche war die Magd mit Aufwaschen beschäftigt.

„Wo ist der Herr?"

„Dort — er liegt auf der Bank und schläft."

Als Hase mit den drei bewaffneten Männern eintrat, erwachte der Alte, richtete sich auf und starrte sie mit großen Augen an.

Aber schon war der Richter bei ihm, legte ihm die Hand auf die Schultern und sagte: „Meister Ludwig Himmelstainer, ich soll Euch und drei andere Herren vom Rat auf Befehl Ihrer fürstlichen Durchlaucht in Haft nehmen."

Da stieß der Alte die Hand des Richters zurück, stellte sich trotzig aufrecht, und ehe Hase es sich versah, schlug er die geballte Faust dem Richter auf das linke Auge, daß er vor Schmerz und Schrecken hintenüber taumelte.

Die drei Gerichtsdiener hatten die Spieße gefällt und machten Miene, auf den Ratsherrn einzudringen.

„Keinen Schritt weiter!" donnerte sie der Alte an. „Oder ich schlage Euch den Schädel ein!"

Er hob drohend beide Fäuste hoch, und seine breite Brust keuchte.

Da rief der Richter, sich mit der linken das verletzte Auge zuhaltend: „Vorwärts! Legt Hand an ihn! Er hat sich der Obrigkeit widersetzt."

Aber Himmelstainer schlug mit beiden Armen um sich und tobte wie ein Rasender.

Da stieß ihm einer der Diener den Spieß in den Unterschenkel, ein Blutstrahl schoß aus der klaffenden Wunde, und

der Alte wäre ohnmächtig zu Boden gesunken, wenn ihn der Stadtrichter nicht aufgefangen hätte.

Sie legten ihn wieder auf die Bank, unterbanden ihm den Fuß mit einem Ledergurt, und ein Diener ging um den Physikus.

Aber Doktor Homelius war nicht anwesend.

Stephan Hase verwünschte seine Willfährigkeit wider den Stadtpfarrer, was sollte er jetzt machen?

In der Wohnung konnte er den Alten nicht lassen.

Dann wäre alsbald der ganze Handel ruchbar geworden.

Das beste war, dem Ohnmächtigen die Wunde zu verbinden, ihn heimlich in einem Wagen aus der Stadt zu schaffen und ihn in eiliger Fahrt gen Gratz zu bringen.

Er rief die Magd, die totenblaß vor Schrecken in der Küche in einem Winkel saß, und ließ sich Leinenzeug von ihr geben.

Damit umwickelte er fest den Fuß des Alten und sah mit Freuden, daß die Blutung aufhörte.

Dann besprengte er das Gesicht des Wunden mit kaltem Wasser.

Aber Himmelstainer rührte sich nicht.

Wenn er tot war?

Dann mußte er ihn erst recht heimlich aus der Stadt schaffen.

Er ließ durch einen Gerichtsdiener den Stadtwagen holen und an der rückwärtigen Seite des Hauses vorfahren: dort konnte er eher hoffen, den Alten unbemerkt in den Wagen zu bringen.

Aber er hatte die Rechnung ohne die liebe Jugend gemacht.

Wo der Stadtwagen erschien, gab es immer etwas zu sehen, so waren alsbald etliche Buben und Maidlein auf dem Plan und reckten die Hälse.

Der Richter ließ sie durch einen Diener forttreiben. Aber sie kamen immer wieder wie Hündlein, die man vom Eßtisch gejagt hat.

Da gebrauchte er eine List: „Wir fahren zur Draubrücke, Kinder, erwartet uns dort, da gibt's genug zu schauen!"

Da stoben sie jubelnd davon.

Aber noch war nicht jede Gefahr beseitigt.

Aus dem Fenster beugte sich der Kopf manches neugierigen Weibes, auch gingen etliche Männer vorüber.

Hase verzweifelte schon, daß ihm das schwierige Werk gelingen würde.

Da kam Doktor Johannes Homelius: „Man hat mich zum Meister Himmelstainer gerufen. Was ist geschehen?"

„Er hat sich seiner Verhaftung widersetzt, da stach ihm ein Diener in den Schenkel."

„Verhaftung?" fragte erstaunt der Physikus.

„Lasset bitte alle Fragen," fuhr ihn der Richter an, „und handelt als Arzt."

Doktor Homelius wollte erwidern, daß er der Landschaft wohlbestallter Physikus wäre und als solcher dem Richter nicht unterstände. Aber er war alt und wollte Ruhe haben, er fürchtete wieder gen Gratz gefordert zu werden, zudem handelte es sich hier um einen ernsten Fall, darum schwieg er stille und ging ans Werk.

Er sah an dem reichlichen Blut, das der Alte vergossen hatte, daß eine Ader angestochen war. Er unterband daher nochmals den Fuß, ehe er den Verband loslöste.

Die Wunde war nicht ausgewaschen worden. Er tat es sorgsam, fing die Ader ab und verband die Verletzung kunstgerecht.

„Wird er davonkommen?" fragte der Richter.

„Es ist an sich keine schwere Verwundung; aber bei dem hohen Alter des Patienten ist allerdings Lebensgefahr vorhanden. Wir wollen ihn zuvor aus seiner Ohnmacht erwecken."

Das gelang dem Arzte schnell.

Himmelstainer sah erstaunt um sich. Als er des Richters gewahr wurde, schien er sich des Vorfalls zu erinnern und öffnete den Mund, als wollte er reden.

Da mahnte ihn Doktor Homelius: „Seid gar stille, Meister Himmelstainer, und reget Euch nicht auf."

Der Alte schloß die Augen und schlief infolge der Schwäche und des Blutverlustes alsbald ein.

„Ihr habet auch eine Verletzung, Herr Richter," sagte der Arzt. „Lasset sehen!"

Stephan Hase war froh, das Auge schmerzte ihn sehr.

„Das sieht böse aus, sehr böse. Ich fürchte, ich werde das Auge kaum retten können."

Da erschrak der Richter: „Um Gottes willen, stehet es so schlimm damit?"

„Ich werde Euch sofort einen kühlenden Umschlag machen und Euch verbinden. Ihr müßt das Auge dunkel halten und vollständig Ruhe haben, lange Zeit."

„Zuvor muß ich hier fertig sein."

„Was habet Ihr noch vor?"

„Ich muß den alten Himmelstainer nach Gratz schaffen."

„Trotz seiner Wunde? Dann stehe ich nicht für sein Leben."

„Helfet mir nur, Herr Physikus, daß ich ihn in den Wagen bringe. Wenn Ihr dabei seid, wird man glauben, wir fahren ihn ins Spital und wir vermeiden alles Aufsehen."

„Ich bin der Religionsverwandte von ihm. Ihr mutet mir ein starkes Stück zu."

„Schaut, Herr Doktor Homelius, es wird bald am Ende sein mit der Augsburgischen Konfession, machet Euch kein Gewissen daraus."

„Also fangen wir es an!"

Sie trugen den Alten zu vieren an den Wagen, und der Richter hatte Glück, es war kein Mensch weit und breit zu sehen. Es hatte offenbar den Neugierigen zu lange gedauert.

Er atmete erleichtert auf und hieß einen Diener mit dem Wagen bis zur Burg Obermarchburg fahren und dort auf ihn warten.

Wegen der Verhaftung der drei übrigen Ratsherren machte er sich keine Sorge: er wußte, daß sie alle drei stark unter Himmelstainers Einfluß gestanden, er kannte Abraham Sollhofer nur als tapfer mit dem Munde, Gregor Knechtl war mehr auf sein eigenes denn der Stadt Geschäft bedacht, und Hans Neuschwert war ein stiller, feiner Mann, dem jeglicher Zank ein Greuel war und der am liebsten zu allem ja sagte, bloß um Ruhe zu haben.

Schwierig war nur wiederum die Frage, wie er die drei Verhafteten ohne Aufsehen aus der Stadt brächte.

Er sagte jedem von den dreien, Ludwig Himmelstainer und die beiden andern wären bereits in Haft, und warteten zu Wagen bei Obermarchbarg, um gen Gratz geschafft zu werden, er sollte sich auch dorthin begeben, und da nähme er, der Richter, an, daß es ihm lieber wäre, wenn er nur mit einem Gerichtsdiener unauffällig durch die Straßen ginge, was ja bei einem Ratsherrn nichts Absonderliches wäre.

Mit Ausnahme von Neuschwert wollten sie den Verhaftsbefehl sehen.

Der Richter beruhigte sie, er läge beim Stadtpfarrer, es handelte sich wegen der fünfhundert Dukaten, und sie würden gewißlich alsbald wieder freigelassen werden, wenn sie alle vier irgend eine Sicherheit geben könnten im Namen der Stadt.

Zustatten kam Hase, daß alle drei wegen der Ausschaffung des Schulmeisters sehr eingeschüchtert waren: das war der erste handgreifliche Beweis, daß der Erzherzog nun doch mit Gewaltmaßregeln vorzugehen sich entschlossen hatte, ja, sie zürnten dem alten Himmelstainer, daß er sie und die Stadt in diese traurige Lage gebracht hatte durch seine Halsstarrigkeit und den törichten Rat, alle Befehle des Erzherzogs hohnlachend in den Wind zu schlagen.

Abraham Sollhofer fragte ihn, warum er das Auge verbunden hätte.

Es wäre ihm beim Gerben Beize hineingespritzt, antwortete er.

So erreichte er es wirklich, daß nach und nach jeder der

drei nach tränenreichem Abschied von den Seinigen zu Obermarchburg eintraf, und als sie dort allmählich erkannten, daß sie geprellt waren, war es zu spät und jeder Widerstand umsonst: der wunde Himmelstainer sprach eindringlicher zu ihnen, als es der gesunde je getan hatte.

Stephan Hase war mit seinem eigenen Wagen gekommen. In ihn ließ er, da er bequemer war, den Alten tragen, die drei andern mußten sich in den geschlossenen Stadtwagen setzen. Auf jeden der beiden Wagen saß ein Gerichtsdiener auf, und alsbald rollten sie nach Norden.

Der Richter ging zu Fuß zurück und begab sich sogleich zum Stadtpfarrer.

„Ich vermeinte schon, es wäre alles mißglückt," sagte Manincor nach Hases ausführlichem Bericht. „So aber muß ich Euch loben, Herr Stadtrichter. Ihr habet Eure Sache fürtrefflich gemacht."

„Es war ein hartes Stück Arbeit, und mich hat's vielleicht gar ein Auge gekostet."

„Wenn es verloren ist, habt Ihr es der heiligen Kirche geopfert, und das hat einen großen Lohn."

„Ich will gern mein Auge verlieren, wenn nur der Alte davonkommt."

„Was sorget Ihr Euch so um den Ketzer? Er hat sein Los wohl verdient."

„Herr Stadtpfarrer, ich habe nicht gern eines Menschen Blut und Leben auf dem Gewissen."

„Ihr habt als Stadtrichter gehandelt, und im übrigen, wozu haben wir denn Beichte und Absolution?"

27.

Die Bürgerschaft hatte den Kopf verloren.

Gewohnt, geführt zu werden und Befehle vom Rathaus zu erwarten, war sie durch die Abschaffung des Schulmeisters und die Verhaftung der vier Ratsmänner — die sechs, die noch übrig blieben, waren nur Mitläufer ohne eine

selbständige Meinung — so schwer getroffen worden, daß keiner daran dachte oder gar wagte, gegen den Richter oder den Stadtpfarrer aufzutreten, hinter denen offenkundig die Regierung stand.

Die hohe Strafe von fünfhundert Dukaten hatte viel böses Blut gemacht, und es fehlte nicht an solchen, die das hinziehende Verhalten des Rates gegenüber den Befehlen des Erzherzogs laut mißbilligten und auf Gehorsam gegen die Obrigkeit drangen.

Die Frauen der beiden Ratsherren Christoph Leeb und Lukas Hofer, die schon über ein Jahr zu Gratz im Gefängnis saßen und deren Geschäft arg vernachlässigt wurde, verfehlten auch nicht, durch beständige Klagen die Mißstimmung wider den Rat zu schüren und den Wunsch nach Wiederkehr der alten friedlichen Zeiten, namentlich in den Herzen der Frauen, wachzurufen.

Solange der alte Himmelstainer noch da war, hatte die Stadt ein Haupt. Sein Einfluß war so groß, daß jeder Stadtrichter mit ihm rechnen mußte. Wenn er im Rate der Zwölf das Wort ergriff, lauschte man ihm wie dem Predikanten im Auditorium, seine derbe, volkstümliche Sprache machte immer Eindruck, hinter jedem Wort stand der ganze Mann, stand ein Mann, von dem man wußte, daß er der Stadt wie der Augsburgischen Konfession mit gleicher Liebe und Treue ergeben war, und es war wohl niemals vorgekommen, daß er seinen Willen nicht durchgesetzt hätte.

Zudem war seine Taktik, den mannigfachen Befehlen des Erzherzogs passiven Widerstand entgegenzusetzen, bis jetzt erfolgreich gewesen. Gerade nach dem letzten Befehl hatte er sie einmal gezählt: es waren einunddreißig geworden, und schmunzelnd hatte er eines Abends im Weinhaus gemeint: „Wir werden es noch auf fünfzig bringen, und den fünfzigsten müssen wir alsdann besonders feiern."

Und nun lag er verwundet und verhaftet zu Gratz, mit ihm die Hälfte der Männer vom Rat. Der Stadtrichter und der

Stadtpfarrer regierten die Stadt, und niemand war da, der sie in ihrem Treiben beaufsichtigen und ihre auf Vernichtung der Augsburgischen Konfession gerichteten Pläne durchkreuzen konnte.

Am schmerzlichsten empfand Clement Weltzer die schlimme Veränderung der Lage.

Er hatte nie viel von den Bürgern gehalten und auf ihre Nackensteife und Überzeugungstreue nie große Hoffnungen gesetzt. Er wußte, daß ihr Auslaufen gen Windenau mehr aus dem Geist des Widerspruchs wider den welschen Stadtpfaffen und die Regierung denn aus wirklicher Liebe zum teuren Gotteswort geschah, und war mit der Zeit damit zufrieden geworden, daß sie ihre Kinder zum Nikolaus Sobrius schickten und vor Antonius Manincor sich nicht beugten.

Und nun war ihm der Schulmeister genommen worden, an einem Tage, da der Pfleger, der ihn vielleicht hätte schützen können, krank und müde in seinem Lehnstuhl saß und jede Viertelstunde froh war, wo sein stampfendes Herz ihm etwas Ruhe vergönnte.

Er hätte dem wackeren jungen Manne so gerne wenigstens noch die Hand gedrückt und ihm gedankt für seine Treue und für die Freude, die er ihm mit seinem lebfrischen Wesen und seinem fröhlichen Unterricht gemacht hatte.

Er hörte im Geist den Jammer der Kinder, die nun wie Schäflein waren, die ihren Hirten verloren hatten, und die Klagen der Eltern, denen die Schule gesperrt worden war, die ihren Kindern den Unterricht zu einer solch herrlichen Lust gemacht hatte.

Das war vorgestern ein böser Tag gewesen. Er hatte vermeint, das Herz bliebe ihm stehen, als sein Weib die beiden Unglücksbotschaften ihm nach und nach beibrachte.

Auch des alten Himmelstainers trauriges Geschick ging ihm sehr nahe. Der ehrliche, trotzige Ratsherr war in seinen Augen der einzige unter allen Bürgern, auf den er sich verlassen konnte wie auf sich selbst: hart wie das Eisen, das er gehämmert hatte, und freiheitsstolz, als wäre er ein Mann von Adel.

Aber Clement Weltzer zu Eberstein war nicht der Mann, der einen Schlag wider seine geliebte Augsburgische Konfession ruhig hinnahm: er mußte handeln.

Trotz seines gebrechlichen Leibes wollte er gen Gratz reisen, um zu versuchen, den Schulmeister zurückzubringen und die Freilassung der Ratsherren zu erwirken.

Litten sie um ihres Glaubens willen, so sollten sie erfahren, daß der Kircheninspektor des Draufeldes sie nicht im Stiche ließ.

„Annamaria, ich muß noch heute gen Gratz."

„Was fällt Euch ein, Liebster? Ihr habet Euch mit Mühe von dem vorgestrigen Anfall erholt, und heute ist ein so unfreundlicher Tag, es wird jeden Augenblick regnen."

„Und wenn ich unterwegs sterben müßte, ich muß gen Gratz."

„Denkt Ihr denn gar nicht an mich, an Ursula, an den Kleinen?"

„Ich fahre mit Gott, mit Gott werde ich heimkehren."

„So nehmet mich mit."

„Das geht nicht an, was machet Ihr derweil zu Gratz, indessen ich bei der Regierung bin und Ludwig Himmelstainer besuche? Fahrt Ihr hinaus zu Ursula!"

„Ich ängstige mich zu Tode, wenn Ihr fort seid."

„Annamaria, Liebste, ich muß! Bis an mein Ende würde ich mir einen schweren Vorwurf machen, wenn ich nicht eingriffe. Und tue ich jetzo nichts, so wird der welsche Stadtpfaff noch Weiteres und Ärgeres wider uns wagen."

„Aber daß Ihr allein bei dem Wetter hinausfahren wollt, das ist mir ganz unleidlich."

„So will ich zu Eurer Beruhigung Franz Lang bitten, daß er mitfährt."

„Tut das, Liebster, so will ich Euch in Gottes Namen ziehen lassen, wenn Ihr schon nicht anders wollt."

„Ihr seid mein tapferes Weib!"

Und er reichte ihr die Hand und lächelte wehmütig, und auch dies Lächeln vermochte nicht den ängstlichen Ausdruck in seinen Augen zu vertreiben, den Herzleidende in den letzten Monaten ihrer Krankheit anzunehmen pflegen.

Sie sah es mit Schrecken und ein kalter Schauer fuhr ihr über den Rücken. Aber sie wehrte sich gegen die Tränen, die ihr kommen wollten. Hernach, wenn er fort war, hatte sie noch genug Zeit zum Weinen.

Bald erschien der Zeugskommissarius: „Ich soll mit Euch gen Gratz? Das tue ich gerne. Es trifft sich gut: denkt Euch, ich soll, wie ein heute mir zugekommener Befehl mir vorschreibt, außer der Stadt ziehen und zu Gambs Wohnung nehmen. Das ist mir arg wider den Strich. Ich fahre zu den Verordneten."

„Könnt Ihr jetzo sofort mitfahren?"

„Gewißlich."

„So will ich mich fertig machen."

Als Weltzer draußen war, bat Annamaria: „Herr Kommissarius, schaut mir gar recht auf mein Gemahl, ich habe solche Angst um ihn."

„Seid frohen Mutes, Frau Weltzerin! Er ist bei mir gut aufgehoben."

„Das weiß ich, aber die Anstrengungen der Reise und die Aufregungen zu Gratz werden ihm schaden!"

„Ich werde nicht von seiner Seite gehen."

„Ich danke Euch."

Der Pfleger kam wieder herein, und seinem Weibe schien es, als ginge er noch langsamer und als wäre sein Angesicht noch bleicher als sonst, und als er Abschied von ihr genommen hatte, kurzen Abschied, weil Franz Lang zugegen war, als die Schimmel mit den beiden Männern munter davongetrabt waren, da warf sich Annamaria in wildem Schmerz auf ihr Bett und grub ihr Gesicht in die Kissen und schluchzte und fand keinen Trost.

Franz Lang kannte jeden Stein, jeden Baum auf dem Wege, den er an der Seite Weltzers fuhr: es war der sogenannte Platschweg, und ihn zuzurichten und instandzuhalten, gehörte mit zu den Aufgaben seines Berufes.

Der leichte Regen, bei dem sie von Marchburg abgefahren waren, hatte aufgehört.

Die Straße durchschnitt in ihrem ersten Viertel einen dunklen Fichtenwald. In der Krone der Bäume zerflatterten Nebelfetzen.

Reiche, geschichtliche Erinnerungen wurden wach: Römische Legaten waren schon hier gezogen, begleitet von ihren Legionen, die Roms Herrschaft auf den Spitzen ihrer breiten Schwerter bis hinauf zum hohen Norden trugen. Hier waren die Reiterschwärme der Avaren geflutet, bis der Bajuvarentrotz der Mannen des großen Karl sie wieder nach Süden warf. Hier hatte des Kaisers Rotbart wallender Helmbusch im Morgenwind geweht, und die Lieder der Kreuzfahrer, die zum heiligen Lande zogen, waren zu diesem Himmel aufgestiegen. Hier hatten sich die Heereszüge der türkischen Renner und Brenner gewälzt, zu Angriff und Rückzug, und vor ihnen ging der Schrecken und hinter ihnen die Verzweiflung. Hier waren die Buchführer und Predikanten und Schulmeister der Augsburgischen Konfession geschritten, um das Licht, das der teure Gottesmann zu Wittenberg aller Welt angezündet, bis in den windischen Süden vorzutragen.

Alte, stolze Zeiten! Wie klein, wie arm war dagegen die Gegenwart, da das liebe Gotteswort allenthalben im Herzogtum Steyr verfolgt wurde!

Es war, als ob auch der Platschweg unter dieser Verfolgung litt: einsam zog er sich an der Mur entlang durch die fruchtbare mittelsteirische Ebene, auf deren Feldern niemand mehr arbeitete, deren herbstlicher Segen längst in den Scheunen geborgen war und die still einer neuen Ernte entgegenträumten.

Nur wenige Wanderer begegneten ihnen.

Kurz vor Leibnitz sahen sie rechts von der Straße ein Zi-

geunerlager. Schmutzige, dunkelbraune, halbnackte Kinder hoben bettelnd die Hände.

Zu Wildon hielten sie eine zweistündige Rast.

Nahe vor Gratz überholten sie einen Ochsenzug und mußten vorsichtig durch die müden, gelben Tiere hindurchfahren.

Noch am selben Tage, wenn auch spät am Abend, kamen sie zu Gratz an. Die Schimmel waren brav gerannt.

Clement Weltzer war todmüde. Mit Mühe konnte er den Wagen verlassen.

Er konnte lange nicht einschlafen. Hatte er sich nicht doch zuviel zugetraut?

Aber er war froh, daß er in Gratz war, das war die Hauptsache. Er hoffte auf den morgigen Tag.

Er stand frühe auf, er hatte keine Ruhe mehr im Bett.

Franz Lang schlief noch fest.

Der Pfleger trat ans Fenster. Ein milchweißer Nebel füllte die Straße.

Das Draufeld und Marchburg waren doch viel freundlicher, und ein leises Heimweh kam über ihn.

Sein Weib ist jetzo bei der Ursula auf Burg Schleinitz, und über der Freude am Enkelkind vergißt sie hoffentlich der Sorge um den fernen Gatten.

Sein Kind mit dem frohen, sonnigen Wesen und dem tapferen Mut wird ein übriges tun und die Mutter aufheitern und zerstreuen.

Endlich erwachte der Kommissarius.

„Ihr habt einen beneidenswerten Schlaf," sagte Weltzer, „und Ihr habet geschnarcht wie ein Holzknecht aus dem Pachern."

„Das tut mir leid um Euretwillen."

„Das macht nichts. Ich hätte auch so wenig geschlafen."

„Schade, daß der Antonius Manincor heute um seinen Morgenpsalm kommt!"

„Was hättet Ihr ihm gesungen?"

„Den sechsundvierzigsten: Eine feste Burg ist unser Gott!"

„Das ist der rechte Psalm für diesen Tag, für den schweren Gang, den wir heute tun müssen. Wir wollen uns unseres Gottes getrösten: dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, Gott ist bei ihr drinnen. Herr Franz Lang, wenn Ihr ihn hier nicht singen könnet, so leset Ihr mir das teure Gotteswort vor!"

Und der andere nahm vom Nachttisch das zerlesene, abgegriffene Buch, richtete sich in seinen Kissen auf und las mit lauter Stimme den Psalm, und aus seinem Munde dröhnte das uralte, heilige Gotteswort durch die Stille dieser Morgenstunde wie das Erz einer Glocke.

Clement Weltzer faltete die Hände wie bei einem Gottesdienst, und es war ja auch ein Gottesdienst, den sie beide hielten, und er, der da verheißen hat: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen," er war unter ihnen und hauchte seinen treuen Jüngern Kraft und Frieden in die Seele.

Während Franz Lang sich ankleidete, fragte Weltzer: „Wie fangen wir nun unser Werk am besten an?"

„Wir gehen wohl zuerst zur Landschaft."

„Vielleicht ist der Herr Mathias Amman da."

„Das wäre uns eine große Hilfe."

„Wollen wir auch zum Statthalter?"

„Zu dem Pfaffen?" fragte Lang. „Da ist jegliches Wort umsonst."

„Oder zum Erzherzog?"

„Damit er uns anschreit in höchster Ungnade? Nein, bleiben wir bei den Verordneten, das ist das allerbeste."

Und so taten sie.

Sie gingen zum Landhaus und fragten nach dem Landschaftsfekretär Herrn Mathias Amman.

Sie hatten Glück: der Krottenhofer war zugegen.

Bald standen sie vor ihm und schüttelten ihm die Hand.

„Ich weiß, was Euch herführt, Ihr Herren," begrüßte er sie, „aber Ihr seid umsonst gekommen."

„Was sagt Ihr da?" rief Weltzer erschrocken aus.
„Es ist alles umsonst. Wir stehen beim Anfang vom Ende. Ich habe keine Hoffnung mehr."
„Und das sagt Ihr, der Ihr im Ostermond noch voller Zuversicht waret?"
„Seitdem hat sich vieles geändert, zu unseren Ungunsten. Es nützt uns nichts mehr, den Kopf in den Sand zu stecken gleich dem Vogel Strauß, wir müssen sehen, und was wir sehen, ist mehr als unerquicklich."
„So wenig gilt ein Fürstenwort?"
Amman lachte höhnisch auf: „Ein Fürstenwort gilt mir heute nicht mehr denn ein Schnalzen von meinen Halterbuben. Wisset, Herr Weltzer, ich bin der Glossen und Sophistereien gänzlich überdrüssig, so man bei der Auslegung der Zusagen des Erzherzogs fort und fort getrieben hat. Ich bleibe bei dem einen, und das lasse ich mir nun und nimmermehr ausreden: ich war zu Bruck zugegen, da er die Zusage gegeben hat, die wir alle kennen, ich hab' sie mit diesen meinen beiden Ohren gehört, und darum sage ich heute, wo man also mit Verfolgung wider die Augsburgische Konfession vorgeht, ich sage mit diesem meinem Munde: ‚Der Erzherzog hat sein Wort gebrochen!'"
„So ist der Schulmeister nicht zu retten?"
„Der ist längst auf dem Wege in die Heimat. Es ist mir berichtet worden, daß er nur eine Stunde zu Gratz sich hat aufhalten dürfen und dann stracks von einem Fußknecht ist weiter befördert worden. Im übrigen wird es Eurem Predikanten, fürchte ich, auch bald an den Hals gehen."
„O daß wir so ganz ohnmächtig sind!" rief Weltzer.
Franz Lang aber sagte: „Wie kann man unser Gewissen so beschweren und von uns fordern, daß wir Predikanten und Schulmeister lassen sollen?"
„Herr Zeugskommissarius, das ist's auch, worüber ich mich am meisten ärgere: Unsere Gewissen sind doch nicht Kammergüter des Erzherzogs, und doch verfügt er also über sie!"
„Und wie steht es mit den Verhafteten?"

„Man war hier zu Gratz bei der Regierung zuerst sehr überrascht, als ein Dritteil des Marchburgerischen Rates hier eingebracht ward. Euer Stadtpfaff hat da ein wenig auf eigene Faust gearbeitet, er sollte sie in Haft nehmen, falls ein Aufruhr wegen des Schulmeisters entstünde, und er hat sie festgenommen, damit kein Aufruhr entstünde. Dessen war die Regierung schnell zufrieden."
„So sind sie zu Unrecht in Verbot gesetzt worden, und es muß doch möglich sein, sie loszumachen," sagte Weltzer.
„Man hat sie gefragt," antwortete Amman, „ob sie die fünfhundert Dukaten Peensalls erlegen könnten. Ein Hohn gegenüber Männern, die man sozusagen aus dem Mittagsschlaf in den Stadtwagen gesetzt! Sie sollen so lange in Haft bleiben, bis die Stadt gezahlt hat."
„Die Stadt kann nicht zahlen."
„So sterben sie im Gefängnis!"
„Das ist eine unerhörte Gewalttat!" rief Weltzer.
„Wie hat der Erzherzog versprochen?" fragte Mathias Amman.
Und Lang antwortete bitter: „Keinem ein Härlein zu krümmen!"
Und Amman nickte und ging mit großen Schritten durchs Zimmer und sagte nichts.
Auch die beiden andern schwiegen.
Franz Lang wagte gar nicht, von Gambs zu reden. Er nahm sich vor, gleich nach seiner Rückkehr gen Marchburg dem Befehl nachzukommen. Nach Gambs übersiedeln zu müssen, war immer noch besser, als aus dem Herzogtum Steyr ausgeschafft zu werden.
Clement Weltzer aber dachte des Besuches Ammans in seinem Hause, wo das Wort aus des Krottenhofers Munde gefallen war: „Bis du am Boden liegst!" Das prophetische Wort hatte sich fast schon erfüllt!
So war ihre Fahrt gen Gratz ganz vergeblich? Es ließ sich nichts für die verhafteten Bürger tun?

„Können wir nicht wenigstens die in Haft gehaltenen Ratsherren besuchen?“ fragte er endlich.

„Das ist schier unmöglich. Ich weiß, daß die Frauen von Leeb und Hofer hier waren, man hat sie nicht zu ihren Männern zugelassen.“

„O Herr Amman,“ bat Weltzer, „so erwirket mir doch die Erlaubnis, zum alten Himmelstainer zu gehen. Er ist achtzig Jahre alt und liegt verwundet und bedarf wohl gar sehr einigen Trostes.“

„Ich will's versuchen, aber ich sage Euch gleich, viel Hoffnung habe ich nicht. Kommt in einer Stunde wieder hieher.“

Als Weltzer und Lang draußen auf der Straße waren, da hatte die Sonne über den Nebel gesiegt. Sie aber sahen die Sonne nicht.

Der Pfleger ging langsam und blieb oftmals stehen und atmete schnell.

Sie schwiegen lange. Diese eine Stunde bei Amman hatte ihre Seele zu Boden geworfen.

Endlich sagte Franz Lang: „Wir werden doch den Alten sehen. So grausam kann der Statthalter nicht sein.“

„Gott gebe, daß Ihr recht habet,“ sagte Weltzer müde.

Als sie wieder vor dem Landhaus waren, bat Weltzer den andern, er möchte den Wagen aus ihrem Gasthof holen, er könnte sich kaum noch aufrecht halten.

Er lehnte sich keuchend an das hohe, eisenbeschlagene Tor, und Schweiß stand auf seiner Stirn.

Als Lang zurückkehrte, hatte sich der Pfleger wieder etwas erholt, aber mit großer Mühe kam er die Treppe hinauf.

Mathias Amman rief ihnen entgegen: „Ihr dürfet zum Himmelstainer gehen, hier habet Ihr die Vollmacht.“

Da vergaß Clement Weltzer seiner eigenen Schwäche und seines Leidens und dankte dem Krottenhofer und sagte ihm: „Ihr habt ein gut Werk getan, Herr Amman, Gott lohne es Euch!“

„Es war ganz einfach,“ antwortete der. „Ich sagte dem

Statthalter, wenn man schon so ungerecht sei, Unschuldige in Haft zu setzen, so sollte man nicht noch so grausam sein, niemanden zu einem Alten zuzulassen, der ohnehin wohl bald zum Sterben käme.“

Da erschraken beide, und Weltzer fragte: „Stehet es so schlimm?“

„Ihr werdet ja sehen.“

Als Amman dem Pfleger die Hand zum Abschied reichte, wußte jener, daß er ihn nicht wiedersehen würde und daß ein Sterbender zu einem Sterbenden ginge.

Und als beide draußen waren, murmelte der Krottenhofer vor sich hin: „Mir erbarmt der treue Weltzer. Gott gebe, daß er früher in Frieden dahinfährt, als ...“

Aber er vollendete den Satz nicht, sondern blickte finster auf das Bild des Erzherzogs, das an der Wand hing, und in diesem Blick des Mannes lag eine unheimliche Wut über tausend geknechtete und mißhandelte Gewissen, über tausend unschuldige Opfer eines feierlich gegebenen und schnöde gebrochenen Fürstenwortes.

Weltzer und Lang fuhren stracks in den Kerker.

Der alte Himmelstainer war in einer Einzelzelle untergebracht.

Dort lag er in einer Ecke auf einer Holzpritsche. Die Augen der beiden Besucher mußten sich erst an das Dämmerlicht gewöhnen, das durch das kleine, schmale Gitterfenster in den dürftigen Raum fiel.

Außer dem Holzbett war nur noch ein Tisch zu sehen, auf dem ein Wasserkrug stand und ein Stück Brot lag.

Weltzer trat an das Lager des Alten heran. Ein entsetzlicher Geruch wehte ihm entgegen.

Der Fuß war offenbar bei der mangelhaften Pflege brandig geworden.

Himmelstainer stöhnte.

Der Pfleger rief ihn an: „Wir sind bei Euch, Clement Weltzer und Franz Lang.“

Der Alte sah sie mit großen Augen an: im Fieberwahn erkannte er sie wohl nicht mehr.

Da trat auch Franz Lang herzu und griff nach Himmelstainers heißer Hand.

Dann nahm er sein Buch aus dem Sack und hielt es gegen das Licht und blätterte mit zitternden Fingern und suchte einen Psalm.

Und dann las er mit Tränen in den Augen und mit bebender Stimme: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir."

Und als er geendet, sagte Clement Weltzer das Lied auf, das Martinus Luther nach diesem Psalm gedichtet hat:

„Aus tiefer Not schrei' ich zu dir,
Ach, Herr, vernimm mein Schreien!"

Und unter den altvertrauten Klängen von Gotteswort und Kirchenlied erwachte noch einmal des Alten schlummernder Geist, er blickte verwundert auf, schien die beiden Seelsorger an seinem Krankenbett zu erkennen, noch einmal blitzte es hell auf unter seinen buschigen Brauen, er wollte die Hand erheben, da wurden plötzlich seine Züge starr, ein letzter leiser Seufzer entfloh dem geöffneten Mund, er riß die Augen weit auf, und sein Leib streckte sich.

„Er ist hinüber," flüsterte Weltzer und drückte dem Alten die Augen zu.

„Gott schenke ihm den ewigen Frieden!" sagte Franz Lang und faltete Ludwig Himmelstainer die welken Hände über der breiten Brust.

Dann beteten beide still für sich ein Vaterunser und gingen hinaus.

Nach einer Stunde schon waren sie wieder auf dem Wege nach Marchburg, und es war eine traurige Heimfahrt.

Franz Lang sagte einmal: „Himmelstainer hat ein besseres Ende verdient."

Weltzer antwortete bitter: „So mußte einer sterben, der die Freiheit seiner Vaterstadt wider die Türken und wider den welschen Stadtpfaffen allzeit wacker und mannhaft verteidigt hat!"

„Und wird dann wie eine Malefizperson auf dem Schindanger zu Gratz eingescharrt!"

Da sagte Clement Weltzer, und in seinen müden Augen leuchtete es plötzlich auf: „O wir werden zum Hassen erzogen! Gott verzeihe uns und denen, die so übel an uns handeln! Unsere Liebe und Treue findet bösen Lohn. Ludwig Himmelstainer hat es überstanden. Herr Franz Lang, glaubet mir, ich wäre froh, wenn ich auch erst so weit wäre!"

„Ihr müsset uns erhalten bleiben, Herr Weltzer!"

Er schüttelte den Kopf und antwortete nichts.

28.

Weltzers Reise gen Gratz war zu Marchburg bekannt geworden. Man setzte große Hoffnungen auf seinen Versuch, sich für die verhafteten sechs Ratsherren bei der Regierung zu verwenden.

Etliche Zweifler erinnerten wohl daran, daß er bei der Kommission auch nichts ausgerichtet hätte, wurden aber darauf verwiesen, daß er trotz seiner kühnen Sprache wider den Erzherzog straflos geblieben wäre, er müßte also oben zu Gratz doch nicht übel angeschrieben sein.

Und nun war der Pfleger heimgekehrt, überraschend schnell: man hatte ihn erst am nächsten Tage zurückerwartet.

Er lag schwer krank zu Bett, und sein Weib ließ niemanden zu ihm.

So bestürmte man denn Franz Lang mit Fragen und Bitten, und der erzählte in tiefer Ergriffenheit und mit nicht verhaltenem Groll von dem Bescheid, den ihnen Mathias Amman gegeben, und von Ludwig Himmelstainers einsamem und traurigem Sterben.

Da war fast die ganze Stadt wie eine trauernde Witwe, auch gut katholische Leute beklagten sein unverdientes, hartes Geschick.

Dem Stadtrichter Stephan Hase schlug das Gewissen, und er empfand es als eine Genugtuung, als ihm Doktor Johannes Homelius an einem der nächsten Tage bei einer Untersuchung seines Auges mitteilte, daß er den Apfel herausnehmen müßte, er wäre nicht zu retten.

Antonius Manincor freute sich, daß sein eigenmächtiges Verfahren bei der Verhaftung der vier Männer die Billigung des Statthalters gefunden hatte.

Die Stadt blieb also so gut wie ohne Rat, und vor allem die Seele des Widerstandes gegen alle seine und der Regierung Bemühungen, die Augsburgische Konfession zu Falle zu bringen, der alte Himmelstainer, war beseitigt, wenn jetzt Schritt für Schritt weiter gegen sie vorgegangen würde, mußte sie bald ganz und gar am Boden liegen.

Der Tod des alten Mannes berührte ihn kaum. Von Rechts wegen gehörten alle Ketzer auf den Scheiterhaufen, und dieser Aufrührer war gefallen, weil er sich der Obrigkeit widersetzt hatte, darum nur kein falsches Mitleid mit einem Manne, der so viel Schaden angerichtet und als ein Haupthindernis dem völligen und endgültigen Siege der teuren heiligen Kirche im Wege gestanden hatte. Lobt nicht jeder den Jägersmann, der den Wolf erlegt, der so viele Schafe der Bauern zerrissen?

Nun hieß es, klug und fleißig die günstige Lage auszunützen.

Den Predikanten fürchtete er nicht mehr, der war ohne die Stütze des Rates ein Wagen ohne Räder, der würde bald den Weg des Schulmeisters gehen.

Und Weltzer? Der konnte ihn auch nicht mehr lange schützen, der war ein sterbenskranker Mann, wie die Augsburgische Konfession, für die er so hartnäckig gearbeitet und gestritten hatte. Einen Bettler hat er ihn einst genannt — o der Bettler war königsreich gegen ihn, der wie ein armes Hündlein im Winkel lag und auf sein Ende wartete!

Und Franz Lang sang ihm keine Psalmen mehr ins Ohr, heute morgen war er gen Gambs gezogen und hatte ihm zuvor den letzten gesungen, der war kürzer und nicht so laut wie sonst. Fortan hatte Antonius Manincor vor ihm Ruhe.

Nein, was bei den Sektischen aufrecht war und geführt hatte, das lag am Boden.

Jetzt mußte der Stadtpfarrer noch die Masse niederwerfen, und das schien ihm ein Leichtes.

Es kam von Gratz des Erzherzogs letzter Befehl. Er war ausdrücklich so bezeichnet. Man hörte auch bereits von Kommissionen im übrigen Land, aus dem Ennstal, in der östlichen Steiermark, die, vom Bischof geführt und von Dragonern und windischem Fußvolk begleitet, wohin sie kamen, mit Gewalt das Herzogtum reformierten.

Dieser letzte Befehl drang nochmals mit aller Schärfe auf die Zahlung der fünfhundert Dukaten und drohte mit weiteren Verhaftungen von Bürgern, wenn nicht endlich Gehorsam geleistet würde. Die fünf in Gratz in Haft liegenden Männer aus dem früheren Rat würden nicht eher freigelassen werden, auch sollte sofort durch den mit Acht und Bann belehnten Stadtrichter Stephan Hase ein neuer Rat aus gut katholischen treuherzigen Männern gewählt werden. Endlich wäre der Predikant zu Windenau sofort zu ergreifen und abzuschaffen.

Da der Richter auf Anordnung des Arztes wegen der Verletzung seines Auges sich in einem dunklen Zimmer halten mußte, so verlas am nächsten Sonntag der Stadtpfarrer des Erzherzogs Befehl von der Kanzel und ermahnte seine getreuen Zuhörer, mit aller Macht in ihren Häusern und bei den Nachbarsleuten dahin zu arbeiten, daß endlich durch willigen Gehorsam gegen die liebe Obrigkeit der so notwendige, heißersehnte Friede und die vollkommene, schöne Einigkeit in Glaubenssachen für die teure Stadt Marchburg wiederkehrte.

Gar treffliche Bundesgenossen würden ihm hierbei die Frauen der fünf verhafteten Ratsmänner.

Er besuchte jede einzeln und redete mit ihr eindringlich über ihr trauriges Los, daß sie, wiewohl noch zu Lebzeiten ihres Mannes, doch einer Witwe gleich zu achten wäre, und in den

Strom von Tränen, den er damit bei jeder erzeugte, goß er den milden Balsam seines Trostes: ihr Mann würde binnen kurzem in ihre Arme heimkehren und zu den geliebten Kindlein, wenn sie nur selbst die sektische Religion miede und Sorge trüge, daß das verhaßte und schädliche Kirchenwesen zu Windenau alsbald so vereinsamt und verlassen dastünde, wie sie jetzt durch die unleidliche Wegführung des geliebten Gemahls.

Die Frau des Abraham Sollhofer war noch die tapferste von allen. Ihr Geschäft war an sich schon nicht zum besten gegangen, da ihr Mann häufiger im Weinhause denn in seiner Tischlerwerkstatt zu finden gewesen war und die unbeaufsichtigten Gesellen oft gefeiert hatten.

Sie sagte zu Manincor: „Das kann doch noch Monde dauern. Können wir Frauen denn sonst nichts tun, daß unsere Männer uns zurückgegeben werden?"

„Gehet von Haus zu Haus und suchet die Strafe aufzubringen."

„Fünfhundert Dukaten? das ist unmöglich."

„So gehet zum Herrn Weltzer, er soll Euch die Summe vorstrecken."

„Er ist krank."

„Gehet zum Predikanten, er soll gutwillig von Windenau weichen."

„O, Ihr kennt ihn nicht, das tut er nicht."

„Bittet Weltzer in einem Schreiben, er soll ihn entlassen."

„Das tut der noch viel weniger!"

„So weiß ich Euch keinen andern Rat als: wartet in Geduld und meidet Windenau und haltet Euch zu Eurer ordentlichen Pfarrkirche!"

Als der Stadtpfarrer gegangen war, und sich die Frau noch einmal alles durch den Kopf gehen ließ, was er ihr gesagt hatte, fiel ihr ein, daß sie immerhin einen Versuch machen könnte, zu Weltzer zu gehen und das Geld von ihm für die Stadt auszuleihen.

Sie trug Annamaria ihr Leid und ihr Anliegen in beweglichen Worten vor, und fand bei ihr ein geneigtes Ohr und ein teilnehmendes Herz, und da der Pfleger sich gerade leichter fühlte, so fragte sie ihren Mann, ob die Sollhoferin auf einen Augenblick hereinkommen dürfte.

Er bejahte es.

Ihre Bitte aber wollte er ihr nicht erfüllen.

„Wisset, liebe Frau," sagte er, „auch wenn die Stadt die Strafe zahlt, wird Euer Mann nicht frei. Es handelt sich um die Augsburgische Konfession. Euer Mann ist nicht in Haft, weil und insolange die Stadt nicht bezahlt, sondern weil und insolange das Kirchenwesen zu Windenau aufrecht steht. Sobald es fällt, ist Euer Mann frei!"

„Woher wißt Ihr das?"

„Der Stadtpfarrer hat ihn zu Unrecht verhaften lassen, bloß weil er der Augsburgischen Konfession zugetan ist. Wenn der neue Rat aus katholischen Personen gewählt sein wird, wird er von denen niemals einen verhaften lassen."

„Und Ihr meinet, Windenau wird fallen?"

Da legte sich der Pfleger in die Kissen zurück, faltete die Hände über der Brust und sah mit traurigem Blick zur Höhe.

Dann sagte er mit zuckendem Munde: „Jesuiten und Dragoner ziehen durchs Land: bald werden sie auch gen Marchburg kommen. Windenau — wird — fallen!"

Dann verdeckte er sein Gesicht mit beiden Händen und schluchzte.

Da ging die Sollhoferin mit Annamaria weinend hinaus.

Draußen sagte die Weltzerin zu der andern: „Fasset Euch, liebe Frau, ich bin ärger daran als Ihr. Euer Mann kehrt bald heim, und der meinige geht und kehrt mir nimmermehr wieder!"

29.

Das Jahr ging zu Ende. Es war das vorletzte des Jahrhunderts.

Clement Weltzer hatte seit seiner Rückkehr von Gratz Windenau nicht mehr wiedergesehen: er war dauernd ans Bett

gefesselt, höchstens daß er eine Stunde am Tage in seinem Lehnstuhl saß.

Die Gottesdienste wurden überhaupt immer schwächer besucht, teils der grimmigen Kälte wegen, die eingefallen war, vor allem aber weil man sich vor Antonius Manincor fürchtete, der stolz und siegessicher prahlte, die Tage des Predikanten wären gezählt, und jedem, der jetzt noch gegen des Erzherzogs Verbot gen Windenau auslaufen würde, mit einer Anzeige zu Gratz drohte.

Der neue Rat war gewählt oder eigentlich vom Stadtpfarrer eingesetzt worden; es wagte kein einziger Bürger gegen die Liste zu stimmen, die er aufgestellt hatte.

Alle zwölf Männer waren willenlose Werkzeuge in Manincors Hand und überwachten getreulich jeden Verkehr nach Windenau, so daß schließlich außer dem Adel am Sonntag niemand mehr über die Draubrücke ging.

So kam der Neujahrstag heran. Es war ein Sonntag.

Am Tage vorher war zu Marchburg die Nachricht angelangt, eine vom Bischof Martin Brenner zu Gratz geführte Religionskommission hätte zu Radkersburg an der ungarischen Grenze alles reformiert und zöge nunmehr gen Mureck und würde alsbald auch gen Marchburg kommen.

Auch Annamaria hatte davon erfahren, wollte aber ihrem Mann vorderhand nichts davon sagen.

Sie schickte aber ein Schreiben an den Predikanten Sigmund Lierzer, worin sie ihm riet, sich mit Weib und Kind schleunigst in Sicherheit zu bringen. Sie sagte ihm hiermit herzlich Lebewohl und herzinnigen Dank für seine erbaulichen Predigten und wünschte ihm unter einer freundlicheren Sonne mehr Glück. Es täte ihr sehr leid, daß er nicht mehr von ihr und ihrem Mann Abschied nehmen könnte, seine Krankheit wäre sehr vorgeschritten, er wüßte auch nichts von der drohenden Gefahr und diesem Schreiben.

Da wußte Lierzer, daß der morgige Gottesdienst sein letzter im Draufeld und im Herzogtum Steyr, vielleicht gar sein letzter überhaupt sein würde, falls, was immerhin zweifelhaft war, Besucher kommen sollten.

Von dem Schreiben der Weltzerin sagte er seinem Weibe nichts.

Er schlief die ganze Nacht nicht.

Was sollte er tun?

Den Rat der Treuen befolgen und fliehen?

War er dann nicht ein Mietling?

Aber es war ja keine Gemeine mehr da.

So blieb er doch ein Predikant der Herren und Landleute.

Konnte er nicht zur Frau Ursula übersiedeln?

Aber würde der Erzherzog in seiner Verfolgung der Augsburgischen Konfession beim Adel halt machen und würde er dann nicht auch sie und ihren Gatten durch seine Anwesenheit auf ihrer Burg in Gefahr bringen?

Der Rat der Weltzerin war so übel nicht.

Aber war er dann nicht feige?

Fürchtete er sich vor der Kommission, den Jesuiten, den Mordknechten?

Mußte er nicht bleiben, um zu sehen, was aus Windenau, aus Weltzers Schöpfung würde?

Und mußte er nicht bleiben, um Weltzer, wenn er ihm schon nicht die letzte Wegzehrung geben konnte, die letzte Ehre anzutun und ihn zum lieben Erdreich zu bestatten, auf seinem Friedhof, unter seinen Religionsverwandten?

Nicht bleiben, um Annamaria und Ursula zu trösten?

Sein Entschluß war gefaßt: er wollte bleiben!

Da kam eine wunderbare Ruhe über ihn, wie er sie nie gekannt.

Die Spannung der letzten Jahre, der letzten Monde löste sich, alle quälende Ungewißheit hatte ein Ende.

Er stand vor einer großen Gefahr, das wußte er. Aber er begrüßte sie, weil sie die Entscheidung brachte über sein ferneres Leben und Wirken.

Er begrüßte sie, weil sie ihm womöglich eine Sühne brachte für das, was er verfehlt und versäumt hatte.

Er wollte treu sein bis zuletzt, treu wie Weltzer war, der todgeweihte, edle Mann.

Und wenn er fiel als ein Opfer der Widersacher: besser einmal stolz und stark aufrecht gestanden sein und dann jählings fallen, als beständig am Boden liegen wie ein Kornhalm, den der Hagel niedergeschlagen!

So konnte er einmal ein Ganzer sein, nicht Poet und Prädikant in qualvollem Widerstreit, sondern in schöner Harmonie, ein Mann, der das, was er in Liedern gesungen und in Predigten verkündigt hatte, besiegelte durch die Treue, durch die Tat!

So lag er mit offenen Augen die ganze Nacht, und als er im fahlen Dämmerlicht des Morgens aufstand, wunderte er sich, daß er gar nicht müde war.

Wenn er nur heute noch einmal predigen könnte!

Wenn nur Zuhörer kämen!

Und sie kamen, und es kamen gerade die, denen er am allerliebsten gepredigt hatte: sein treues Weib, Ursula und Adam von Kollonitsch, und statt der Weltzerischen, die er heute besonders schmerzlich vermißte, Franz Lang, der einen zweistündigen Weg hinter sich hatte.

So hatte Sigmund Lierzer nur vier Zuhörer, aber mit diesen vier schloß er sich zusammen zu einer Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe, von der er wußte, daß sie ihm die Kraft geben würde, das Höchste zu wagen und das Schwerste zu tragen zu Ehren der vielgeliebten Ausburgischen Konfession.

Trotzig stimmte er das Lied an, das sie so oft hier im Gottesdienst gesungen, das aber jetzt angesichts der drohenden Gefahr so ganz anders klang, so viel ernster, so viel eindringlicher:

„Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort
Und steur' des Papsts und Türken Mord."

Es war, als ob in diesem Lied jedes einzelnen Seele wie eine verfolgte Taube zum Himmel flog, dort an des Herrgotts Brust Schutz zu suchen vor den feindlichen Menschen.

Und dann predigte Lierzer: „Selig sind, die Verfolgung leiden, denn das Himmelreich ist ihr."

Mit keinem Wort erwähnte er die Gefahr, die ihnen allen drohte, und doch wußten alle davon, und Maria, sein Weib, ahnte sie wenigstens, und so verstanden alle den dunklen Hintergrund, auf dem er die Seligkeit des Verfolgtwerdens malte: Der hochgelobte Heiland hat dies Wort gesprochen, und er hat es aus tiefem Erleben heraus gesprochen.

Wir jammern über die Verfolgung als über ein Unrecht und über ein Leid, er preist sie als ein seliges Erlebnis.

Ein Erlebnis, das stracks in den Himmel führt, hier zeitlich und dort ewiglich.

Gott der Herr führe uns alle also, daß der Heiland auch über uns sein: „Selig seid ihr!" sprechen kann! Wer aber beharret bis ans Ende, wird gekrönt!

Sigmund Lierzers letzte Predigt war seine beste Predigt, denn es war die einzige Predigt, in der er ungeteilt und ganz sich an seinen Gott hingegeben hatte, in die nichts mehr von dem unseligen Zwiespalt hineinspielte, der sein Leben und sein Wesen bis hieher zerrissen hatte, in der er sich über sich selbst erhob und wie ein Adler in des Himmels reine Lüfte stieg, hoch über alles Leid und alle Sorge dieser armen Erde.

Dann sangen sie: „Eine feste Burg ist unser Gott!" und das war wie ein trotziger Gruß ans kommende Jahrhundert, an die kommenden Feinde, an die kommende Not. Stolz standen sie alle da, und ihre Augen leuchteten in einem heiligen Feuer, und in ihren Herzen lebte der Gott, dem sie sich auf Leben und Sterben angelobt und der ihnen die selige Gewißheit in die Seelen geschenkt hatte, mit der sie wie mit einem Jubelschrei dies Lied beschlossen: „Das Reich muß uns doch bleiben!"

Nach dem Gottesdienst sandte Lierzer sein Weib unter

einem Vorwand heim und beriet sich mit den drei zurückgebliebenen treuen Freunden über die Lage.

Er berichtete von dem Schreiben der Welzerin und von seinem Entschluß, zu bleiben, und bat Frau Ursula, sein Weib und Kind einstweilen unter ihren Schutz zu nehmen, bis sein Schicksal entschieden wäre.

Und sie sagte ihm: „Herr Predikant, auch ich habe gestern ein Schreiben von meiner Mutter erhalten, das mir meldet, daß in den nächsten Tagen die Kommission ins Draufeld kommen wird. Ich habe von Euch nichts anderes erwartet, als daß Ihr bleibet! Gott schütze Euch!"

Er reichte ihr die Hand und sah ihr tief in die Augen, dann wandte er sich den beiden Männern zu und dankte auch ihnen für ihre Treue.

„Darf ich Euch mein Weib gleich heute schicken, Frau Ursula?"

„Ich lasse sie heute nachmittag im Wagen holen."

Er nickte.

Dann ging er hocherhobenen Hauptes heim, mit festen Schritten, und Frau Ursula sah ihm nach und sagte leise zu den beiden Männern: „Ich habe immer auf ihn vertraut."

Und Franz Lang fügte hinzu: „Er war ein Mensch, und nun ist er ein Mann!"

„Der Abschied von seinem Weibe wird noch bitter sein," meinte Herr von Kollonitsch.

„Ich glaube nicht," antwortete Ursula, „Maria ist ein tapferes Weib und seiner wert!"

30.

Sie kommen! Sie kommen!" frohlockte die marchburgerische Jugend und rannte spornstreichs zum Ulrichstor. Alsbald war dort eine große Menge Volkes versammelt.

Alle Glocken im Stadtkirchturm und von der Kirche in der Vorstadt am Tabor begannen zu läuten, Siegesklänge für das Ohr des Stadtpfarrers Antonius Manincor, der an der Seite

seiner beiden Gesellpriester in weißem Meßgewand die Kommission erwartete.

Stolz stand er da und ließ sein Auge herrisch über die wogende Menge gehen.

Ein Hochgefühl beseelte ihn, wie er es bisher nur einmal erlebt: am Tage, da er die erste Messe las und auf sein Wort und unter seinen Händen Brot und Wein sich in den wahrhaftigen Leib und das wahrhaftige Blut des Erlösergottes verwandelten.

„Unsere Glocken läuten heute die Augsburgische Konfession zu Grabe," sagte er zu den beiden Amtsbrüdern.

„Euer Hochwürden dürfen jubeln," schmeichelte Mathias Ernberger, „Ihr habet Euer redlich Teil zu ihrem Untergang beigetragen."

„Es war ein hartes und schweres Stück Arbeit," antwortete er, „aber das Ende krönet das Werk."

„Ihr seid heute der Herr in Marchburg," sagte Vogrinetz. „Ich vergönne es den teutschen Heiden von Herzen."

Trompetenstöße schmetterten durch die klare Winterluft.

Der Torhüter schloß das Tor auf: das streckte beide Flügel wie zu einem freudigen Willkommen den fremden Gästen entgegen.

Hoch zu Roß, umgeben von zwei Herren vom Adel, nahte Martin Brenner, Bischof von Seckau, dem die Seinigen ob seines mannhaften Streites wider die Sektischen den ehrenden Beinamen des Ketzerhammers gegeben.

Sein wie aus Stein gemeißeltes, edles Gesicht verriet keine Bewegung, nur in seinen klugen, dunklen Augen leuchtete der Triumph über die bisherigen stolzen Erfolge, und die vornehme Hand hielt fest die Zügel seines Rosses wie alles, was er in seiner männlichen Tatkraft angriff.

Hinter den drei Reitern schritten Richter und Rat, die ihnen zur Begrüßung entgegengezogen waren.

Stephan Hase trug noch die schwarze Binde um sein linkes Auge, und die Zwölf vom Rat dünkten sich ungemein wichtig.

Ihnen schlossen sich in langem Zuge hundertfünfzig Musketiere und hundertsiebzig bischöfliche Untertanen an, zumeist wilde, windische Gesellen, wohl mit Absicht ausgewählt, und endlich, vom Hauptmann Friedrich Ritter von Paar geführt, an die zweihundert Reiter.

Am Stadttor wurde halt gemacht.

Das Volk sank auf die Knie, und der bischöfliche Segen taute auf die gebeugten Häupter herab.

Die drei Priester küßten dem Oberhirten die Hand, dann rief Antonius Manincor laut in lateinischer Sprache: „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn Zebaoth."

Der Bischof nickte gnädig und stieg in der nahen Burg mit seinen beiden Begleitern ab.

Der Hauptmann sprengte heran, befahl dem Torhüter, die Stadt abzusperren und ordnete kleinere Abteilungen zur Besetzung der drei übrigen Stadttore ab. Dann setzte er sich an die Spitze des Fußvolkes und ritt mit der gesamten Kriegsmacht zum Rathaus.

Trompeter sprengten durch die Gassen und forderten die ganze Gemeine auf den Rathausplatz.

Es wäre kaum nötig gewesen, denn alles, was nicht krank zu Bette lag, war neugierig auf den Beinen.

Nach einer Stunde rief der Hauptmann vom Altan des Rathauses mit lauter Stimme der Menge zu: „Ich mache im Namen und Auftrag Ihrer fürstlichen Durchlaucht männiglich bekannt, wie folgt: die städtischen Privilegien sind von heute ab aufgehoben, das Landgericht entzogen, die sektischen Bücher sind noch heute bei Todesstrafe auf dem Rathaus abzuliefern, die gesamten Einwohner haben sich um zwölf Uhr in der Stadtpfarrkirche einzufinden, allwo der Herr Bischof predigen wird. Alsdann haben alle Bürger wiederum auf dem Rathaus zu erscheinen. Und nun gehet auseinander und handelt, wie euch befohlen worden ist!"

Das Volk gehorchte schweigend wie brave Kinder, brachte gewissenhaft die wenigen zwanzig Bibeln, die in der Stadt zu finden waren, und war um zwölf Uhr vollzählig in der Kirche.

Martin Brenner predigte, und er war ein Künstler.

Er wußte, der Stadtpfarrer hatte vortrefflich das Feld bestellt, in das er nun in dieser feierlichen Stunde als Gottes Säemann die Saat der Liebe zur heiligen Kirche ausstreuen sollte, und er tat es mit einer ungewöhnlichen Beredsamkeit.

Alles an diesem Kirchenfürsten war, sobald er auf dem Predigtstuhle stand, Begeisterung.

So unbeweglich er vorhin beim Einzug in Marchburg geblickt hatte, jetzt lohten seine Augen, als ob des heiligen Geistes Flammen aus ihnen hervorzüngelten, und wenn er die Hand vorstreckte, erschien er wie ein Obrist, der seine Reiter in die Feinde schickt, und seine Stimme rollte bald dumpf wie ein Glockenerz, bald tönte sie lieblich wie die Stimme einer lockenden Mutter.

Da war alles, was er sagte, echte Überzeugung, und so flogen seine Worte wie Feuerfunken in die Seelen seiner erschütterten, verängstigten Zuhörer und zündeten auch dort ein Feuer an, in dem der letzte Rest der Liebe und Treue zur Augsburgischen Konfession verbrannte wie leeres Stroh.

Antonius Manincor, der selber feurig zu predigen wußte, hing mit verzehrenden, brennenden Augen an den Blicken des Meisters dort oben auf seinem Predigtstuhl: so mußte Johannes Chrysostomus gepredigt haben, dessen Worte seine Zuhörer zu lautem Beifall hinrissen, und am liebsten wäre er aufgesprungen und hätte dem Bischof entgegengejauchzt.

So hatte die nachfolgende Kommission im Rathaus ein leichtes Spiel: nicht einer, nicht Mann, nicht Weib, nicht Bürger, nicht Knecht hielt der Augsburgischen Konfession die Treue, alle Bürger ließen sich willig auf die katholische Lehre vereidigen.

Mit Stolz berichtete noch am gleichen Tage der Bischof dem Erzherzog, es wäre die ganze Stadt Marchburg auf den Schlag reformiert worden.

Windische Fußknechte warfen alsdann hohnlachend aus dem Rathausfenster die Bibeln auf den Platz, und bald wirbelte ein helloderndes Feuer auf, und der Wind trug die verkohlten Fetzen der Bücher durch die Luft.

Am Abend predigte Martin Brenner nochmals, und dann verlas Antonius Manincor auf des Bischofs Geheiß die Reformationsordnung für die Stadt Marchburg.

Darin hieß es unter anderem: „Sie müßten sich des Predikanten gänzlich enthalten, ebenso des Auslaufens gen Windenau, Tote darf nur der Pfarrer begraben, kein Sektischer oder Lutherischer ist als Bürger aufzunehmen, zum Stadtanwalt wird der Stadtpfarrer Antonius Manincor eingesetzt. Er hat diese Instruktion alle halbe Jahr vor versammeltem Rat zu verlesen. Ohne Wissen des Pfarrers darf kein Rat abgehalten werden, er ist als fürstlicher Anwalt gebührend zu respektieren und zu ehren. Richter und Rat soll diese Instruktion steif und gebührend handhaben."

Der nächste Tag war der Dreikönigstag. Da dröhnte die Draubrücke unter den Schritten des Fußvolkes und den Hufen der Reiter, die gen Windenau zogen.

Der Hauptmann von Paar lächelte. Heute sollte es eine andere Arbeit geben, als Bücher zu verbrennen und Bürger zu verhören.

Der Bischof und seine beiden adeligen Begleiter waren in Marchburg verblieben.

Antonius Manincor hatte gebeten, mit hinaus zu dürfen. Er fuhr in einem Wagen hinten nach.

Es war ein kalter, nebeliger Wintermorgen. Der Wind fegte über die Straße und hüllte das Kriegsvolk in Staubwolken ein.

Der Pachern hatte sein verschneites Haupt in einen dichten Schleier gehüllt, als wollte er das Werk nicht sehen, das zu seinen Füßen geschehen sollte.

Die Soldknechte, namentlich die windischen, waren in der besten Laune ob der fröhlichen Arbeit, die von ihnen verlangt wurde, und ob des reichlichen Weines, mit dem sie ihnen gelohnt ward.

Laut scherzend zogen sie dahin.

Als sie in Windenau ankamen, ließ der Hauptmann halten.

In diesem Augenblick trat Sigmund Lierzer aus dem Hause, durch das Getümmel angelockt.

Der Wagen des Stadtpfarrers fuhr an den Reihen des Kriegsvolkes entlang bis zum Friedhof.

Der Predikant kam ruhigen Schrittes, bleichen Angesichtes, aber stolz erhobenen Hauptes heran.

Da rief Antonius Manincor: „Herr Hauptmann von Paar, das ist der sektische Predikant!"

Der Hauptmann stemmte seine Rechte in die Seite und blickte Lierzer entgegen und sagte nichts.

„Wollt Ihr ihn nicht stracks ergreifen lassen?" schrie Manincor ungeduldig.

„Er kommt uns nicht aus," antwortete Paar ruhig.

Der Predikant hatte alles gehört.

Ein Lächeln spielte um seinen Mund.

Jetzt stand er vor dem Stadtpfarrer.

Beide sahen sich an mit festen, durchdringenden Blicken.

Dann sagte der Welsche: „Ei, so lerne ich Euch doch noch aus der Nähe kennen!"

Lierzer antwortete nichts und wandte sich dem Hauptmann zu: „Was auch mit mir geschehe, machet es kurz."

„Ihr werdet nach Gratz geschafft, ins Gefängnis."

„So laßt mich abführen."

„Ihr sollet zuvor sehen, wie Euer sektisches Kirchenwesen in Flammen aufgeht."

„Ich bitte Euch, erspart mir das!"

„Ihr bleibt hier! Vorwärts, ihr Knechte, bindet ihn und bewachet ihn!"

Und sie banden ihm mit Schwertriemen die Hände auf dem Rücken zusammen, so fest, daß es ihn schmerzte.

Er aber stand ruhig da und biß die Zähne zusammen und

konnte es doch nicht hindern, daß seine Augen in Tränen schwammen.

Nicht um sich und sein Los, um das, was er nun mit ansehen sollte, um das Schicksal von Windenau.

Am Holz des Heilandskreuzes züngelten Flammen auf, und noch ehe der Stamm, an seinem unteren Ende verbrannt, mitsamt dem Leichnam des Gekreuzigten zur Erde sank, flogen mit gewaltigem Krach, vom Pulver gesprengt, an allen vier Enden gleichzeitig große Teile der Friedhofsmauer in die Luft.

Als der Rauch sich verzogen hatte, sah Lierzer mit Grausen, wie drei Dragoner mit zerfetzten Gliedern in ihrem Blute zuckten.

Manincor sprang aus dem Wagen und eilte herzu: da war kein Trost mehr nötig.

Bald stand kein Stein mehr auf dem andern. Die Grabhügel der Toten waren von Schutt und Steinen fast ganz bedeckt.

Die Gräber selbst aber ließen die Zerstörer unversehrt.

Das Holzkirchlein brannte. Man hatte es ganz und gar mit Stroh gefüllt.

Sigmund Lierzer wandte sich ab, Tränen rannen ihm über die Wangen.

Ein abermaliges lautes Krachen ließ ihn sich umwenden: sein Predikantenhaus wurde gesprengt.

Bald brannten auch Schule und Mesnerhaus. Die Eichen ringsherum standen in hellem Schein. Krähen, die dort ihre Nester hatten, waren längst mit lautem Geschrei fortgeflogen.

Die rauchenden Trümmer wurden mit Spießen und Hellebarden auseinander gerissen.

Ein beißender Rauch erfüllte die Luft.

Dem Predikanten war, als müßte er ersticken. Da schleppten drei Fußknechte das Heilandskreuz.

Der Hauptmann rief ihnen zu: „Reicht es noch aus?"

„Es ist nur unten verbrannt. Wenn wir den Querbalken obenauf setzen, so reicht es."

Sie rissen den geschwärzten Leib vom Holz und warfen ihn in die Glut des Kirchleins.

Und bald darauf sah Lierzer, wie an der Stelle, wo das milde, edle Antlitz des Gekreuzigten, Trost und Frieden spendend, geleuchtet hatte, ein Galgen aufgerichtet ward aus demselben Stamm, und rief in ohnmächtiger Wut: „Ihr ruchlosen Gottschänder!"

Da fuhr ihm die flache Säbelklinge eines Dragoners quer durchs Gesicht, durch das sich bald ein blutroter Streifen zog wie ein purpurner Gürtel um das weiße Kleid eines Mädchens, er taumelte vor Scham und Schmerz und fiel dann ohnmächtig zu Boden.

Als er wieder zu sich kam, war er im Stadtwagen auf dem Wege gen Gratz, einem unbekannten Schicksal entgegen.

Um dieselbe Stunde waren Adam und Ursula von Kollonitsch im Hause des Vaters.

Sie waren an Windenaus rauchendem Schutt vorüber in die Stadt gefahren, weil ein Bote ihnen die Mitteilung gebracht hatte, es ginge mit Clement Weltzer zu Ende.

Nun standen sie um sein Bett.

Er hatte alles erfahren, was zu Marchburg geschehen war. Die Trompetenstöße, das Getümmel auf den Straßen, das Glockengeläute, der Lärm vor der Burg, der sein Haus gegenüberlag, hatten ihm alles verraten.

Er wußte, es war aus mit der Augsburgischen Konfession in der Stadt und im ganzen Land.

Das Beste war, gar nichts mehr zu denken, das Beste war, zu sterben, wie sie gestorben war.

Sein Geist war noch immer klar.

Ursula streichelte seine Hand, ihr Mann las mit zitternder Stimme einen Psalm, Annamaria hatte die Hände gefaltet und betete leise.

Weltzer wollte sich aufrichten, sank aber kraftlos zurück.

„Was wollt Ihr, Vater?"

Da sah er sein Kind mit großen, ernsten Augen an

und fragte: „Was ist's, Ursula? Steht — Windenau — noch?"

Sie erschrak und antwortete nichts.

Er verstand und stöhnte: „Es — ist — gefallen!"

Um seinen Mund zuckte es, langsam rannen ihm die Tränen über die abgezehrten Wangen.

Ursula wollte ein beruhigendes Wort sagen.

Da schrie der Sterbende plötzlich auf, sein Haupt sank vornüber, seine Seele ward frei.

Ursula kniete an seinem Bette nieder, sein Weib warf sich aufschluchzend über ihn, und Adam von Kollonitsch trat ans Fenster.

Draußen schmetterten die Trompeten: Das Kriegsvolk war von Windenau heimgekehrt und zog zur Burg, dem Bischof das Gelingen des Werkes zu melden.

Neben dem Wagen des Antonius Manincor ritt der Hauptmann von Paar.

Der Stadtpfarrer sah zu Weltzers Wohnung empor, und als er das ernste Gesicht des Burgherrn von Schleinitz sah, ahnte er, daß der Pfleger abgeschieden war, und sagte zum Hauptmann: „Der erste, den ich, obwohl er ein Sektischer ist, nach der neuen Reformationsordnung zu bestatten haben werde, ist der Herr Clement Weltzer. Er ist wohl schon tot. Herr Hauptmann, die Augsburgische Konfession liegt am Boden, unsere heilige, teure Kirche hat gesiegt!"

